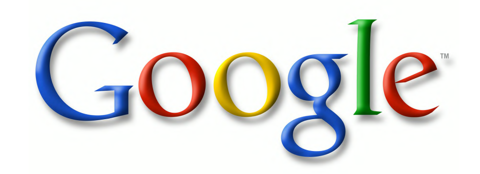


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

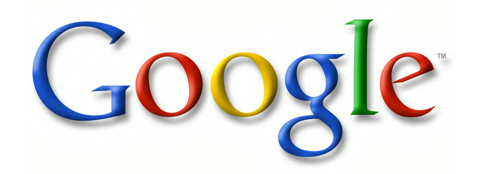
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

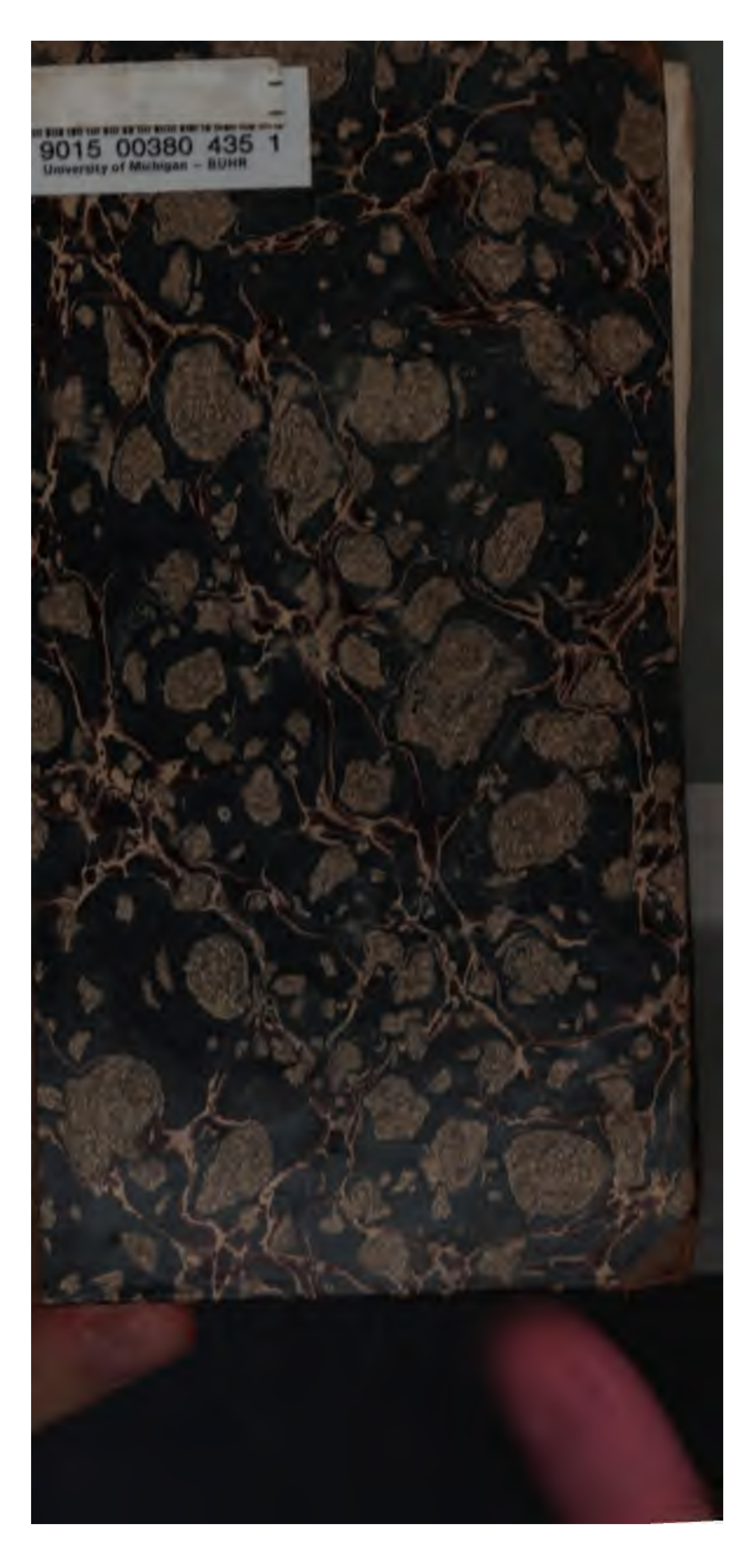
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

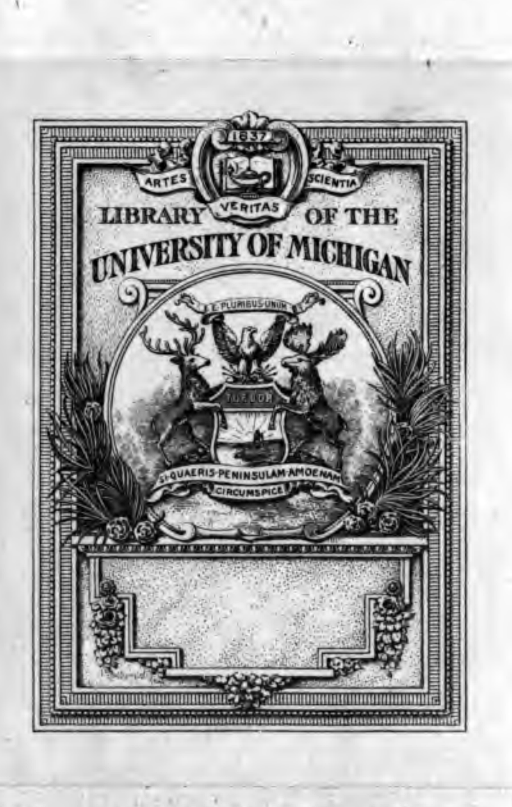
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


9015 00380 435 1
University of Michigan – BUHR


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

610.5
H59



Journal
der
practischen
Arzneykunde
und
Wundarzneykunst

herausgegeben
von

C. W. Hufeland,
Königl. Preuſs. Staatsrath, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse, wirkl. Leibarzt, erstem Arzt der Charité, Mitglied der Academie der Wissenschaften etc.
und
K. Himly,
Profeſsor der Medizin zu Göttingen, Director des klinischen Instituts etc.

XXXI. Band.

Berlin 1810.
In Commission der Realschul-Buchhandlung.



I.

Beobachtung einer Blattern-Epidemie unter den Wilden des südlichen Africa, nebst Nachrichten über die Einführung und Ausbreitung der Schutzblattern-Impfung am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Von

Dr. Heinrich Lichtenstein.

Auf einem dänischen Schiffe, das im Jahr 1753 unter des bekannten und verdienstvollen Gouverneurs *Tulbagh* Regierung in der Tafelbay ankerte, herrschten bösartige Blattern. Der Capitän verbarg diesen Umstand sorgfältig, um nicht von der Rheede gewiesen, und an dem Einkauf des nothwendigen Proviants verhindert zu werden, doch traf er Vorkehrungen, den Verkehr seines Schiffs-

volks mit den Leuten vom Lande zu hemmen, und ging ohne Begleitung allein in seinen Handelsgeschäften ans Land. Indessen ward (vielleicht ohne sein Wissen) einige Wäsche, welche die Kranken getragen hatten, zum Reinigen in die Stadt geschickt und dadurch das Uebel zunächst den Wäscherinnen, durch sie aber bald auch ihren Hausgenossen und Nachbaren mitgetheilt.

Da in den ganzen hundert Jahren, seit welchen die Colonie damals schon bestand, die Blattern ihr durchaus fremd geblieben waren, und, einige wenige Europäer ausgenommen, Niemand das Uebel kannte, so blieb man über die wahre Natur der Krankheit lange ungewifs, und da überdies der Capitän ohne ein Bekenntnifs seiner Unvorsichtigkeit abgereist war, so kamen die Mafsregeln, welche die Regierung endlich ergriff, um der weitern Ausbreitung des Uebels Einhalt zu thun, um vieles zu spät. Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete es sich durch die ganze Capstadt und alle Eingebohrnen, die sich nicht durch eine schleunige Flucht auf das Land retteten, wurden nach und nach davon angesteckt. Die Epi-

demie zeigte sich in solchem Grade bösartig, daſs in den ersten zwei Monaten nur sehr wenige der davon Befallenen gerettet wurden. Ganze Häuser starben aus, es gab fast keines, das nicht Todte gezählt hätte, und man betrachtete die Wiederherstellung der wenigen Geretteten als ein Wunder. Zwar ward die Epidemie nach und nach milder, demohngeachtet verlohr die Capstadt binnen sechs Monaten fast Zweidrittheile ihrer Einwohner, und durch einzelne Flüchtlinge wurde die Krankheit auch auf das Land gebracht, wo sie sich jedoch wegen der so sehr isolirten Lage der südafricanischen Pächtereien nicht so schnell verbreiten konnte und daher den Colonisten, welche weiter, als eine bis zwei Tagereisen von der Stadt wohnten, ganz fremd blieb. Einzelne der Geflohenen, die nach dem Aufhören der Epidemie wieder in die Stadt zurückkehrten, wurden noch spät nachher (wie man sagt, durch Betten) angesteckt und ihr Beispiel erneuerte das Schrecken. Indessen hatte die Krankheit doch ihre Bösartigkeit verloren, sie zeigte sich zwar noch eine Zeitlang hin und wieder einzeln, aber endlich gelang es doch der sorgsamen Regierung, sie bis auf die letzte

Spur aus der Colonie zu verbannen. Zugleich wurden zweckmäſsige Vorschriften zur Untersuchung der ankommenden Schiffe verordnet, die denn auch so wirksam gewesen sind, daſs man seitdem nie wieder einen Blatterkranken in der Colonie gesehen hat.

Um so befremdender war es mir, auf meiner ersten Reise zu den Kaffern (im Jahre 1804) unter diesen Wilden häufig Leute von 30 bis 36 Jahren anzutreffen, die stark von den Blattern genarbt waren. Bei genauerer Erkundigung erfuhr ich, daſs diese Krankheit allerdings vor eben so langer Zeit (also um das Jahr 1770) unter ihnen geherrscht und damals viele Menschen hinweggerafft habe. Ja, man setzte hinzu, unter einem der entfernteren Stämme habe sie noch neuerlich gewüthet, und brachte mir zum Beweise einen jungen Menschen von 16 Jahren, der noch die deutlichen Spuren davon im Gesichte trug. Auf meine Frage, von woher ihnen die Krankheit mitgetheilt sey, bekam ich zuerst die Antwort, sie sey von jeher unter ihnen im Schwange gewesen, nachher aber sagte einer, die letzte Epidemie hätten sie durch eingehandelte Corallen

von Stämmen aus dem Innern bekommen. Von Schiffen, die an der Küste gescheitert wären und ihnen die Krankheit gebracht haben könnten, wufste keiner *). Indessen zu sehr überzeugt, dafs man die einzelnen Angaben dieser Wilden (besonders die allgemein negativen) nicht für zuverlässig halten dürfe, blieb ich noch immer weit entfernt zu glauben, dafs die Blattern auf einem andern Wege, als durch Europäer hieher gelangt seyn könnten, und fand nur das merkwürdig, dafs sie unter den Kaffern zu einer Zeit geherrscht hatten, während welcher man in der Capstadt und der ganzen Colonie längst nichts mehr von ihnen wufste.

Ich lernte indessen die gehörten Gerüchte ernsthafter betrachten, als ich anderthalb Jahr später, auf meinem entferntesten Zuge in das Innere von Africa, zu Völkerschaften gelangte, bei welchen wirklich, noch in dem

*) Dafs überhaupt Blattern eine unter den Kaffern bekannte Krankheit sind, ist nichts neues, denn schon *Le Vaillant* und *Barrow* erzählen, dafs sie blatternarbige Menschen unter ihnen angetroffen, jedoch immer in der Voraussetzung, die Krankheit sey von der Colonie aus mitgetheilt, oder durch ein gestrandetes Schiff an die Küste gebracht.

Augenblicke meiner Ankunft eine Blattern-Epidemie herrschte. Die näheren Umstände, unter welchen sich mir diese Erscheinung darstellte, werden sie den Lesern des Journals d. pr. H. K. nicht minder merkwürdig machen, als sie es mir selbst damals geworden ist.

Anderthalb Monate war ich mit meinen Gefährten von der Capstadt aus in nordnordöstlicher Richtung gereist, als wir unter 27° 50′ südlicher Breite an die Ufer des *t' kai garieb* (grofsen Flusses) gelangten, der die bekannteren Gegenden des südlichen Africa von einem Lande scheidet, das noch wenig Europäer betreten haben, und dessen Bewohner überhaupt noch nicht wissen, dafs es andere Weifse giebt, als in der Cap-Colonie im Süden von ihnen. Wir setzten am 10ten Jun. 1805 nicht ohne Mühe und Gefahr über diesen Strom. Die Furth, auf welcher wir ihn durchwateten, wird von den jenseits wohnenden Coranastämmen *Priskab* genannt, und liegt nach einer ohngefähren Berechnung 70 Meilen von dem nächsten Punkte der Westküste, von der Ostküste aber mehr als 120 deutsche Meilen entfernt.

Jenseits trafen wir eine kleine Horde ausgewanderter Kaffern unter dem Befehl eines gewissen *Oalela*, die nicht sobald erfahren hatten, daſs wir noch 20 Tagereisen nordwärts zu ziehen gedächten, als sie uns von diesem Vorhaben auf alle Weise abzuschrekken suchten. Unter den Gründen, die sie geltend machten, war auch der: es herrsche unter den Coranen eine Ausschlagskrankheit, von der ein jeder ergriffen werde, der sie noch nicht überstanden habe, und die gar leicht tödlich werde. Aus der nähern Beschreibung ging hervor, daſs sie die Blattern meinten. Da wir indessen gewiſs wuſsten, daſs von dieser Krankheit in der Colonie, (als von wo aus allein sie sich nach unsrer Meinung den so ganz von allem Handelsverkehr abgeschnittenen Wilden mittheilen konnte) seit mehr als einem Menschenalter keine Spur bemerkt worden war, und da wir überdies Ursache hatten, jene Abmahnungen gewissen Nebenabsichten zuzuschreiben, so hielten wir die ganze Angabe für eine Erdichtung oder ein Miſsverständniſs, zumal da eben diese Kaffern hinzusetzten, es sey eine ganz gewöhnliche Krankheit. Wir verfolgten daher unsern Weg und begegneten drei

Tage nachher einem Missionär, der von seiner Sendung unter den Bentjuanen heimkehrte. Dieser bestätigte uns nun ernsthaft alles, was wir von den Kaffern gehört hatten, und fügte hinzu, er habe auch unter den Bentjuanen die Blattern häufig bemerkt, sie kämen unter einzelnen Stämmen fast alljährlich vor, wären aber dann so gutartig, daſs von 20 kaum einer daran sterbe. Diese gerühmte Gutartigkeit erregte in mir neue Zweifel, ob die Krankheit wohl wirklich die Kinderblattern seyen und spannte meine Neugierde auf einen hohen Grad.

Nachdem wir denn abermals noch einigen Missionären begegnet waren, welche die früheren Nachrichten bestätigten und die Gefahr zum nicht geringen Schrecken der uns begleitenden Africaner ansehnlich vergröſserten, gelangten wir endlich am 18ten Junius an einen Ort, wo eine beträchtliche Anzahl zum Christenthum bekehrter oder noch zu bekehrender Hottentotten bei einander wohnten. Ein achtungswerther englischer Missionär Namens *Anderson* hatte sie von allen Seiten um sich her versammelt und so eine kleine Colonie gebildet, die

in mancher Rücksicht interessant war. Er zählte bereits an tausend Menschen zu seiner Gemeinde, die sich an mehrern kleinen, nicht weit von einander entfernten Quellen niedergelassen hatten, und gröſstentheils durch Viehzucht und Jagd ihren Unterhalt fanden. Unter diesen herrschten nun eben jetzt seit einigen Monaten die Blattern; die Epidemie war im Abnehmen.

Gleich nach meiner Ankunft lieſs ich mich zu den Kranken führen. Den ersten, einen ältlichen Mann, fand ich in der anfangenden Desquamation, es war der neunte Tag der Krankheit. Er hatte wenige, groſse Blattern, in den frischesten fand ich noch gutartiges Eiter, ihre hellgelbe Farbe stach seltsam gegen die schwarze Haut des Kranken ab. Das Fieber war unbedeutend, überhaupt hatte er sich nur zwei Tage ernsthaft krank befunden, nemlich den 4ten und 5ten; ein Brechmittel, welches ihm Herr *Anderson* gegeben, und worauf bald der Ausbruch des Exanthems gefolgt war, hatte ihm groſse Erleichterung verschafft. Uebrigens hatte er während der ganzen Krankheit nichts als Molken zu sich genommen, denen er ei-

ne seit gestern eingetretene (wahrscheinlich kritische) Diarrhöe zuschrieb. Seine Frau und Kinder hatten die Krankheit früher überstanden, eins derselben war daran gestorben.

Die zweite Kranke befand sich übler, sie war seit 5 Tagen krank, die Blattern brachen eben hervor. Sie klagte über heftiges Kopfweh und hatte ziemlich starkes Fieber; die Zunge war weifs belegt, die Haut warm und feucht. Als sie die Felle aufhob, mit welchen sie sich zugedeckt hatte, stieg mir der eigenthümliche Geruch entgegen, der auch bei uns diese Krankheit begleitet. Die hervorbrechenden Pusteln waren blafsroth, kaum bemerkbar wegen des dunklen Pigments und ohne lebhafte Umkreise. Obgleich diese Menschen gröfstentheils ganz nackend zu gehen pflegen, bemerkte ich doch bei Allen, in diesem Stadium, dafs die Eruption zuerst im Gesicht und auf der Brust erfolgte.

Der dritte, ein etwa zehnjähriger Knabe, war ziemlich voll Blattern, die discret standen und eben sich füllten, ohne dafs jedoch der Umkreis merklich entzündet war. Das Gesicht war geschwollen, ich bemerkte Spu-

ren von Salivation. Dieselbe fand ich deutlicher bei andern Kranken, deren ich noch acht nach einander besuchte. Bei allen ergaben sich ungefähr dieselben Erscheinungen, unter denen der Geruch der Ausdünstung, die Zufälle bei der Eruption und die vollkommene Eiterung der Pusteln die entscheidendsten waren. Ich sah außerdem viele, welche genesen waren, und überzeugte mich auf das vollkommenste, daſs die Krankheit wirklich in nichts anderm als wahren gutartigen Blattern bestehe. Die mehrsten Kranken hatten in den ersten Tagen über heftigen Kopfschmerz oder Halsschmerz geklagt, und sich auf die Brechmittel, die ihnen ihr Patriarch bei zunehmendem Uebelbefinden zu reichen pflegte, besser befunden. Von Nervenzufällen, Delirien, Zuckungen hatte sich bei keinem auch nur eine Spur gezeigt. Die mehrsten waren *fünf bis sechs Tage* krank gewesen, ehe die Eruption erfolgte. Kinder hatten die Krankheit leichter überstanden, als Alte. Das Fieber war bei den mehrsten, die ich sah, sehr gelinde. *Anderson* versicherte mich aber, es sey im Anfange der Epidemie, vor und während der Eruption gewöhnlich sehr heftig mit starken ört-

lichen Schmerzen und fast nicht zu stillendem Durst begleitet gewesen. Fast bei allen, die an der Krankheit gestorben waren, war der Tod im Eiterungsstadium erfolgt. Schon vor sechs Monaten habe man hier zuerst gehört, dafs die Blattern unter den Corana-Hottentotten, die zehn bis zwölf Tagereisen weiter nach Nord-Osten wohnen, im Schwange gingen und in den Monaten Februar und März, die in diesem Jahre ungewöhnlich heifs gewesen, seyen von diesen viele hinweggerafft. Im April haben sie sich dann auch unter seinen Lehrlingen gezeigt, von welchen aber in allem nur 36 daran gestorben wären. Seit dem Eintritt der kältern Jahrszeit (das Thermometer sinkt hier im Jun. und Jul. fast allnächtlich auf den Gefrierpunkt) sey aber kein Einziger mehr daran gestorben, obgleich die Kranken kaum mit einigen Schaffellen bedeckt, nackend auf einer Binsenmatte lägen, und die Hütten der Mehrsten in so üblem Zustande wären, dafs die Luft von allen Seiten durchstriche. An ordentliche Verpflegung sey auch nicht zu denken gewesen, noch weniger an Darreichung von Arzenei. Molken oder mit Wasser verdünnte Milch sey das Einzige, was

man zur Erquickung der Kranken zur Hand gehabt habe.

Die Missionäre, welche uns begegnet waren und sich nebst ihren Frauen, Sclaven und Hottentotten mehrere Tage an diesem Ort aufgehalten hatten, waren von uns, obgleich wir damals selbst noch sehr an dem Vorhandenseyn wahrer Blattern zweifelten, dennoch vorsichtshalber angewiesen, das Gebiet der Colonie nicht eher zu betreten, als bis sie sich vollkommen überzeugt haben würden, dafs keiner ihrer Leute angesteckt sey. Es war ihnen deshalb zur Pflicht gemacht, bis zum Ende des Monats Junius aufserhalb den Grenzen der Colonie zu bleiben und alle Gemeinschaft mit den dortigen Weifsen und Hottentotten sorgfältigst zu meiden. Der Erfolg lehrte, dafs diese Vorsicht keinesweges übertrieben gewesen, denn kaum waren sie über den *t' kai-garieb* zurückgekommen, als zwei von den Hottentotten krank wurden und den Blattern-Ausschlag bekamen. Einer der Missionäre, Namens *Koster*, der ehemals Schiffswundarzt gewesen war, beschlofs alle seine Leute auf einmal zu impfen, damit das Uebel in möglichst

kurzer Zeit möchte überstanden seyn und die Gesellschaft desto eher ihre Reise möchte fortsetzen können. Die Geimpften bekamen am sechsten Tage eine örtliche Entzündung der Impfstelle, am 8ten etwas Fieber, das in den folgenden beiden mit Mattigkeit und Kopfschmerz zunahm, und wenn alsdann die Blattern am ganzen Körper erst hervorgebrochen waren, hörten diese Zufälle auf und die Kranken befanden sich grüſstentheils so wohl, daſs sie beim Eintritt der Desquamation schon ihre kleinen Dienste wieder verrichten konnten. —

Wir selbt setzten unterdessen, ungeachtet mancher neuen Hindernisse, unsere Reise bis zu dem merkwürdigen Völkerstamm der Beetjuanen fort und ich unterlieſs nicht, mich dort angelegentlich nach den Blattern zu erkundigen. Alles was ich darüber erfuhr, bestätigte immer mehr die Behauptung der Kaffern, daſs diese Krankheit in Africa einheimisch sey. Zwar reicht die Geschichtkunde dieses Volkes nicht weit in das Alterthum hinauf, aber alle die Verständigsten behaupteten einmüthig, das Uebel habe schon so lange unter ihnen geherrscht, als ihr Volk

bestehe. Von einer Mittheilung dieser Krankheit durch die Europäer konnte bei ihnen die Frage nicht seyn, denn sie wohnen so weit von den Küsten, daſs noch vor 10 bis 12 Jahren die Erzählungen von einem groſsen Waſser (dem Meer) und von weiſsen Menschen zu den fabelhaften Sagen gehörten, die nicht eher Glauben fanden, als bis Holländer aus der Capcolonie zu ihnen kamen. Dagegen nannten sie uns die Macquini, eine groſse Nation weit im Norden von ihnen, also recht mitten im Innern des unerforschten tropischen Africa, als diejenige, von welcher sie durch Vermittelung der zwischen dieser und ihnen wohnenden Stämme die letzten Blatterepidemieen bekommen hätten.

Ich sehe gar wohl ein, daſs dieses Alles nicht hinreicht zu beweisen, die Blattern seyen *nicht zuerst* durch Europäer den Völkern des südlichen Africa mitgetheilt. Auch ist es mir um diesen Beweis nicht gerade zu thun. Ich habe nur die gemachten Erfahrungen denen nicht vorenthalten wollen, welche der bekannten Meinung zugethan sind, die Blatternkrankheit habe ihre ursprüngliche Heimath im inneren Africa. Ohne ähnliche

vom Norden her gemachte Beobachtungen und ohne genauere Untersuchungen des innern Zusammenhanges der africanischen Völker, wird wohl eine solche Vermuthung nie weiter als zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit erhoben werden können. Indessen kommt hier vielleicht auch noch die Bemerkung zu statten, daſs unter den Sclaven, welche von Mozambique zum Verkauf nach dem Cap gebracht werden, auffallend viel Blatternarbige anzutreffen sind. Diese Sclaven aber kommen fast alle aus dem tiefen Innern, und haben vor ihrer Gefangennehmung und vor der Versendung an die Küste nie mit Weiſsen zu schaffen gehabt. Mozambique liegt unter 15° S. B. und in der *da Lagoabay*, welche unter 25° 52′ S. B., also grade unter gleicher Breite mit den Bentjuanen liegt, scheinen die Blattern unbekannt zu seyn, indem *White*, der sonst so genau beobachtet und die dortigen Kaffern so ausführlich beschreibt, sonst gewiſs dieses Umstandes erwähnt haben würde. — Wenn man nun anzunehmen geneigt ist, die Blattern seyen den Mozambiquern durch die Portugiesen zugebracht, so ist es um so merkwürdiger, wie sie den Bewohnern der *da Lagoa-*

goabay, mit welchen die Portugiesen seit eben so langer Zeit Verkehr hatten, und wohin sie von Mozambique aus häufig Schiffe zu schicken pflegten, fremd bleiben konnten und wie sie auf dem weiten Umwege durch das innere Africa von jenem entfernten Punkt der Küste bis an die äusserste Südost-Ecke gelangen konnten, ohne die auf der nächsten Linie liegenden Küstenbewohner mit zu berühren.

Was nun die Krankheit an sich betrifft, so lassen zwar die Hauptmerkmale keinen Zweifel übrig, dass man sie für wahre Blattern zu halten habe, doch ergeben sich auch Abweichungen von ihrem bei uns gewöhnlichen Verlauf, die als Producte des Clima's und der Lebensart dieser Wilden noch einige Aufmerksamkeit verdienen. Ich rechne dahin 1) die längere Dauer des *stadium ebullitionis*, 2) die völlige Abwesenheit aller Nervenzufälle, 3) den geringen Grad des Fiebers und der örtlichen Entzündung der Pustel, 4) überhaupt die besondre Gutartigkeit der ganzen Epidemie, indem durch einander gerechnet unter den Kranken nicht mehr als vier bis fünf von hundert starben.

Diesen milden Charakter haben, nach Aussage der Bentjuanen, alle ihre Blattern-Epidemien und zwar um so mehr, je häufiger sie wiederkehren.

Was sich zur Erklärung dieser Erscheinungen sagen ließe, ist etwa folgendes. Die Lebensart dieser Wilden ist höchst einfach und naturgemäß. Die mehrsten der südafricanischen Völkerstämme sind Menschen von rüstigem festem Bau, die bei einer halb nomadischen Lebensart ihren Unterhalt in der Jagd und Viehzucht finden. Daher nähren sie sich fast ausschließlich mit Fleisch und Milch; sie bauen zwar in ihren Gärten eine gewisse Hirse-Art (*Holcus Caffrorum s. sorghum*) aber der Ertrag davon, so wie von einer Art Wassermelonen, die sie pflanzen, ist sehr gering und das Land, welches sie bewohnen, arm an wildwachsenden eßbaren Vegetabilien. Die mehrsten Todesfälle erfolgen nach hitzigen Fiebern mit hervorstechenden gastrischen Zeichen. Zu jeder Art des Uebelbefindens gesellen sich gastrische Complicationen, und diesem Umstande ist wohl besonders die gute Wirkung der Brechmittel in dieser Epidemie zuzu-

schreiben. Vielleicht läfst sich auch hieraus mit erklären, warum der Tod selten anders als im *stadium suppurationis* erfolgte. — Nervenzufälle überhaupt sind unter diesen Wilden (vielleicht unter allen Wilden) etwas unerhörtes. Krämpfe, Ohnmachten, Zukkungen, Irrereden kennen sie durchaus nicht; vor Blödsinnigkeit bewahrt sie die physische Kraft des ganzen Geschlechts, vor dem Wahnsinn die fortdauernde Beschränkung ihrer Geistesthätigkeit. — Das Clima des Landes, welches sie bewohnen, ist ganz ein andres als das der Cap-Colonie. Die ganze Gegend jenseits des *t'kai-garieb* ist, wenn man die Küstenländer ausnimmt, ansehnlich über der Meeresfläche erhaben und fast ganz eben, dahingegen die terrassenförmig sich abstufende Südspitze von Africa fast nur ein einziges grofses Gebirge darstellt. Indessen am Cap von den Monaten Mai bis September häufige Regen fallen, herrscht im Innern des Landes eine trockne Kälte. In den Nächten überfrieren nicht selten die stehenden Gewässer, dann und wann fällt selbst Schnee, aber die Sonne hat Kraft genug, die Spuren davon in den ersten Morgenstunden wieder zu tilgen, und höchst selten wird sie von

Wolken verdunkelt. Dagegen regnet es im Sommer hier häufiger, als in der Cap-Colonie, besonders in den Monaten December bis Februar, wo öftere Gewitter Ströme von Regen über das Land ergieſsen und die Luft abkühlen, deren Hitze zuweilen den Grad der Blutwärme erreicht oder wohl gar übersteigt. In dieser heiſsen Jahreszeit kommen dann auch die mehrsten Krankheiten vor, im Ganzen aber raffen der Krieg und frühzeitige Altersschwäche mehr Menschen hinweg, als diese hitzigen Krankheiten. —

Ich hatte meiner Verpflichtung gemäſs, dem Gouverneur der Cap-Colonie möglichst schnell Bericht erstattet über die angetroffene Blatternepidemie und darin die Besorgniſs geäuſsert, daſs bei dem Hin- und Herreisen der Missionäre diese Krankheit leicht den Colonisten mitgetheilt werden und unter ihnen vielleicht einen bösartigern Charakter annehmen könnte, als sie unter den Wilden zu haben schien. Zugleich hatte ich Vorschläge zur Abwendung dieser Gefahr gethan. Als ich mich daher auf meinem Rückwege, gegen Ende Augusts, der Capstadt bis auf wenige Tagereisen wieder genähert hatte, be-

gegnete ich dem Befehl, sogleich an die Grenzen der Colonie zurückzukehren und die vorgeschlagenen Maßregeln in Ausführung zu bringen. Unter diesen hatte ich die Einführung der Schutzblattern-Impfung als eins der kräftigsten Vorbeugungsmittel in Vorschlag gebracht, und erhielt daher zugleich einen kleinen Vorrath frischer Lymphe, mit welchem ich mich unverzüglich nach der angewiesenen Gegend begab. Der Beschwerden des Reisens durch die unwirthbaren Karroo-Ebenen bereits gewohnt, legte ich die Reise zu Pferde, begleitet von einem einzigen bewaffneten Hottentotten in acht Tagen zurück, und traf dort, in Uebereinstimmung mit den Unter-Magistrats-Behörden, die nöthigen Vorkehrungen zur Bewachung der Grenzen und — auf den möglichen Fall der demohngeachtet erfolgenden Ansteckung —, zur Isolirung und zweckmäßsigen Behandlung der Kranken. Schwerer hielt es, die Grenzbewohner zur Annahme der Schutzblatternimpfung zu bewegen, und nur das besondre Zutrauen, das ich mir auf meinen seit zwei Jahren mehrmals wiederholten Reisen unter diesen Leuten zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, half mir die Schwie-

rigkeiten besiegen, die mir ihre mannichfachen Vorurtheile in den Weg legten. Ich impfte Anfangs nur Sclaven und Hottentotten, überzeugte durch den Augenschein von der Gefahrlosigkeit des Schutzmittels und hatte dann die Freude, binnen vier Wochen die Zahl der von mir geimpften Weiſsen und Schwarzen bis nahe an 200 heranwachsen zu sehn. Ich überlieſs sodann das Geschäft der weitern Ausbreitung einigen verständigen Hausvätern, die ich bestmöglichst von den Kennzeichen wahrer Schutzblattern und in den Handgriffen der Impfung unterrichtete, und kehrte nach sechsmonatlicher Abwesenheit nach der Capstadt zurück. Als ich mich im März des folgenden Jahres nach Europa einschiffte, waren nach den neuesten damaligen Berichten, die Schutzblattern längs der ganzen nördlichen Grenze verbreitet und von den wahren Blattern keine Spur gesehen worden.

Die Schutzblattern-Impfung hat so gerechte Ansprüche auf die Segnungen der Mit- und Nachwelt, daſs fast nicht zu zweifeln ist, die Geschichte ihrer wohlthätigen Verbrei-

tung über den Erdboden werde unter den dankbaren Nachkommen einmal einen eignen Forscher und Darsteller finden. Einem solchen Unternehmen diene folgende Notiz als Beitrag. —

Schon im Jahre 1801 machten die Engländer einen Versuch, die Schutzblattern am Cap einzuführen, der aber fruchtlos blieb, weil die übersandte Lymphe auf der weiten Seereise ihre Kraft verlohren hatte. Eben so wenig hatte ein zweiter Versuch, den man gleich Anfangs unter der holländischen Regierung machte, den erwünschten Erfolg. Indessen man sich noch mit Entwürfen beschäftigte, die Schutzblattern vermittelst einer Reihe von Impfungen auf dem Schiffe selbst, hieher zu verpflanzen, lief im November 1803 das portugiesische Schiff: *a Pimpolla de Rosa* in die Tafelbay ein. Der Capitain erklärte sogleich bei der Visitation, dafs er eine Ladung Sclaven am Bord habe, unter welchen keine andre Krankheit herrsche, als die Schutzblattern. Er hoffe nemlich bei ihrem Verlauf in Südamerica den Preis dadurch zu erhöhen, dafs er sie auf der Reise einen nach dem andern vacciniren

lasse und so den einstigen Käufer im voraus gegen die Gefahr, seinen Sclaven durch die Blattern wieder zu verlieren, sicher stelle. So erwünscht nun hier der Eigennutz den menschenfreundlichern Absichten des capischen Gouvernements die Hand bot, so sehr hatte es doch Ursache, bei der Ausführung des lange beabsichteten Vorhabens behutsam zu verfahren, denn kaum war es bekannt geworden, man wolle die Kuhpocken in die Colonie einführen, als sich die Stimme des Volks allgemein dagegen erhob. Was überhaupt an so vielen andern Orten dagegen gesagt und hier zu wiederhohlen unnöthig ist, ward gegen den Beschlufs des Gouvernements auf die Bahn gebracht, und der gänzliche Mangel an eignen Erfahrungen über die Blattern sowohl als über das Schutzmittel dagegen, machte die Zweifler nur noch dreister und unüberzeuglicher. Besonders behauptete man, es sey unweise, Vorbeugungsmittel gegen ein Uebel zu ergreifen, das gar nicht existire, wenigstens durch Wachsamkeit eben so sicher abgewendet werden könne; *) noch

*) Damals nemlich war von den Blattern-Epidemieen unter den Kaffern noch weiter nichts bekannt, als was Barrow darüber erzählt, und auch das war

unweiser aber, mit diesem Vorbeugungsmittel selbst ein Uebel in das Land zu bringen, das man bis dahin eben so wenig gekannt habe, als die Blattern selbst. Ja die Mehrsten verwechselten die Kinderblattern und Schutzblattern geradezu und befürchteten von der zu nehmenden Maaſsregel kein geringeres Unglück, als eine Erneuerung der vor funfzig Jahren überstandenen Pockenpest.

Alle diese Bedenklichkeiten hatten jedoch keinen andern Einfluſs auf den Entschluſs der Regierung als den, daſs man ihn mit Vorsicht und mit derjenigen Achtung gegen die Volksstimme ausführte, die ein milder Regent nie aus den Augen verliert. Das Schiff ward also fürs erste streng bewacht, damit Niemand an Bord gehen oder von dem Schiffe ans Land kommen könne. Am Tage nach seiner Ankunft muſste der Capitän einige der geimpften Sclaven auf eine Schaluppe aussetzen lassen, und diese wurden von einer ärztlichen Commission, an deren Spitze sich der Hospitaldirector Dr. *Dibbetz* befand, und die in einer Schaluppe vom

den mehrsten Capbewohnern durchaus fremd geblieben.

Lande sich ihnen entgegenrudern liefs, auf offener Rhede untersucht. Man fand an ihnen die Aussage des Capitäns vollkommen bestätigt, begab sich darauf an Bord, um auch die übrigen Sclaven genauer zu untersuchen und nun erst, nachdem man sich überzeugt hatte, dafs die Ausschlagskrankheit wirklich in nichts anderm, als wahren Kuhpocken bestehe, ward Gemeinschaft mit dem Schiffe erlaubt und auf den Bericht des Hospitaldirectors beschlossen, von einigen der tauglichsten Subjecte Lymphe zu nehmen und damit die Impfung an einigen Personen aus der Dienerschaft des Gouverneurs und andrer aufgeklärter öffentlicher Beamten zu beginnen. Um auch jetzt noch das allgemeine Vorurtheil zu schonen, ward ein abgesondertes Gebäude in dem äufsersten Umkreis der Festungswerke zur Aufnahme der ersten Impflinge bestimmt, und nachdem man an zehn Subjecten, die daselbst bis zum Abfallen der Schörfe geblieben waren, die Gefahrlosigkeit und Milde der so gefürchteten neuen Krankheit sattsam bewiesen hatte, wurde, ohne auf weitere Gegenvorstellungen zu hören, auf die allgemeine Verbreitung der Schutzblattern - Impfung gedrungen. Die

mehrsten Einwohner ließen sich denn auch durch diese Erfahrungen sogleich überzeugen, und einer der angesehensten Männer in der Capstadt, ein gebohrner Africaner, ging mit einem guten Beispiel voran, indem er gleich in der zweiten Woche sich selbst und seine ganze zahlreiche Familie ohne Bedenken der Impfung unterwarf. Unter dem Vorsitz des Director *Dibbetz* trat eine Gesellschaft von Aerzten zu einer Schutzblattern-Commission zusammen, die mit eben soviel Eifer die schleunige Ausbreitung der Schutzblattern-Impfung beförderte, als sie nachher Vorsicht anwendete, um für eine lange Zeit im voraus impffähige Subjecte zu behalten und den Schutzblatternstoff für die Colonie zu bewahren. Als ich einige Monate später von meiner ersten Reise nach der Capstadt zurückkam, waren schon 2000 Menschen geimpft und diese Zahl war bis zum Anfange des Jahres 1806, in welchem ich die Colonie verließ, bis nahe an 10,000 gestiegen.

II.

Praktische Miscellen.

Von

Dr. C. G. T. Kortum.

1.

Ein leichtes aber in vielen Fällen höchst wirksames Mittel gegen das Wechselfieber.

Schon seit vielen Jahren bedienten sich manche Leute bei den in meinem Wohnorte fast jedes Jahr, den Winter ausgenommen, häufig vorkommenden und fast endemischen Wechselfiebern dieses Hausmittels mit vielem Erfolge. Eine alte Frau hatte es in ihren Jugendjahren von einer adelichen Dame gelernt, und so hatte es sich seit wohl hundert Jahren durch die Tradition fortgeerbt. Ich kannte die Bestandtheile dieses blos äus-

serlichen Mittels längst, achtete aber nicht darauf, weil es mir fast unmöglich schien, daſs ein so unbedeutendes Applicat etwas leisten könne; ich hielt die Fälle, wo es geholfen zu haben schien, für Täuschung oder zufällige Wirkung anderer Einflüsse. Aufmerksamer wurde ich indessen, als im Frühlinge des laufenden Jahres (1809) bei fünf jungen Personen in einem Hause zugleich das Fieber nach Anwendung dieses Mittels unter meinen Augen auf der Stelle oder nach wenigen Tagen sich verlor, obgleich zu dieser Zeit die Wechselfieber, wenn ich nicht mit dem *Cortex regius* zu Hülfe kam, fast allgemein langwierig waren. Ich forschte nun weiter nach. und mir wurde eine Menge von Fällen bekannt, wo das Mittel geholfen hatte. Das Auffallendste dabei war mir, daſs nur höchst selten, wo auf diese Art das Fieber war gehoben worden, ein Recidiv erfolgt war. In manchen Fällen, wo durch den *Cortex* das Fieber vertrieben, aber nach einigen Wochen zurückgekehrt war, hatte das Mittel ohne weiteres gefruchtet. Man wird sich also nicht wundern, daſs ich Lust bekam, das Mittel, so geringfügig es gleich beim ersten Anblick erscheint, selbst zu versuchen,

und der Erfolg war von der Art, dafs ich es der Mühe werth halte, dem medicinischen Publikum davon durch dieses Journal Nachricht zu geben.

Das Mittel ist nichts weiter als ein Brei von zerschnittenen und dann mit dem Zusatz von etwa dem achten Theile weifsen Zuckers zu einem gleichförmigen Magma zerstofsenen (frischen) weifsen Lilienzwiebeln (*Bulbi liliorum alborum*). Der Zucker kann hier wohl blos dazu dienen, den Brei etwas schmieriger und salbenartiger zu machen. Mit diesem Brei wird, ohne ihn vorher zu erwärmen, Morgens und Abends der Nabel und die Gegend um denselben wohl eingerieben, dann davon einer halben Hand grofs auf Leinwand gestrichen und auf den Nabel gebunden. Einige Personen glauben davon ein Ziehen vom Nabel aus durch den ganzen Körper zu bemerken; andere empfinden gar nichts dergleichen, ohne dafs dies auf die Wirkung gegen das Fieber Einflufs hat. Auch wird die äufsere Haut gar nicht durch diesen Brei gereizt oder geröthet. Die Vorschrift zum Gebrauche des Mittels befiehlt übrigens, vorher durch Sennesblätter etc. die

ersten Wege zu reinigen, und 8 — 14 Tage lang die Anfälle des Fiebers abzuwarten, ehe man mit dem Auflegen des Breies anfängt.

Der erste Fall, bei dem ich das Mittel selbst anwandte, betraf einen Mann von etwa 30 Jahren, dem ich vor 4 Wochen ein Quotidianfieber durch den *Cortex regius* geheilt hatte, welches seit einigen Tagen zurückgekehrt war. Ich gab des Morgens ein gelindes Abführungsmittel; darauf kam am Nachmittage das Fieber wie gewöhnlich. Sobald der Anfall nachliefs, wurde Abends der Lilienbrei eingerieben und aufgelegt, den folgenden Morgen und Mittag abermals, und das Fieber blieb gänzlich aus. — Kurz nachher versuchte ich dasselbe Mittel bei einem Manne von mittlern Jahren, der erst den vierten Tertianfieberanfall hatte, nach vorhergegangener Reinigung der ersten Wege; aber ohne alle Wirkung. Es war vermuthlich zu früh. Da der Mann kein Zutrauen zu dem Mittel hatte, heilte ich ihn durch den *Cortex regius*. Aber nach 14 Tagen bekam er einen Rückfall. Ich liefs nun die Lilienwurzeln in Form einer Lattwerge, nämlich denselben Brei durch einen färbenden

Syrup unkenntlich gemacht, innerlich nehmen, und nach zwei Unzen desselben verlor sich das Fieber. Dieses ist der einzige Fall, wo ich bisher die Lilien innerlich gegeben habe. — Ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren hatte von einer Reise nach Holland ein Tertianfieber mitgebracht, welches zwar durch die Chinarinde gehoben worden war, aber noch von Zeit zu Zeit Rückfälle machte. Da der Mann auch lästige Brustzufälle hatte, und den *Cortex* nicht wohl vertrug, liefs ich ihm, als er mich zu Rathe zog, den Lilienbrei in den Nabel einreiben und auflegen, und auf der Stelle blieben die Wechselfieber aus, so dafs von nun an die Heilart blos auf das Brustübel mit dem besten Erfolge gerichtet werden konnte. — Ein Knäblein von drei Jahren hatte im Sommer vorigen Jahres das Wechselfieber und wurde durch den *Cortex regius* geheilt. Im Frühlinge dieses Jahres eben so, aber nach 4 Wochen erfolgte ein Rückfall, obgleich diese Zeit hindurch der *Cortex* in kleinen Gaben fortgebraucht war. Nach angewandtem Lilienbrei stellte sich der nächste Anfall des Fiebers ein, aber doch, wie es schien, nicht so heftig. Es wurde mit dem Einrei-

ben

ben und Auflegen des Breies fortgefahren, und das Fieber blieb gänzlich aus, ohne seitdem Rückfälle zu machen.

Ich habe späterhin das Mittel vielfältig angewendet, führe aber, um die Leser nicht zu ermüden, keine einzelnen Fälle weiter an, sondern fasse das Resultat meiner Erfahrungen kurz zusammen. Bei Kindern und jungen Personen also hilft das Mittel, wenn man es nicht gar zu früh anwendet, sondern dem Fieber etwas, wenigstens 8 — 10 Tage lang seinen Lauf läfst und vorher die ersten Wege reinigt, gegen Frühlings- und Sommerfieber fast unfehlbar; bei Erwachsenen und Alten hingegen ist es manchmal fruchtlos. Der Grund davon dürfte in der bei Kindern noch dünnern und weichern, folglich leichter von der wirksamen Substanz der Lilien durchdringlichen Textur des Nabels zu suchen seyn. Bei Herbstwechselfiebern scheint das Mittel weniger kräftig zu wirken. Wenn das Fieber schon einige Zeit, wenigstens 14 Tage gedauert hat, so ist es nicht nöthig vorher ein Abführungsmittel zu geben, wenn nicht besondere Umstände es erheischen. Bei Recidiven einmal durch den *Cortex* vertrie-

hoben. Diese blieben auch 4 Wochen, oft 2 — 4, ja gar 6 Monate gesund, aber schlechterdings immer folgten nach dem so schnell gehobenen Fieber früh oder spät, oft gar erst im folgenden Jahre die Rückfälle. Man muſs sich hier erinnern, daſs von einem Orte die Rede ist, wo die Wechselfieber endemisch sind, und seit einigen Jahren in der ganzen Gegend zugleich epidemisch waren, wo folglich die fiebererregenden Einflüsse unausgesetzt auf die Körper einwirken. Je länger nun ein Wechselfieber dauert, desto unempfänglicher scheinen die Körper für die künftige Einwirkung der örtlichen Luftbeschaffenheit zu werden, und desto weniger sind sie Recidiven unterworfen. Nie erfolgen daher Rückfälle, wenn blos die Natur die Krankheit heilt, welches aber leider oft Monate lang währet, so daſs die Kranken bis auf die Knochen ausgemergelt werden. — Die Wechselfieber mit dem Mohnsaft zu heilen, man wähle eine Methode diesen zu geben, welche man wolle, gelingt bei uns selten, und wo es gelingt, erfolgen noch leichter Recidive als nach der China.

Das oben empfohlene Mittel ist, so viel ich erforschen kann, ganz neu und unbe-

kannt. Daſs man die Lilienzwiebeln vormals häufig zu erweichenden und schmerzstillenden Breiumschlägen gebrauchte, ist notorisch; aber in keiner Materia medica, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, habe ich eine Spur von der antifebrilischen Kraft dieses Gewächses auffinden können. *Trnka* (*Hist. febr. interm.*) führt eine Menge äusserlicher, meist scharfer und aromatischer Applicationen gegen das Wechselfieber an, aber keine die auf den Nabel gelegt wird, und nichts vom mildem Lilienbrei oder einem diesem nur analogen Mittel. Uebrigens ist sicher wohl der Nabel die Stelle, durch welche ein äuſserliches Mittel auf das Abdominalsystem kräftiger als durch irgend eine andere einwirken kann.

Ich habe oben bemerkt, daſs ich die Lilienwurzeln in Form einer Conserve in einem Falle mit dem besten Erfolge gegen das Fieber innerlich nehmen lieſs. Es ist wirklich Nachlässigkeit von mir, daſs ich das seitdem nicht weiter versucht habe. Bei der ersten Gelegenheit werde ich indessen dieses nachholen, und fordere auch andere Aerzte dazu auf. Man sollte wenigstens nicht

zweifeln, daſs das Mittel von innen durch den Magen kräftiger auf den Organismus einwirken könne, als äuſserlich angebracht durch den Nabel. — Obgleich die weiſsen Lilien wenig Geruch und Geschmack haben, so enthalten sie dennoch ein schmerzstillendes und krampfwidriges Princip; man hat sie sogar in der Epilepsie verschiedentlich angerühmt (*Murray Appar. med. Vol. V. p.* 90.) Die frischen Blumen mögen übrigens äuſserlich und innerlich dasselbe, vielleicht mehr leisten, als die Wurzel.

2.

Das Hinken der Kinder.

Von dem sogenannten freiwilligen Hinken der Kinder giebt es nach meinen Erfahrungen drei ganz verschiedene Gattungen, welche, wie ich sehe, hin und wieder miteinander verwechselt werden. Nämlich:

1) Das Hinken von irgend einer erlittenen *äuſserlichen Gewalt*, wodurch die Bänder des Hüftgelenkes gezerrt, geschwächt, erschlafft, zerrissen worden — folglich den Kopf des Schenkelknochens nicht mehr gehörig in der Pfanne befestigen und seine allmäh-

lige Austenkung erlauben — ohne daſs, wenn das Uebel sich bemerkbar macht, mehr an *Entzündung im Gelenke* zu denken ist, noch diese sich von Anfang durch irgend ein Zeichen verräth. So sind mir Personen bekannt, bei denen keine andere Ursache des Hinkens ausfindig zu machen ist, als daſs sie durch eine schwere Wendung auf die Füſse, wodurch wahrscheinlich das Schenkelgelenk gelitten, zur Welt gebracht wurden; andere die durch Unvorsichtigkeit der sie auf dem Arme tragenden Kindermagd überschnappten, und bei denen dadurch zu einer langsamen Verrenkung des Schenkels der Grund gelegt wurde etc. Da von solcher vorgefallenen äuſserlichen Gewalt die Eltern mehrentheils nichts gewahr werden, so entdeckt man das Uebel erst, wenn die Kinder anfangen zu gehen, und dann kommt offenbar die Hülfe zu spät; denn durch welche Mittel will man die seit langer Zeit gezerrten, verlängerten, oder gar theils zerrissenen Hüftgelenkbänder wieder zusammenziehen oder zusammenheilen? durch welchen Verband den Kopf des Schenkelbeins in der Pfanne erhalten, damit die Bänder sich allmählig durch Hülfe der Natur vielleicht wieder zu-

sammenfügen? Das einzige Mittel würde seyn, den kleinen Kranken Monate lang unbeweglich im Bette liegend zu erhalten, welches an sich unmöglich ist. Je älter das Kind wird, und je länger es seine Füſse zum Gehen braucht, desto mehr nimmt das Hinken zu, so daſs nach wenigen Jahren der Schenkelkopf gänzlich ausgerenkt ist und sich eine neue Pfanne allmählig bildet. — Bei dieser Art des Hinkens sind die Kinder gesund; gar keine innerliche concurrirende Krankheitsursache (scrofulöse, rhachitische etc.) ist zu entdecken; es fehlt ihnen nichts, als daſs der Schenkelkopf nicht mehr hinlänglich durch seine Bänder in der Pfanne festgehalten wird. Es äuſsern sich auch keine Zeichen von Entzündung im Schenkelgelenke, keine Schmerzen im Knie, keine Geschwulst oder Schmerz in der Gegend des Gelenkes etc. und Zugmittel, *Fontanelle* in der Gegend des Schenkelgelenkes, z. B. *hinter dem groſsen Trochanter*, sind bei dieser Art des Hinkens ganz *unnütze*. Die Hülfe beschränkt sich dahin, der Zunahme des Uebels möglichst zu steuern, dadurch, daſs man die Kinder gewöhnt, auf die leidende Seite beim Gehen sich so wenig als mög-

lich zu stützen, und sie überhaupt ihre Füſse möglichst wenig mit Anstrengung gebrauchen läſst, vielleicht auch durch den Gebrauch einer Krücke, durch stärkende Einreibungen, eine gut ausgedachte Bandage etc. In den meisten Fällen bleibt am Ende leider nichts übrig, als das traurige Palliativmittel ein hoher Absatz unter dem Schuh, da das leidende Bein bei weit vorgerücktem Uebel immer sehr verkürzt ist, ob es gleich bei der ersten Entstehung des Uebels verlängert erscheinen kann.

2) Die zweite Gattung des Hinkens ist mit *Entzündung und Eiterung im Hüftgelenke*, mit Schmerzen, Geschwulst, Fieber etc. verbunden. Sie ist von *de Haen* und *Lieutaud* unter dem Namen der Hüftkrankheit beschrieben und ganz vortrefflich und erfahrungsmäſsig von *Ford* (*on the disease of the Hip-joint*, *Richters* chir. Bibl. B. XIV. S. 80.) wie ganz neuerlich in den schönen Preisschriften von *Albers* und *Ficker*, abgehandelt worden. Hier ist zwar auch äuſsere Gewalt oft die Veranlassung, aber gewöhnlich concurrirt doch ein innerlicher Krankheitsstoff, eine *Metastase nach dem Gelen-*

ke, und das ist der wahre Fall für die grosse Fontanelle am Trochanter. Ich hatte unlängst das Vergnügen, einen jungen Menschen von 20 Jahren von diesem Uebel nach *Fords* Methode zu heilen. Er hatte es vor einem Jahre, wie er glaubte nach einem Sturz mit dem Pferde, in der Fremde bekommen; von Jugend auf hatte er nie gehinkt. Er war einige Zeit auf *Ischias nervosa* behandelt worden. Der Sommer kam, und viele Zufälle besserten sich, obgleich das Hinken blieb. Als ich ihn zuerst sahe, war der grosse Trochanter wohl anderthalb Zoll tief in Vergleichung mit dem des gesunden Schenkels herunter gewichen und das kranke Bein länger, folglich der Schenkelkopf schon weit aus der Pfanne getrieben. Da der junge Mensch von Jugend auf scorbutisch und scrofulös mit Hautausschlägen, bösen Augen etc. geplagt, und allen Umständen nach eine Metastase nach dem Gelenke zu vermuthen war, so liess ich ihn im Sommer 1808 die Aachner Bäder brauchen, worauf sich das Uebel etwas besserte. Da der Kranke aber das Bein wenig schonete und viel herumging, so verschlimmerte sich im Herbst und Winter alles ausserordentlich. Die Schmerzen im Knie

(ein charakteristisches Zeichen nach *Ford*) wurden täglich unerträglicher, er konnte auf das Bein gar nicht mehr auftreten, ohne grosse Schmerzen sich gar nicht mehr rühren, muſste um zu Stuhle zu gehen, sich von mehreren Menschen mühsam helfen lassen, es entstand schleichendes Fieber, viel eiterartiger Bodensatz im Urin, mit einem bunten Häutchen oben auf etc. Ich lieſs anfangs, da der Puls es erforderte, eine Ader öffnen, nachher Blutigel um das Hüftgelenk legen, gab antiphlogistische Mittel. Nachdem dadurch die entzündlichen Zufälle etwas gemäſsigt waren, wurde eine groſse Fontanelle in der Gegend des groſsen Trochanters gelegt und diese half innerhalb 4 bis 6 Monaten vollkommen. Es wurden zugleich einige Zeit China, auch Vitriolsäure etc. gegeben, spirituöse Einreibungen gemacht, zertheilende Pflaster aufgelegt etc. Der eiterartige Bodensatz im Urin, der einige Monate unverändert blieb, verlor sich allmählig, so wie auch das Fieber und die Schmerzen. Unleugbar war hier schon Eiterung im Hüftgelenke, das Eiter wurde aber eingesogen oder durch die Fontanelle abgeleitet. Die letztere war unstreitig das Hauptmittel bei der

Kur, wodurch der Kranke jetzt wieder zu einigem Gebrauche des Beins gelangt ist und sich täglich bessert. — Auch erinnere ich mich eines Kindes von etwa 4 Jahren, welches mit einer ähnlichen metastatischen Hüftkrankheit behaftet war und vorzüglich durch die Aachner Douchen und den fortgesetzten Gebrauch der Zugmittel in der Gegend des Hüftgelenkes vollkommen, bis auf das zurückbleibende Hinken, geheilt worden ist.

3) Das von *Camper* beschriebene, in einigen Gegenden Hollands häufig vorkommende, *angebohrne* und oft *erbliche Hinken*, welches beim weiblichen Geschlechte häufiger zu seyn scheint. So sind mir verschiedene Familien bekannt, wo die Mutter, und die mehresten Töchter hinken. Gegen diese Art, die von einer angebohrnen fehlerhaften Beschaffenheit des Hüftgelenkes herrührt, findet wohl gar keine Hülfe statt.

3.

Vaccine.

Es war mir in den vielen Jahren, seitdem ich vaccinirte, noch nie ein Fall vorgekommen, der mich an der absoluten Schutzkraft

der ächten Vaccine zweifeln liefs. Als aber im Frühlinge 1809 in unserer Gegend eine bösartige Pockenepidemie ausbrach, die sich in Kurzem auf alle Ortschaften verbreitete, und sogar auch an solchen Orten, wo fast Alles vorher geimpft war, die wenigen einzelnen nicht geimpften Kinder ergriff, drangen sich Thatsachen auf, die mir im höchsten Grade auffallend gewesen seyn, und mich im Glauben an die Vaccine wankend gemacht haben würden, wenn ich nicht kurz vorher die ausführliche und vortreffliche Recension von *Willan* etc. in der Hall. Allg. Lit. Zeit. 1808 Sept. gelesen hätte. Mehrere Kinder nämlich, die seit Jahren die ächte Vaccine, wie ich gewifs überzeugt war, gehabt hatten, wurden krank und bekamen einen pustulösen Ausschlag, der den wahren Pocken zu sehr glich, als dafs ich ihn für Varicella hätte halten können. Schon der gemeine Mann erkannte, dafs das mehr als Windpocken sey. Indessen in allen diesen Fällen waren doch die Pocken in so geringer Zahl, eiterten so wenig, trockneten in so kurzem Zeitraum ab, und die Kinder waren dabei so wenig krank, (sie verhielten sich genau, wie die Engl. Aerzte schreiben und

vor kurzem in diesem Journal ausführlich dargestellt wurde) daſs der mildernde Einfluſs der vorhergegangenen Vaccine auf die gegenwärtige Pockenkrankheit nicht zu verkennen war, und ich die Richtigkeit der brittischen Beobachtungen vollkommen bestätigt fand. Es bleibt also dabei, daſs die Vaccine durch ihre in einigen wenigen Fällen nicht absolute Schutzkraft nichts von ihrem Werthe verliert. So selten, wie die Englischen Aerzte schreiben (daſs das nemlich von etwa tausend Vaccinirten nur eins betreffe) waren indessen die Fälle bei uns wohl nicht. Es kamen mir in meinem Wohnorte Stollberg, der etwa 2000 Einwohner zählt, deren 4 bis 5 vor. In den benachbarten Orten waren ähnliche Fälle gar nicht selten. Bei der auſserordentlichen Heftigkeit der hier herrschenden Pokkenseuche läſst sich annehmen, daſs die Einwirkung des Pockengifts um so viel kräftiger war und öfter den Fall einer unvollkommenen wahren Pockenkrankheit bei ächt Vaccinirten darstellte. — Ein Fall kam mir vor, wo die Form der Pustulation bei dieser unvollkommenen Pockenkrankheit von der von den Engländischen Aerzten beschriebenen ganz abwich. Ein Kind von 8 Monaten nem-

lich, welches ich vor 14 Tagen geimpft und was die Vaccine sehr vollständig gehabt hatte, bekam nach heftigen Fieber einen häufigen, hin und wieder zusammenfliessenden Pockenausschlag, dessen Pusteln indessen klein und wenig erhaben waren. Fast wankend in meinem Glauben, fand ich den folgenden Tag, dafs die Pusteln an Grösse gar nicht zugenommen hatten, auch war das Fieber schon sehr gemindert. Den dritten Tag nach dem Ausbruche fing der Ausschlag schon an abzutrocknen, ohne geeitert zu haben und nach wenigen Tagen war jede Spur desselben verschwunden. Uebrigens war dieser Ausschlag den zusammenfliessenden wahren Pocken gleich bei ihrem ersten Ausbruche so vollkommen ähnlich, dafs ich ganz überzeugt bin, er rührte von der Einwirkung des epidemischen Pockengiftes her und war nicht ein Ausschlag anderer Art.

Den ganzen Sommer 1805 hindurch, der eben nicht ungewöhnlich warm war, schlug die Vaccine überall schwer an. Ich mufste, was mir sonst nie begegnet war, manche Kinder wiederhohlt impfen. Die Impfung schlug entweder gar nicht an, oder es erfolgten f

sche Kuhpocken. Man durfte nicht anders mehr als von Arm zu Arm impfen, muſste die Stiche oder Schnittchen gröſser als gewöhnlich machen und reichlichen Stoff einbringen, um ächte Vaccine zu erzielen. Zufolge einer damals in einer cöllnischen Zeitung mitgetheilten Nachricht, war dieses in den näher am Rheine gelegenen Gegenden eben so der Fall, wie in meinem Wirkungskreise. Im Spätherbste hingegen faſste die Impfung der Vaccine wieder sehr leicht und vollständig, und während der später eintretenden Pockenepidemie war die Empfänglichkeit für die Vaccine ungemein groſs, so daſs das Fehlschlagen gar nicht mehr Statt fand.

4.

Erinnerung an die Verbindung des Camphers mit dem Salmiak, und deren groſse Heilkräfte.

Zu den sehr zu empfehlenden, in manchen Fällen fast specifischen Mischungen, gehört die von den Aerzten, wie mir scheint, nicht genug benutzte Verbindung des Camphers mit dem Salmiak. Blos die *C. L. Hoffmann-*

*nanni*sche Schule bedient sich dieser Mischung häufig, und eine vieljährige Erfahrung hat mich gelehrt, daſs diese beiden Arzneien in Verbindung, in vielen Fällen vortrefflich wirken, wo sie einzeln nicht passen, oder mit geringem Nutzen gegeben werden. Zuvörderst zeigt sich diese Mischung fast specifisch bei frischen Catarrhen, wo keine entzündliche Complication ist, und wo das Verdauungssystem noch nicht in dem Grade mit afficirt ist, daſs sich gastrische Unreinigkeiten äuſsern. In wenigen Tagen pflegen solche Catarrhe beim Gebrauche z. E. folgender Mischung zu verschwinden. ℞. *Camphor. subact. Gr. decem, Sal ammoniac. pur. Drachm. duas ad tres, Aquae flor. sambuc. Libr. unam, Syr. alth. vel liquirit. Unc. duas. M.* wovon alle 2 Stunden etwa eine Unze genommen wird, zu verschwinden. Will man ein Paar Quentchen *Huxham*schen Spiesglaswein hinzusetzen, so verträgt sich dieses mit der Mischung sehr wohl. Es ist zweckmäſsig, den scharf schmekkenden Salmiak in ziemlich verdünnter Auflösung zu geben. Der Süſsholzsyrup verbessert vorzüglich gut den Geschmack des Salmiaks sowohl, als des Camphers. Indessen

giebt es dennoch Personen, welchen der Geschmack dieser Arznei in dem Grade zuwider ist, daſs sie dieselbe schlechterdings nicht nehmen können. Solche habe ich wohl den Campher und Salmiak mit einem Zusatz von *Pulv. rad. liquir.* und *Mucilag. Gumm. arab.* zu Pillen gemacht, mit dem besten Erfolge nehmen lassen. Werden diese Pillen an einem trockenen Orte in einer gut schlieſsenden Schachtel aufbewahrt, so halten sie sich leicht einige Tage ohne feucht zu werden, oder zu zerflieſsen. Oder man lasse die Mischung als Pulver in einer Oblate nehmen. — In Fällen, wo bei frischen Catarrhen die ersten Wege unrein sind, ist's am besten, ein Abführungsmittel vorher zu geben. Wo entzündliche Disposition sich durch vollern Puls, Hitze, Stiche in der Brust etc. verräth, taugt die Mischung nicht; wenigstens müssen auſser einer allenfalls nöthigen Blutausleerung vorher *Decoct. althaeae cum nitro*, oder *Spir. Minderer. cum nitro et Infus. samb. etc.* gegeben, oder auch wo das Entzündliche nur wenig hervorsticht, der obigen Mixtur ein oder anderthalb Quentchen Salpeter und desto weniger Salmiak zugesetzt werden. (Auch *Weikard* lobte in

seinen frühern Schriften sehr den Salpeter mit Salmiak gegen Catarrhe.) Im Vorbeigehen bemerke ich hier, daſs ich den Salmiak, welchen vorzüglich die Göttingische Schule seit *Brendel* in inflammatorischen Krankheiten als ein fast gleichgültiges Substitut des Salpeters anpries, und statt des letztern vorzüglich bei Neigung zum Durchfall zu verordnen anrieth, unmöglich für ein wahres Antiphlogisticum erkennen kann. Schon der Salpeter ist bei ächt sthenischen Pneumonieen oft zu scharf, wenn er nicht sehr verdünnt in lauem Vehikel gegeben wird, und manche Aerzte aus der ältern Wiener Schule enthalten sich bei Brustentzündungen sogar aller Salze, den Salpeter nicht ausgenommen. Noch ungleich weniger als der Salpeter, bekommt der Salmiak, so lange nicht die Entzündung durch Blutausleerungen, laue erweichende Getränke, Salpeter etc. schon beträchtlich gedämpft ist. Er wirkt viel zu reizend, um in der Höhe einer ächten Brustentzündung gegeben werden zu dürfen, wie mir in den frühern Jahren meiner Praxis die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat. Nur in der Abnahme der Krankheit zur Beförderung der Zertheilung und Expecto-

ration kann manchmal der Salmiak nützlich seyn; so auch bei nicht ächt inflammatorischen, mehr schleimichten oder gastrischen Pneumonieen. Nur aus dem Umstande, dafs in der Gegend von Göttingen ächt sthenische Brustentzündungen von einiger Heftigkeit selten vorkommen, läfst es sich erklären, dafs *Brendel* und einige seiner Nachfolger den Salmiak als ein Antiphlogisticum empfehlen konnten. Kann man doch durch den starken Reiz des in grofsen Dosen kurz vor einem Anfalle gereichten Salmiaks das Wechselfieber unterdrücken. (S. dieses Journ. B. XV. St. 3. S. 12.)

Die obige Mischung aus Campher und Salmiak mit oder ohne *Nitrum*, *Vin. antim. etc.* ist ferner höchst schätzbar bei anfangenden Lungensuchten, chronischen Catarrhen, der sogenannten *Pneumonia occulta*, (wo jedoch nöthigen Falles antiphlogistische Behandlung vorhergehen muſs,) bei anfangender *Phthisis pituitosa*, bei rheumatischen Versetzungen nach der Brust. In diesen Fällen kann auch nach Umständen zum Vehikel der obigen Mischung ein schwaches *Decoctum Senegae* (½ Loth auf 1 Pfund Colatur), ein

Infus. arnic. Decoct. dulcamar. etc. genommen werden.

Bei der eigentlich sogenannten *Peripneumonia notha s. pituitosa* leistet ein *Decoct. seneg. cum camphor. sal. ammoniac. et liquirit.* Alles. Bei der ächt nervösen Peripneumonie hingegen, wo bei sehr gesunkener Lebenskraft die Brust afficirt ist, habe ich die Mischung selten zweckmäſsig gefunden. Hier leisten kräftige flüchtige und fixe Reizmittel ohne Salmiak (also *valerian. angelic. naphth. camph. serpentar. cortex*, zuweilen *flor. benz.*) ungleich mehr, indem zur glücklichen Besiegung des Brustübels Alles darauf ankommt, die im ganzen Organismus beträchtlich gesunkene Lebenskraft zu erhöhen.

Unvergleichlich wirkt Campher und Salmiak mit einem *Infus. arnic.* bei innerlichen Quetschungen oder Erschütterungen von äusserlicher Gewalt (*contra casum*), z. E. bei Brustaffection nach einem heftigen Stoſse, Falle u. s. w. Sollten in solchen Fällen sich ächt entzündliche Symptome äuſsern, muſs freilich Blutausleerung vorhergehen und Salpeter der Mischung zugesetzt werden.

Endlich ist auch bei Verschleimung des Magens (ohne wahre Schwäche desselben) und daher rührender schlechter Verdauung, der Campher und Salmiak oft von vorzüglicher Wirksamkeit. Nicht immer ist es nöthig, hier vorher Ausleerungsmittel anzuwenden.

Ich verordne übrigens den Salmiak nur in kleinern Gaben, weil ich diese hinreichend finde, und die hiesigen Constitutionen gröſsere schlecht vertragen. Ich kenne indessen selbst Gegenden, wo der Salmiak in viel gröſsern Dosen gegeben werden kann und muſs.

5.

Ueber den Gebrauch des Mohnsafts bei Brustentzündungen.

Zu den nachtheiligen Folgen, die durch die Ausbreitung des einseitigen Brownischen Systems für die Heilungskunst erwuchsen, gehört vorzüglich, daſs manche durch Erfahrung bewährte Heilmethoden, die mit diesem Systeme nicht harmonirten, fast ganz in Vergessenheit geriethen. Mochten noch so viele Beobachtungen für den Nutzen einer

solchen Heilart sprechen, man leugnete diese entweder geradezu ab, oder erklärte sie auf eine solche Art, daſs der wahre Gesichtspunkt gänzlich verrückt wurde. „Ich will als Beispiel hier den höchst ausgebreiteten Nutzen des Opiums im Verlaufe mancher ächt entzündlichen Pneumonieen etwas näher erörtern. Diesen erkannten von jeher groſse praktische Aerzte, von denen ich aus den neuern Zeiten nur *Huxham*, *Sarcone*, *Cullen*, *Richter*, *Vogel* anführen will, obgleich die Boerhavische Schule denselben fast gänzlich verwarf, und *Frank* (*Epitome L. II. p. 164.*) noch im Jahre 1792 sagte: *Vix unquam opium in vera pneumonia adhibendi oblata nobis visa est, veteribus licet non ignota indicatio.* Seit nun vollends der Brownianismus den Mohnsaft blos als eins der stärksten Reizmittel anzusehen lehrte, verwarfen die Anhänger desselben natürlich jede Anwendung von Opiaten in allen sogenannten sthenischen Krankheiten, vorzüglich auch in wahren Brustentzündungen. Sie behaupteten, daſs in Fällen, wo das Opium nützlich war, die Brustentzündung nicht ächt, sondern asthenisch war, oder daſs sie, wenn sie gleich Anfangs sthenisch war, durch den

unmäſsigen Gebrauch der antiphlogistischen Methode in eine wahre Asthenie war umgewandelt worden. Aber schon der Umstand, daſs manchmal das Opium schon in den ersten Tagen bei solchen ächten Pneumonieen, versteht sich nach hinreichenden Aderlässen, von solcher Nothwendigkeit ist, daſs kein anderes Mittel es ersetzen kann, ferner die Erfahrung, daſs neben, nach und zwischen den mit dem heilsamsten Erfolge gereichten Gaben von Opium, zuweilen die fortgesetzte Anwendung kühlender, antiphlogistischer Mittel dringend erfordert wird, zeigt das Unzureichende dieser Ansicht. Einen merkwürdigen hieher gehörigen Fall habe ich bereits in diesem Journal B. XV. St. 4. S. 130 mitgetheilt, und führe aus einer nicht kleinen Zahl neulicher Erfahrungen, die ich beibringen könnte, hier nur noch ein Paar von mir erst kürzlich beobachtete Fälle an.

Zu einer Zeit, wo ächt entzündliche Krankheiten anfingen herrschend zu werden, den 28sten November 1808 wurde eine junge, zum ersten Mal, und zwar im siebenten Monat, schwangere Frau, nachdem sie sich wahrscheinlich Tags vorher erkältet hatte,

Abends von heftigem Schauder befallen, worauf Hitze, Brustbeklemmung, Stiche vorn in der Brust, kurzer, trockner Husten folgten.

Den 29sten Novemb. Abends sah ich sie zum ersten Mal. Der Puls war außerordentlich voll, hart und mäßig geschwind. Ich ließ gleich ein reichliches Aderlaß vornehmen, und verordnete *Decoct. alth. cum nitro*, laues Gerstenwasser zum Getränke u. s. w.

Den 30sten Morgens. Das Aderlaß hat einige Erleichterung bewirkt, das gelassene Blut ist consistent und hat ein dickes Entzündungsfell. Noch häufiger Husten, voller harter Puls, stechende Schmerzen vorn in der Brust beim Husten, etwas Geräusch in der Brust beim Athemholen, wobei der Brustkasten auf der linken Seite nicht gut sich hob, bestimmten mich zu einem zweiten Aderlaß, welches abermals stark entzündetes Blut zeigte. Wegen Mangel an Oefnung wurde ein Klystier gegeben und dem *Decoct. alth. c. nitr.* etwas *Crem. tartar.* und Manna zugesetzt. Vorn auf die Brust ein Blasenpflaster, welches bald eine große Blase zog. Abends war der Zustand erträglicher, der Puls nicht mehr so voll, die Brust etwas freier. Mitunter Hollunderblüthenthee zum Getränke.

Den 1sten December. Sie hat die Nacht sehr unruhig zugebracht. Häufiger Husten mit dünnem schleimichten Auswurf, die Haut etwas feucht, der Puls wieder beträchtlich voller, doch nicht mehr so hart als anfangs. Die Vesicatorstelle ist schon trocken. Noch immer stechende Schmerzen in der Brust. Es wurden den Tag hindurch warme, feuchte Bähungen auf die Brust gemacht, als Arznei *Decoct. alth. c. nitr. Spir. Minder. et Syr. liquirit.* und nebenher des beschwerlichen schmerzhaften Hustens wegen fleifsig von einer Mischung aus Mandeloel und *Syr. alth.* zu nehmen vorgeschrieben, und Nachmittags noch einmal Ader gelassen, wo aber das Blut nicht mehr so entzündet war. Die Diät war von Anfang ganz antiphlogistisch, nur dafs Mittags etwas dünne Hühnerbrühe genommen wurde. — Abends noch immer häufiger und schmerzhafter Husten mit rohem schleimichten Auswurf. Der Puls merklich weicher und weniger voll. Die Kranke wünscht sehnlich die Nacht ruhiger zuzubringen und bekommt um 9 Uhr 25 Tropfen *Laudan. liquid.* in einer Portion der Arznei, und trinkt ein paar Tassen lauwarmen Fliederthee nach. Statt der feuchten

Bähung ein warmes trockenes Kleiensäckchen.

Den 2ten Dec. Morgens. Patientin hat den gröſsten Theil der Nacht sehr ruhig geschlafen, auch etwas geschwitzt. Sie hustet viel seltener, und wirft dicken, gelben, gekochten Schleim aus. Der Puls noch immer etwas voll, aber doch weicher und langsamer. Der Zustand ist im Ganzen sehr gebessert. Kein Aderlaſs mehr. Von folgender Arznei alle 2 Stunden eine halbe Tasse lauwarm zu nehmen; ℞. *Nitri depur. Drachm. unam et dimid. Salis. ammon. Scrupul. duos, Decoct. alth. Libr. unam, Mann. Syr. liquir. ana Unc. semis. M.* Zum Getränke vorzüglich Gerstendecoct mit Oxymel.

Den 3ten Dec. Die verwichene Nacht und den ganzen Tag hindurch reichlicher Schweiſs. Abends ist die Kranke fieberfrei. Husten mit Auswurf viel seltener. — Den 4ten Dec. völlige Genesung.

Ein Knabe von 14 Jahren wurde, nachdem er sich durch Laufen erhitzt und darauf erkältet hatte, den 20sten Jul. 1809 Abends sehr krank. Ich fand ihn am 21sten des Morgens in heftigem Fieber mit sehr fre-

quenten aber nicht vollem und hartem Pulse, der Athem äuſserst beklommen. er klagt heftige Schmerzen im Rücken und Lenden und Mattigkeit. Er hat mit Husten etwas Blut ausgeworfen. Es wird ein Klystier gegeben und eine antiphlogistische Arznei verordnet. Zum Getränke will er blos laues Wasser und Milch. Abends das Fieber noch sehr stark. An den Rücken werden wegen unerträglicher Schmerzen Säckchen mit gewärmten Kleyen gelegt.

Den 22sten des Morgens fand ich mich zu einem Aderlaſs berechtigt; das Blut war entzündet; der Puls nach dem Aderlaſs ziemlich weich und klein. Patient bricht sich nach einem Glase lauwarmen Wasser mit Zukker mit sehr vorübergehender Erleichterung. Die Schmerzen im Rücken zwingen ihn zu unaufhörlichem Schreien und er bekommt deswegen Nachmittags 14 Tropfen *Laudan. liquid.* Andere Arzneien weigert er sich zu nehmen.

Den 23sten. Die Nacht war sehr unruhig. Morgens noch immer Schmerzen nicht allein unten und oben im Rücken, sondern auch vorn auf der Brust, noch Hus-

ten mit blutigem Auswurf, der Athem beengt, der Puls voll und hart und zugleich weniger geschwinde, gleichsam mehr entwickelt. Alle Umstände bestätigen, daſs man es hier mit einer ächten Brustentzündung zu thun hat, und daſs die Rückenschmerzen blos consensuel sind, nemlich aus der Brust herrühren. Es wurde daher reichlicher als gestern, Blut gelassen, und auf die Brust nach der Seite zu wohin sich die Schmerzen zogen, ein Vesicator, und auch noch oben über ein warmes Cataplasma mit *Hyosciam.* etc. gelegt. Die folgende Nacht zwar mitunter viele Schmerzen und viel Schreien, aber doch der Athem merklich freier.

Den 24sten Morgens gar keine Schmerzen mehr im Rücken, aber in der rechten Seite nach der Brust zu äuſserst heftige Stiche mit fürchterlichem Schreien bei jeder kleinen Bewegung. Der Puls langsamer, auch nicht so voll und hart wie gestern. Ich lieſs vier Blutigel in die schmerzhafte Seite anlegen, und reichte zugleich eine Dosis von 15 Tropfen Laudanum. Hierauf lieſsen die Schmerzen gleich nach, die Wunden von den Blutigeln flossen reichlich, den Tag über folg-

[illegible] weniger und [illegible] die Nacht [illegible] völlige [illegible] ein [illegible] der Puls [illegible] war.

In [illegible] waren [illegible] bei [illegible] Er [illegible] eine [illegible] Anfangs [illegible] auf die [illegible] Ge- [illegible] Stunden [illegible] über [illegible] ein [illegible] Mor- [illegible] Puls [illegible] Kranke den Tag über [illegible] und

die Seitenstiche verlieren sich gänzlich. Nach zwei Tagen äufsert sich aufs Neue etwas davon, weswegen zwei Blutigel auf die Stelle gelegt werden, die den kleinen Schmerz gleich wegnehmen, so dafs der Mann seitdem völlig gesund ist.

Im Ganzen ist der Mohnsaft vorzüglich bei sehr schmerzhaften Brustentzündungen, also bei heftigen Pleuresieen anwendbar. Je unerträglicher der Schmerz ist, und je weniger derselbe andern Mitteln weicht, desto nothwendiger wird er. Indessen auch bei weniger schmerzhaften Brustentzündungen, den sogenannten Peripneumonieen, ist er manchmal im zweiten Zeitraum, wenn die Entzündung bereits durch den antiphlogistischen Apparat geschwächt ist, zumal des Abends gegeben, sehr hülfreich, wenn ein immerwährender vergeblicher Husten den Kranken nicht schlafen läfst. Eine zur rechten Zeit angebrachte reichliche Gabe Mohnsaft giebt der ganzen Krankheit eine bessere Wendung und bereitet eine glückliche Crise durch Auswurf und Schweifs vor.

Diese heilsame Wirkung des Mohnsafts erklärt sich übrigens ganz ungezwungen aus

der beruhigenden und schmerzstillenden Kraft desselben. Eben deswegen muſs er hier in voller Dosis gereicht werden, indem kleine wiederholte Gaben nicht beruhigen, sondern nur reizen und Uebel ärger machen. Eine hinlängliche Gabe Mohnsaft verleugnet ihre beruhigende Wirkung in keinem Falle. Da aber dieses Mittel zugleich eine reizende und erhitzende Wirkung äuſsert, so dürfen, wenn es passen soll, in dem Körper keine Umstände und Bedingungen Statt finden, durch welche diese reizende Wirkung nachtheilig und der beruhigende Effect vereitelt wird. Solche Bedingungen finden bei heftigen Entzündungen allerdings Statt, werden aber durch vorher angewandte Blutausleerungen, kühlende Mittel etc. in dem Maaſse beseitiget, daſs von einer vollen Gabe Mohnsaft die reizende Wirkung nicht mehr nachtheilig, sondern von der beruhigenden Kraft des Mittels überwogen wird *). Daſs in drin-

gen-

*) Zu den Fällen, wo eine volle Dosis Laudanum Alles leistet, gehört unter 10mal 9mal auch das Blutbrechen. Nur selten ist's mir gelungen, dieses durch Säuren, gelind adstringirende Mittel, durch andere Antispasmodica etc. nach Wunsch zu stillen, und gebe daher in der Regel jetzt bei einem

genden Fällen sogar zugleich mit dem Opium der antiphlogistische Apparat mit dem herrlichsten Erfolge in Gebrauch gezogen werden kann, erhellet aus meinen obigen Erfahrungen, wo ich z. B. dem in augenscheinlicher Lebensgefahr schwebenden 14-jährigen Knaben zugleich Opium gab und Blutigel anlegte, und ihn dadurch in 24 Stunden heilte. — Schon die Analogie anderer schmerzhafter Entzündungen bestätigt es, dafs der Mohnsaft nur durch seine beruhigende Kraft auch bei Pneumonieen wohlthätig wirkt. Der bekannten *Hamilton*schen Methode, das Opium in Verbindung mit Calomel zu geben, die nach meiner Erfahrung allerdings großen Werth hat, erwähne ich hier nicht, da sie nicht für die nämlichen Fälle pafst und bei ihr die Wirkung offenbar mehr dem Quecksilber als dem Opium beizumessen ist.

Die reizende Wirkung, die der Mohnsaft

Anfall von Blutbrechen, wobei ohnehin die kalten Extremitäten, der kleine Puls und der allgemeine Hautkrampf es dringend zu erfordern scheinen, gleich Opium, worauf fast ohne Fehl das Blutbrechen nachläfst. Am folgenden Tage dann mehrentheils kühlende Abführungsmittel, Tamarinden, Crem. Tart. etc.

äufsert, kann keineswegee einen Grund seiner Verwerflichkeit in inflammatorischen Krankheiten, wenn er *praemissis praemittendis* und mit gehöriger Vorsicht angewandt wird, abgeben. Hat man doch von jeher in dem spätern Verlaufe ächter Pneumonieen auch andere Reizmittel, Linim. volat., Blasenpflaster, aromatische Kräuteraufgüsse, Mineralkermes, Senega, Campher etc. mit dem besten Erfolge gebraucht. Ja ich getraue mir zu behaupten, dafs zwar Brustentzündungen *von mäfsiger Stärke* manchmal allein durch die streng antiphlogistische Methode gehoben werden, dafs aber eine recht heftige Pneumonie, wobei der Kranke an den Rand des Grabes geräth, schwerlich jemals besiegt werden wird, wenn nicht im spätern Verlaufe incitirende Mittel irgend einer Art zu Hülfe genommen werden. Eben zur Bewirkung der völligen Zertheilung der in den überreizten Lungen stockenden Säfte werden mehr oder weniger kräftige Reize erforderlich, und Mittel, die in dem Steigen der Entzündung verderblich gewesen seyn würden, werden nun höchst nothwendig. Nicht um die Brechmittel zu empfehlen, sondern blos um zu zeigen, dafs selbst heftige Reizung

der Lungen in der spätern Periode der gefährlichsten Pneumonieen wohlthätig wirken kann, gedenke ich folgendes vor einem Jahre mir vorgekommenen Falles. Ein robuster etwa 50 jähriger Mann, in einer benachbarten Stadt, bekam eine äufserst heftige Lungenentzündung mit Blutauswurf. Es mufste wiederholt Ader gelassen werden, und mit allem Fleifse wurden die wirksamsten Mittel angewandt. Indessen das Uebel nahm unaufhaltsam zu, die Beklemmung des Athems wurde unausstehlich, der Auswurf stockte, und alle Hoffnung zur Genesung schien zu verschwinden. Der Arzt dieses Kranken hatte in den letzten Tagen unter andern Pulver mit Mineralkermes verordnet, um den Auswurf zu befördern. Die Dosis des Kermes mochte etwas zu reichlich ausgefallen seyn; genug der Kranke fing an mit der gröfsten Anstrengung sich zu erbrechen, so dafs die Umstehenden befürchteten, er möchte ersticken und unter dem Erbrechen den Geist aufgeben. Aber seit dieser Zeit besserte sich Alles und die Krankheit kam zu einer günstigen Entscheidung.

Ich mufs überhaupt bemerken, dafs ächt sthenische Pneumonieen in unsern Bergen

gar nicht so selten sind, als nach dem Zeugniſs glaubwürdiger Aerzte in vielen andern Gegenden des nördlichen Deutschlands. Ja ich finde selbst, daſs in meiner nächsten Nachbarschaft, in den flachen Gegenden des Jülichschen, ächt entzündliche Krankheiten ohne Vergleich seltener sind, als in der gebirgigen Gegend. Freilich in manchen Jahren, z. B. 1807, wo das ganze Jahr hindurch Nervenfieber und im Herbste eine ziemlich bösartige Ruhr herrschten, kamen sie auch hier fast gar nicht vor, aber in den Jahren 1808 und 1809 änderte sich die Constitution, die Nervenfieber wurden selten und gutartiger, und ich sahe und behandelte wieder ächt entzündliche Krankheiten genug. In frühern Jahren habe ich mehrere weit sich verbreitende Epidemieen von ächten Brustentzündungen erlebt, bin in Behandlung solcher Krankheiten immer sehr glücklich gewesen, und darf folglich prätendiren, daſs man die Richtigkeit meiner aus häufiger Erfahrung geschöpften Bemerkungen anerkenne und mir nicht vorwerfe, ich habe es nicht mit ächten, sondern vermuthlich mit asthenischen Pneumonieen zu thun gehabt. Allerdings darf ich nicht vergessen, daſs nicht

bei allen Kranken, nicht in allen Gegenden, nicht in allen pneumonischen Epidemieen der Mohnsaft die von mir gerühmte erwünschte Wirkung leistet. So viel aber kann ich aus Erfahrung versichern, daſs, wenn er gleich nicht ganz paſst, oder etwas zu früh gegeben wird, so daſs sich die Hitze, der Puls, die Beengung des Athems etc. darauf verstärken, dadurch doch nie so beträchtlicher Schaden zugefügt wird, daſs nicht eine abermalige Blutausleerung und kühlende Mittel diesen leicht wieder gut machen könnten.

Es ist übrigens nicht immer so leicht, die ächt sthenische Pneumonie von der asthenischen zu unterscheiden. Wie unzähliche mal mag sie nicht von den Brownischen Aerzten, die überall Asthenie witterten, verkannt worden seyn. Uebertrieben diese die reizende Behandlung nicht und wurden sie ihres Irrthums bald inne, so war der Nachtheil davon so groſs eben nicht. Der Puls ist im Anfange ächter Pneumonieen oft klein und schwach, der ganze Körper abgeschlagen und matt, und die Betrachtung der vorhergegangenen Einflüsse ist vollends sehr trüglich. In solchen zweifelhaften Fällen kann auch ein

erfahrner Arzt sich leicht zu einer reizenden Behandlung veranlaſst finden, die dann aber gewöhnlich bald die Wirkung hat, daſs der Puls sich entwickelt und verstärkt, und man nun dreist zum Aderlaſs und kräftig antiphlogistischen Verfahren überzugehen sich berechtigt findet. Es hat mir sogar in verschiedenen Fällen geschienen, daſs die heftige Brustentzündung die Kräfte anfänglich dergestalt unterdrückte, daſs ein starkes Aderlaſs bei dem schwachen Pulse und der Hinfälligkeit des Kranken wenig würde geholfen, vielleicht geschadet haben, vielmehr erst nachdem die Naturkräfte gegen den gefährlichen Feind durch incitirende Mittel etwas aufgeregt worden. und die wahre Beschaffenheit des Uebels dadurch erst sich deutlich zu erkennen gab, hülfreich wurde. Eine solche heilsam erregende Wirkung äuſserte auch die erste Gabe Laudanum, die ich dem oben erwähnten Knaben reichte. — Die Trüglichkeit der asthenischen Zeichen bei einer Brustkrankheit zeigte mir vor mehrern Jahren auffallend das Beispiel eines zehnjährigen Knaben, der ein Fieber mit Brustaffection mit allen Zeichen des Schwächezustandes, des Nervenfiebers bekam. Ich behandelte ihn durch die inci-

tirende Methode, bei der ich jedoch alles Uebermaas zu vermeiden suchte. Der Puls erhielt nie Stärke, die Krankheit zog sich in die Länge bis zu 5 Wochen, der kleine Kranke war endlich ganz erschöpft, ausgemergelt, das Gesicht todtenblafs, eingefallen, hippocratisch, die Brustzufälle dauerten, und man machte schon die Vorbereitungen zum baldigst bevorstehenden Begräbnifs, als die Natur sich wunderbar half. Es erfolgte nemlich ein mäfsig fliefsendes, aber drei Tage lang continuirlich fortwährendes, also doch sehr reichliches Nasenbluten. Bei der grofsen Erschöpfung des kleinen Kranken konnte ich davon nichts gutes erwarten, aber zu meiner Verwunderung besserten sich alle Umstände allmählig uud es war nicht mehr zu verkennen, dafs dieses Nasenbluten kritisch war. Der Kranke wurde völlig wieder hergestellt, ohne irgend einen Fehler auf der Brust nachher zu behalten. Auffallend ist es, dafs das Nasenbluten hier noch so spät und bei schon äufserster Erschöpfung des Knaben die Crisis bewirkte. Die Krankheit war also doch wohl sicher sthenischer Art gewesen, so sehr auch aller äufserer Anschein das Gegentheil verrieth.

III.

Bemerkungen
über
die 1806 und 1807 auf der Insel Rügen
und noch 1808
continuirenden Nervenfieber.

Von
Dr. Moritz von Willich,
Leibarzt und erster Landphysikus in Rügen.

(Beschlufs)

Wenn nicht besondere Symptome es erforderten, als heftiger Meteorismus, fast immerwährende *Borborygmi*, Beängstigungen, Raserei, oder doch fortwährende *Deliria*, fast unausstehlicher Nackenschmerz, so habe ich nie andere Oerter zur Application der Reiz- und anderer dienlichen Mittel gewählet, als

den Magen. Wenn aber einzelne Theile bei diesem Nervenfieber vorzüglich litten und angegriffen wurden, so suchte ich auch diese vor dem tobenden Feind zu beschützen und sie davon zu befreien; hier wählte ich dann vorzüglich *rothmachende Pflaster*, selten *spanische Fliegenpflaster; Einreibungen* paſslicher Mittel, *Umschläge* und *Klystiere*.

Die *rothmachenden Pflaster* legte ich beim Kopfschmerz und heftigen Fantasien an beide Waden, auch zwischen die Schultern; beim Meteorismus etc. über den ganzen Magen; bei dem so ruhestörenden und angreifenden Nackenschmerze aber im Nakken selbst, und zwar mit sichtbarer Erleichterung und Besserung.

Spanische Fliegenpflaster nahm ich nur in recht dringenden Fällen, oder wenn die rothmachenden Pflaster nicht hinlänglichen Reiz bewürken wollten. Wurden die Stellen in der Folge übel und sehr entzündet, so dämpfte eine Salbe aus einem Theil *Unguentum de Uvis* und 3 Theilen *Unguentum album simplex* die Hitze und Entzündung sehr bald; auch bei den heftigsten und anhaltendsten

Deliriis legte ich die Vesicatorien auch nur immer an den Waden.

Einreibungen gebrauchte ich sehr häufig, und zwar auf den Unterleib, wenn der Meteorismus, die Borborygmi, oder auch die Beängstigungen sehr heftig waren; ich nahm dazu meistens *Campher*, *Tinctura thebaica*, *Liquor anodynus*, aber auch *Spiritus salis ammoniaci vinosus*, denen ich zuweilen das *Oleum Cajeputi* zusetzen liefs. War die Haut des Kranken sehr zart und empfindlich, so liefs ich, das Roth- und Wundwerden zu vermeiden *Oleum Chamomillae* oder *Absynthii coctum* zusetzen und dann den ganzen Unterleib mit einem weichen, wollenen Lappen bedecken, dem ich auch zuweilen in mit China und Zimmt abgekochten warmen Wein eintunken und fleifsig frisch zu tränken anordnete. Bei dem heftigen Nackenschmerze liefs ich dieselben Einreibungen an der leidenden Stelle, auch einigemal bei äusserst heftigem Kopfschmerz mit merklicher Erleichterung des Kranken vor der Stirn und in den Schläfen machen.

Andere *Umschläge* und *Cataplasmen* habe ich nicht angeordnet, außer bei äußerst hef-

tiger Spannung der Haut des Unterleibes, wo ich Leinsamen, *Semen lini* und *Flores Chamomillae vulg.* mit Milch zu einem dikken Brei gekocht und in Leinewand gefüllet über den ganzen Unterleib legen, und dabei die obigen Einreibungen sehr ernstlich machen liefs. Diese Umschläge thaten, wenn sie nicht länger als höchstens 24 Stunden angewandt wurden, vortreffliche Dienste und Wirkung; wurden sie aber länger gebraucht, so bewirkten sie eine mir nachtheilig scheinende Erschlaffung, doch nur in wenigen Fällen, und kann ich mich auch darin irren, wenn ich diese Wirkung den Leinsamen-Umschlägen zuschreibe.

Bäder habe ich gar nicht angewandt, obgleich ich mich noch jetzt überzeugt fühle, dafs sie auch hier bei dieser Krankheit manches mal nützlich und sehr passend gewesen seyn würden. Theils habe ich sie nicht angewandt, weil ich nicht darauf verfallen bin, dafs auch *so angewandt*, neue Reizmittel neue kräftige Wirkung hervorbringen würden, theils weil ich schon lange überzeugt bin, dafs Bäder bei solchen Krankheiten mit grofser Vorsicht und Ordnung angewandt wer-

den müssen, wenn sie heilsame Wirkungen hervorbringen sollen, und dies ist *hier auf dem Lande*, und vorzüglich bei den geringen Leuten sehr schwer, ja fast ohnmöglich einzurichten und zu erlangen; auch ist man hier gar nicht sehr für das Baden, weil es gewöhnlich mit vielen Weitläuftigkeiten verknüpft ist. Kaum dafs man es dahin bringen kann, dafs die Kinder der Vornehmern öfter gebadet werden, obgleich wohl jetzt alle Welt davon überzeugt seyn sollte, dafs dies so sehr zur Erhaltung der Gesundheit der Kinder und zur Stärkung derselben beiträgt, wenn es nur mit Ordnung vorgenommen wird.

Klystiere habe ich sehr oft, und mit dem gröfsesten Nutzen anwenden lassen, aber aus sehr verschiedenen Gründen und Ursachen, denn ich verordnete Klystiere, wenn die Diarrhoe anhaltend war und blieb, aber auch, wenn es meinen Kranken an Eröffnung fehlete; ich litt durchaus nicht, dafs irgend einer meiner Kranken über 48 Stunden ohne Eröffnung lag, und ich fuhr sehr gut dabei; endlich verordnete ich auch noch Klystiere, wenn der Meteorismus zu anhaltend und heftig, auch die Borborygmi zu lästig waren.

War die Diarrhoe zu anhaltend, so liefs ich Klystiere von starker Fleischsuppe mit viel Reifs, oder Graupen, tüchtig gekocht, in wenigen Fällen mit etwas Opium vermischt, wiederholt, und mit Nutzen, abgekühlt, appliciren. Fehlte es an Eröffnung, so liefs ich Gerstsähme mit *Floribus Chamomillae vulg.* abkochen und etwas Honig dazu mischen. Salze, Oehle und andere reizende Mittel, liefs ich nie, aus Furcht Diarrhoe zu bewirken, zusetzen; in einigen Fällen aber, wo die eben angezeigten Klystiere keine Eröffnung bewirken wollten, liefs ich eben dieser Masse mit dem gröfseesten Nutzen, und nie mit üblen Folgen, einen Efslöffel voll *Weinessig* zusetzen. Bei dem heftigen Meteorismus liefs ich Klystiere von starker Kalbfleischsuppe, in welcher hernach *Radix Altheae, Valerianae* und *Flores Chamomillae vulg.* gekocht wurden, mit sichtbarer Erleichterung und Hülfe des Kranken setzen, in einem sehr dringenden Falle mehrere Tage hindurch alle 3 Stunden. Die Fleischsuppe mufste aber sehr stark gekocht und noch wieder sehr stark mit dem Zusatze der obgenannten Kräuter saturirt werden, dann thaten sie wahrlich recht grofse Wirkung. An-

dere Stärkungs- oder Reizmittel habe ich nie in Klystieren anwenden lassen.

Contraindicirt sind ohnmöglich solche Mittel, welche die schnellere Kur befördern, dem Kranken Erleichterung bewirken, und offenbare Hülfe bringen! Dies ist wahrlich *oft* beim Nervenfieber der Fall mit den *Brechmitteln*. Werden sie im Anfange der Krankheit, wenn gewiſs Unreinigkeiten in *primis viis* sind, gegeben, so bewirken sie sicher leichtere und schnellere Wiederherstellung des Kranken und erleichtern allemahl die Kur. Dies weiſs ich aus vielen und hinlänglich überzeugenden Erfahrungen!. Ich behaupte, nach vielen wiederholten Erfahrungen, daſs wenn man einem mit gallichten, unverdauten Unreinigkeiten zu Bette gehenden Kranken, nicht gleich im Anfange der Krankheit ein Brechmittel, meistens nur aus Ipecacuanha, oder nach Befinden der Umstände ein gelindes, nicht angreifendes Abführungsmittel giebt, so schwächen diese im Körper bleibenden Unreinigkeiten, durch ihren ununterbrochenen, widernatürlichen Reiz weit mehr, als ein solches gegebenes Brech- oder Abführungsmittel je thun kann. Ich

ehaupte, wenn man solche Unreinigkeiten ngestört im Körper zurückläſst, so widerreben dieselben aller heilsamen Wirkung er vortrefflichsten und ausgesuchtesten Reiznd Stärkungsmittel, und je mehr man von tzteren giebt, desto übler befindet sich der ranke. Ja ich behaupte, wenn nicht bei nnehmendem Fieber, vermehrten Beängstiungen, dadurch verstärkten Rasereien ein arkes Erbrechen von der Natur selbst bewirkt werde, so tödten diese im Körper zurückgelassenen Unreinigkeiten und nicht das Nervenfieber den Kranken.

Beweis! Aus eigenen Erfahrungen weiſs ch es! Ich gab einigen meiner Kranken, obleich sie im Anfange ihrer Krankheit über Neigung zum Brechen klagten, kein Brechmittel, *weil ich nicht offenbare Zeichen von wahren Unreinigkeiten in den ersten Wegen fand.* Ich gab Reizmittel, und ordnete alles nach meiner besten Ueberzeugung an, aber meine Kranken wurden täglich übler; Beklemmungen, Auftreibung des Unterleibes, Uebelkeiten, Würgen, alles nahm zu, bis endlich ein freiwilliges Erbrechen erfolgte, und viele Unreinigkeiten, vermischt mit zähem

Schleime, ausgebrochen wurden; und nun erst fing der Kranke an sich zu bessern, nun erst bekamen ihm die schönen Reizmittel gut und bewirkten seine Wiederherstellung. Dies war mir desto merkwürdiger, desto einleuchtender, da ich meine Kranken *nie mit Verstopfung* liegen liefs, auch sogar zuweilen, wenn kein Mangel an Eröffnung war, dennoch Lavements von Gerstsähme mit Chamillen und Honig setzen liefs, um die Beängstigungen und den Meteorismus zu mäſsigen.

Ich weiſs gewiſs, daſs Kranke anderer Aerzte im Anfange der Krankheit, wo es deutliche Zeichen doch wohl erfordert hätten, kein Brech- oder anderes Ausleerungsmittel bekommen haben, ihre Aerzte täglich, ja endlich bei jedem Besuche flehentlich gebeten haben, ihnen ein Brechmittel oder wenigstens ein Lavement geben zu lassen, und die Aerzte verweigerten es durchaus, *weil dies schwäche!* und *sie nur gestärkt werden müſsten.* Ja sie wurden auch gestärkt, aber nicht für dieses Leben, sondern zur Reise zum Himmel! Dies ist Wahrheit, erwiesene Wahrheit! und noch mehreren Kranken

ken der nur stärkenden Aerzte würde es eben so gegangen seyn, wenn nicht Manchem das freiwillig erfolgte Erbrechen, oder eine gelinde, hier wahrlich heilsame Diarrhoe das Leben gerettet hätten. O ihr eifrigen Brownianer, prüfet alles und das Gute behaltet! Folgende kurze Krankengeschichten werden die Richtigkeit und Wahrheit meiner Meinungen und Behauptungen noch offenbarer beweisen.

Wilhelm F. ein Knabe von 10 Jahren, der Sohn eines Predigers hier auf der Insel, bekam im April 1807 das Nervenfieber. Am 22sten besuchte ich denselben zum ersten male und fand ihn sehr krank, besonders hatte er einen sehr aufgetriebenen, harten Unterleib, welcher aber schon seit einem halben Jahre so beschaffen gewesen war, und ihm oft Beschwerden verursacht hatte, doch war er jetzt weit ärger aufgetrieben, als je zuvor. Ein nicht unerfahrner Wundarzt hatte diesen Kranken mehrere Tage besorget, ihm gelinde Ausleerungsmittel, Lavements, Einreibungen des *Linimenti volatilis* verordnet, wobei aber doch die Krankheit zugenommen hatte. Ich fand alle gewöhnliche

Zufälle eines heftigen Nervenfiebers, besonders gegen Abend starkes Fieber, erstaunende Unruhe, Zittern der Extremitäten, stille Deliria, kurz alles wie gewöhnlich. Ich verordnete sogleich ein Chinadecoct von Drachmis 10 mit Drachm. 2 Valeriana bis zu 8 Unzen Colatur gekocht, und liefs davon alle 2 Stunden einen starken Efslöffel voll nehmen und jedem Efslöffel voll 8 von nachstehenden Tropfen zutröpfeln. ℞. *Camph. dr.* ß *Tinct. Opii drachm. j. Naphthae Vitrioli drachm. iiß. M.* Zugleich aber liefs ich den ganzen Unterleib alle 3 Stunden stark mit folgender Mischung einreiben. ℞. *Camphorae, Tinct. thebaicae* āā *drachm. ij. Liquor. anod. m. H. unc.* ß. *Olei Chamomillae cocti drachm. vj. M.* und den ganzen Unterleib mit einem wollenen Lappen bedecken. Zum Getränke verordnete ich den Thee von wilden Chamillenblumen, die hier häufig wachsen, ein vortreffliches Getränk, wenn die Eingeweide von Blähungen und andern Uebeln, ja sogar von Schärfen belästiget werden. Eben dies Getränk empfahl ich, wenn die Vomituritiones ernstlich und angreifend wurden, weil es dann sehr oft Erbrechen bewirkte und beförderte. Aufserdem rieth ich

Graupen- und Habersähme, auch Brodwasser, mit ein wenig Wein und Zucker vermischt, zu trinken. Am 24sten erhielt ich die Nachricht, daſs der Magen immer stärker aufgehe, und daſs der Kranke schon in 2 Tagen keine Eröffnung gehabt habe; ich rieth zu den gewöhnlichen Lavements aus Sähme mit Chamillen und Honig, und wenn diese keine Eröffnung bewirken wollten, so sollte man dem Kranken alle Morgen, früh vor 6 Uhr, einen Eſslöffel voll von folgender Mischung geben: ℞. *Potionis laxantis Vienn. Unc. iij. Syr. Diacod. Unc. ij. M.* Gewiſs ein sehr unschuldiges, und die Eingeweide nicht angreifendes, noch schwächendes Mittel.

Am 25sten sahe ich den Kranken abermahls, und fand seinen Unterleib erstaunend stark aufgetrieben, die Beängstigungen heftig, die Borborygmi so stark, daſs man sie im ganzen Zimmer hören konnte. Ich lieſs nun den Unterleib alle 3 Stunden sehr stark mit folgender Mischung einreiben: ℞. *Camphorae, Tincturae thebaic. Olei Cajeputi genuini* āā *drachm. iß. Olei Absinthii cocti drachm. vj.* und lieſs warme Umschläge von

Leinsamen in Milch gekocht, überlegen, zugleich aber auch alle 3 Stunden ein Lavement von starker Fleischbrühe mit folgenden Kräutern gekocht, mäfsig warm, setzen: ℞. *Rad. Altheae, Valerianae* āā *Unc. iiß. Flor. Chamomillae vulg. Unc. iij. M.* Von dieser Kräutermischung wurden zu jedem Klystier 2 Loth genommen; die innerlichen Mittel blieben die am 22sten verordneten.

Am 28sten sahe ich den Kranken von neuem, und fand alle Zufälle im höchsten Grade übel, vorzüglich aber das Irreseyn und den Meteorismus. Der Magen war über und über steinhart und dermafsen aufgetrieben, dafs er weit über das Sternum emporstand, so dafs man in die von dieser Auftreibung gebildete Höhle eine geballte Faust legen konnte, und alle, welche es sahen, erstaunten über diese Figur, und versicherten, nie etwas ähnliches gesehen zu haben. Ich selbst habe auch noch nie zuvor *eine solche* Auftreibung des Unterleibes, kaum bei dem ärgsten Wassersüchtigen, gesehen. Ich liefs jetzt über den ganzen Magen das *Emplastrum rubefaciens c. Asa foetida* legen, mit den Klystieren von Fleischsuppe *c. Valeriana etc.*

alle 3 Stunden fortfahren, die China mit den Tropfen auch fortwährend nehmen, gab aber zugleich wegen der tief eingewurzelten Verhärtungen im Unterleibe, und der gegenwärtigen, fast unerhörten Auftreibung desselben, *täglich* 4 mal ein Pulver aus *Calomel Gr. j.* mit Zucker abgerieben. Dies bewirkte zwar in Absicht der Härte und Anschwellung des Magens große Veränderung, allein es traten dafür wieder zwei andere Uebel ein, nämlich ein äußerst angreifender, starker Husten und eine so arge Anschwellung des Hodensacks, daß derselbe klar und bläulich, wie eine Bouteille zwischen den Schenkeln lag, und den Knaben bei der mindesten Berührung heftig schmerzte. Diesen Uebeln gesellete sich auch noch eine heftige Verstopfung hinzu, und obgleich ich es äußerst thöricht, und fast für einen Beweis der Halbgelehrsamkeit halte, wenn der Arzt gleich bei der Erscheinung eines andern Symptoms auch ein anderes Mittel ihm zur Hand hat, so waren doch diese Symptome so dringend und so gefährlich, daß ich gezwungen war Rücksicht darauf zu nehmen. Ich ließ deswegen alle Abend ein Pulver aus ¼ Gran Opium, ½ Gran Kermes, einen Gran Campher und

3 Gran Nitrum nehmen. O Himmel! werden die Brownianer schreien, Nitrum im Nervenfieber? Ja, und das mit Bedacht, denn ich zitterte nicht vor der Idee, dafs Nitrum auch in den kleinsten Gaben schwäche, denn ich bin kein Brownianer, und dies Mittel that meinem Kranken sehr wohl, denn der Husten wurde mäfsiger, und der Patient von Tage zu Tage ruhiger. Das schwächende Nitrum schadete also nicht, sondern half die Wirkung der andern Mittel unterstützen. Aeufserlich liefs ich fleifsig China mit Kalkwasser gekocht, mäfsig warm um den Hodensack legen, womit ich zusammengelegte Leinewand tränken liefs; übrigens mufste das Chinadecoct mit der Naphtha continuiret werden. Der Meteorismus nahm ab, das *Empl. rubefaciens* hatte den Magen nicht roth gemacht, noch weniger wund; ich liefs daher von neuem auf den Magen *Camphora*, *Tinctura thebaica*, *Liquor anodynus*, *Oleum Cajeputi* und *Oleum Chamomillae coctum* einreiben. Alles geschah mit dem glücklichsten Erfolge! Das Fieber nahm mit allen Symptomen ab, und am 6ten Mai fand ich die grofse Gefahr glücklich überstanden. Ich hatte dem Kranken alle Morgen, ganz früh,

wenn die Eröffnung einen Tag ausgeblieben war, einen starken Efslöffel voll von der obigen Mischung *ex potione laxante etc.* geben lassen, und einen Vormittag, da er in 3 Tagen keine Eröffnung gehabt, und die eröffnenden Klystiere auch keine hatten bewirken wollen, 3 Efslöffel voll, und der Gebrauch dieser Arzenei gereichte nie zu seinem Nachtheil, sondern bewirkte *allemal sichtbare Erleichterung* der Beschwerden. Am 6ten Mai liefs ich dem Chinadecocte die *Serpentaria* zusetzen und die *Naphtha* fortwährend zutröpfeln. In der Folge bekam er *pulvis Chinae cum Serpentaria* in Substanz mit der zugetröpfelten *Naphtha*, und zuletzt die *Naphtha Vitrioli* ganz allein. Am Ende Maimonats war der Kranke völlig hergestellt, munter und froh; auch dabei, welches sonst selten so schnell geschieht, schon wieder rasch auf seinen Füfsen, und sein Unterleib völlig weich und ganz gesunken, auch das Scrotum ganz wieder in natürlichem Zustande. Diese Anschwellung des Scroti, mit eben der Klarheit, habe ich bei mehreren am Nervenfieber kranken Knaben, aber nicht bei Männern bemerkt, und allemal mit demselben Mittel bezwungen. Kalkwasser allein

wollte es nicht thun, noch weniger Blei-
wasser.

Gegen das Ende der Krankheit liefs ich auch diesem Knaben alle Vor- und Nachmittage Thee mit altem Franzwein, und wie er anfing mit Appetit zu essen, Mittags ein halbes, ja nach und nach ein ganzes Glas rothen Wein trinken.

Der zweite Kranke, dessen Krankheits-Geschichte ich hier erzählen werde, war der preufsische Lieutenant B., der mit andern preufsischen Truppen zu Schiffe von Pillau nach Rügen kam. Er war schon krank zu Schiffe gegangen, 7 Tage, bei vielem Unwetter, auf dem Wasser geblieben, hatte kein Bett, sondern alte Segel und Taue zum Lager gehabt, war sehr krank zu Lande gebracht, 3 Meilen auf einem elenden Wagen bis Bergen gefahren, und so elend krank in mein Haus einquartirt worden. Er kam ohne Besinnung in meinem Hause an, wurde in ein schönes, geräumiges Zimmer gebracht, von preufsischen Feldärzten und mir als Kranker behandelt. Mit Zuziehung der preufsischen Feldärzte verordnete ich einige Pulver mit Sal ammoniacum, gab hierauf, weil alle

Indicationes dafür waren, ein Emeticum von Ipecacuanha und dann das gewöhnliche Chinadecoct, auch bald darauf Campher in Emulsion. Ich sahe aber dabei seine Krankheit täglich, ja fast stündlich wachsen; ich sahe noch immer eine sehr belegte Zunge; heftige Beängstigungen, Würgen, fast stete Vomituritiones, einen heftigen Meteorismus, und *obstructionem alvinam;* ich sahe sehr arge Deliria, die fast nicht eine Minute nachliefsen, sehr starkes Fieber, heftiges Zucken und Unruhe, und ich sahe, daſs die stärksten Reizmittel, und der rothe Wein mit Wasser, auch nicht die mindeste Linderung dieser beschwerenden Zufälle bewirken wollten. Da der Kranke etwa 10 Tage in meinem Hause gewesen war, war seine Krankheit aufs höchste gestiegen, das Fieber hatte die höchste Stufe erreicht, die Zunge wurde trocken und braun, die Augen funkelten, die Deliria gingen fast in Wuth über, die Beklemmungen und Unruhe waren erstaunend, man konnte ihn fast gar nicht im Bette behalten. Der Meteorismus wuchs und stieg fast mit jeder Stunde. Ich muſste durchaus an diesem für diesen Kranken so bedenklichen und gefährlichen Tage eine weite



Reise machen, zu deren Vollendung gewiß 36 Stunden erfordert wurden, bevor ich wieder zurückkommen konnte. Ich hatte dem Kranken an beiden Waden ein Vesicatorium gelegt, trug aber meinen Frauenzimmern auf, wenn er danach nicht ruhiger werden sollte, ja den verdienstvollen preußischen General-Chirurgus rufen zu lassen, ihm die Gefahr anzuzeigen und nicht zu vergessen, daß der Kranke schon in 4 Tagen keine Leibesöffnung gehabt habe. Der Hr. General-Chirurgus, ein sehr bekannter, verdienstvoller Mann, der sich im letzten unglücklichen Kriege sehr um die Menschheit verdient gemacht hat, ist verreiset, endlich kömmt ein Ober-Chirurgus, der sehr gegen alle Lavements und Ausleerungsmittel strebt, und noch stärkere Reizmittel verordnet. Nach diesen stärkern Mitteln bekömmt der Kranke noch mehr Angst, wird unruhiger, bekömmt brennende, braunrothe Backen, und liegt beständig im heftigsten Delirio. Meine Frau, die dem Kranken so gern Erleichterung schaffen will, läßt demselben ein Lavement nach meiner gewöhnlichen Weise setzen und Umschläge von rothem Wein und Kräutern auf den Magen legen, aber alles hilft nichts, denn das

Lavement macht keine Wirkung. Ich kam zu Hause, fand alle meine Hausgenossen in Angst und Sorgen, weil sie den Kranken so sehnlich gerettet wünschten, aber ich fand die gröſseste Todesgefahr, lieſs sogleich ein gewöhnliches Lavement mit dem Zusatze von Weinessig setzen, welches eine starke, sehr übelriechende und sichtbar Erleichterung bewirkende Ausleerung verschaffte. Nun gab ich noch denselben Abend nach und nach 3 Eſslöffel voll von dem obigen Eröffnungstranke *ex potione laxante etc.*, der Kranke bekam die Nacht und gegen Morgen noch einige starke, faulicht riechende Ausleerungen, denen Ruhe folgte, und wobei Angst und Deliria vermindert wurden. Am andern Tage, da der Kranke ohne alle Besinnung gelegen hatte, da schon alle Zeichen eines herannahenden Todes eingetreten gewesen waren, zeigten sich hin und wieder Spuren von Besinnung, denn der Kranke fragte hin und wieder, wer dieser oder jener von denen ihn umgebenden Menschen sey. Er hatte auch weder Bediente noch Aufwärter bei sich, noch irgend einen andern Bekannten, und Niemand nahm sich seiner im mindesten an, als meine Hausgenossen, welche

ihn mit der gröſsesten Aufmerksamkeit, mit Sorgfalt pflegten und stets umgaben.

Von nun an ging alles besser, der Kranke bekam fortwährend China im Decoct mit Valeriana und nun auch Serpentaria mit der *Naphtha Vitrioli*, auch Campher und Opium; das Fieber wurde nach und nach schwächer, die Angst, Beklemmungen und Meteorismus verschwanden, so auch das Irreseyn gänzlich, wenn der Kranke wachte, doch zeigte es sich noch mehrere Wochen beim Erwachen. Da der Kranke mehrere Besinnung bekam, kamen auch mehrere Klagen, so klagte der Kranke über heftiges Brennen auf dem *osse sacro* und ebenfalls in der linken Lende, nach hinten unter dem Kopf des Schenkelknochens; ich untersuchte beide Stellen, und fand beide schon schwarzblau, den anfangenden Brand verrathend. Ich lieſs sogleich China mit Kalkwasser, stark saturirt, fleiſsig und kühl auflegen, und einen Oberwundarzt bestellen, der täglich einigemal darnach umsehen möchte, weil ich selbst so erstaunend viele Geschäfte auf dem Lande hatte, daſs ich es ohnmöglich abwarten konnte, indem ich nur sehr selten einen Tag zu Hause war.

Aufmerksamkeit half nichts, der Brand
schnell um sich und alles Fleisch vom
acro ging nicht nur verlohren, sondern
in dem Schenkel frafs der Brand nach
nach ein so tiefes Loch, dafs man ge-
einen altmodischen Tassenkopf hinein
konnte. Auch klagte der Kranke über
en Schmerz in den Knieen, so wie auch
n Plattfüfsen, und vorzüglich in beiden
en. Nach einigen Tagen kam noch ei-
ne Klage über heftiges Reissen in und
dem linken Ohre, wo sich Geschwulst
s, und ein grofser Abscefs entstand, wel-
ich gewifs früh genug unter dem Ohre
e, sich aber dennoch auch nach dem
hinein durch frafs und mir und dem
ten viel zu schaffen machte.

ie innerliche Besorgung ging ganz den
hnlichen Gang; bei mehr abnehmendem
r liefs ich *Cortex Chinae reg.* mit *Ser-
ria* in Substanz nehmen, die *Naphtha
oli* allein zutröpfeln, Mittags ein, in der
2 Gläser alten Franzwein trinken, und
e Fleischsuppen essen, gab eine Zeitlang
ds Opium mit Kermes, weil auch die
ranke in der Folge der Krankheit sehr

stark hustete, und Morgens ganz in der Regel, wenn einen Tag die Leibesöffnung fehlete, einen Eſslöffel, ja einen halben Tassenkopf voll von meinem gewöhnlichen Eröffnungstranke. Alle äuſserliche Uebel wurden von mir kunstmäſsig besorget und von einem Oberwundarzte täglich 2 Mal verbunden. Die brandigen Stellen wurden mit *Pulvis Chinae* ausgestreuet, mit Charpie mit China und *Aqua Calcis vivae*, in der Folge mit *China*, *Myrrha* und *Wein* angefeuchtet, ausgefüllet, mit der kühlenden und hier oft so heilsam würkenden Salbe *ex Unguento de Ovis cum albo simplici* bedeckt, und alles gut mit Heftpflastern befestiget, das Ohrengeschwür zu Anfange mit erweichenden Umschlägen bedeckt, dann geöffnet, mit China, Myrrhe und Wein mit dem Zusatze von *Balsamo peruviano* täglich ausgespritzt, und mit dem *Emplastro diachylo cum Gummatibus* bedeckt; die Knie, Plattfüsse und Hakken lieſs ich mit dem *Spiritu salis ammoniacae cum Aqua Calcis vivae* waschen, in der Folge aber mit demselben *Spiritu cum Spiritu formicorum*, auch dabei die leidenden Theile so legen, daſs sie sich nicht drückten. Nach und nach wurde bei dieser

ıandlung alles wieder gut, und der Kran- reisete, nachdem er eilf Wochen in mei- n Hause gewesen war, völlig gesund und h wieder ab. Nur die Oeffnung im Schen- war bei seiner Abreise noch nicht völlig der übergeheilet und sehr empfindlich. reisete von Rügen zu Schiffe nach Col- g; wie ich von Andern erfahren, so ist er t sehr glücklich und wohl angekommen, s aber weiter aus ihm geworden ist, weiſs ı nicht, denn ich habe auch nicht die min- ste Nachricht von ihm selbst weiter er- lten.

Ich wurde zu einem Arzte gerufen, der t Zuziehung eines fremden Arztes viele iöne Reizmittel und Wein in Menge be- mmen hatte; ich fand ihn am Nervenfie- r sehr krank, er hatte starkes Fieber, hef- ge Beängstigungen, stete Deliria, wiele Un- he und einen bedeutenden Meteorismus, ne gelbbraune, stark belegte Zunge und it 3 Tagen mangelte die Leibes-Oeffnung h lieſs ihm sogleich ein eröffnendes Kly- ier setzen, befahl weniger Wein zu trinken, nd andere Getränke, als Wasser und Wein zubereiten. Das erste Lavement bewirk-

te wenig; ich liefs ein 2tes setzen, es brachte eine sehr übelriechende Ausleerung; ich verschrieb *potio laxans cum Syrupo Diacodionis* und liefs davon 2 starke Efslöffel voll nehmen, die einige starke und sehr erleichternde Ausleerungen bewirkten. Der Kranke bekam mehr Besinnung, erfuhr was mit ihm vorgegangen sey, überzeugte sich von der besten Wirkung dieser Heilmethode, nahm wider meinen Willen, und ohne mein Vorwissen, den ganzen Rest des Eröffnungsmittels, bekam noch mehrere sehr starke, erstaunend übelriechende Ausleerungen und höchst merkwürdige Erleichterung. Die vorigen Reizmittel wurden auch nun wieder hervorgesucht und bekamen jetzt vortrefflich. Der Kranke genafs bald und so vollkommen, dafs er sich nach dieser Krankheit weit besser befand, als lange zuvor. Der fremde Arzt trat, da ich das Ausleerungsmittel verordnet hatte, ganz stillschweigend vom Schauplatze ab, wusch seine Hände in Unschuld und seinen Magen mit Wein, denn er war gesund und krank ein recht ächter Brownianer!

Ein Mädchen von 17 Jahren war am Nervenfieber krank, ich gab, weil die Umstände es

es verlangten und sie Diarrhöe hatte, ein Brechmittel und Ipecacuanha und gleich darauf *Valeriana cum China*, im Decoct *cum Liquore anodyno*. Sie hatte und behielt eine belegte Zunge; Beängstigungen, Unruhe, Fieber Meteorismus nahmen zu, es fanden sich Würgen und heftige Vomituritiones und ich rieth Chamillenthee zu trinken. Es erfolgte nach demselben ein 3mahliges starkes Erbrechen und es wurden viele scharf riechende Unreinigkeiten ausgebrochen, und zwar zur gröfsten Erleichterung der Kranken. Alle Zufälle wurden gelinder, sie schlief gleich die erste Nacht nach dem letzten Brechen sehr ruhig und fühlte sich dadurch sehr erquickt. Nun bekamen auch die Reizmittel, die bisher nichts thun wollen, sehr gut. Die Besserung nahm mit jedem Tage merklich zu, und die Kranke konnte bald *China cum Serpentaria* in Substanz nehmen und vertragen, welcher Mischung ich aber beständig die *Naphtha Vitrioli* zutröpfeln liefs, und letztere bewirkte die völlige Wiederherstellung 14 Tage nach dem von selbst entstandenen so heilsamen Erbrechen.

Es wäre mir leicht noch mehrere eben so merkwürdige und einleuchtende Beispiele von dem vortrefflichen und auffallenden Nutzen der gelinden Ausleerungsmittel, auch noch mitten in dem Verlaufe der Krankheit anzuführen, aber *cui bono*. *Sapienti sat*!

IV.

Eispillen.

Vom

Kaiserl. Russ. Kollegienrath Löffler

zu Witepsk.

„Der praktische Arzt thut besser auf seinem bisherigen empirischen Wege fortzuschreiten, als das Leben der Menschen durch Anwendung unvollendeter Theorien in Gefahr zu setzen.“

von Humboldt.

Unter obiger Aufschrift habe ich die Absicht einige Erfahrungen mitzutheilen, die den großen und wichtigen Nutzen des Verschluckens kleiner Eisstücken bei einigen Krankheitszuständen beweisen.

In diesem vielgelesenen Journal niedergelegt, gelangen sie zu einer schnellen und großen Publicität; — und ob sie dieses und einer Nachahmung in vorkommenden ähnli-

Es wäre mir leicht noch mehrere eben so merkwürdige und einleuchtende Beispiele von dem vortrefflichen und auffallenden Nutzen der gelinden Ausleerungsmittel, auch noch mitten in dem Verlaufe der Krankheit anzuführen, aber *cui bono. Sapienti sat*!

IV.

Eispillen.

Vom

Kaiserl. Russ. Kollegienrath Löffler

zu Witepsk.

„Der praktische Arzt thut besser auf seinem bisherigen empirischen Wege fortzuschreiten, als das Leben der Menschen durch Anwendung unvollendeter Theorien in Gefahr zu setzen.“

von Humboldt.

Unter obiger Aufschrift habe ich die Absicht einige Erfahrungen mitzutheilen, die den großen und wichtigen Nutzen des Verschluckens kleiner Eisstücken bei einigen Krankheitszuständen beweisen.

In diesem vielgelesenen Journal niedergelegt, gelangen sie zu einer schnellen und großen Publicität; — und ob sie dieses und einer Nachahmung in vorkommenden ähnli-

chen Fällen verdienen, mag derjenige kenntnifsreiche Arzt entscheiden, der sie seiner Aufmerksamkeit werth hält.

Die Medicin ist doch bis jetzt nur noch eine empirische Erfahrungskunde; — sie zu einer mathematischen Gewifsheit erheben zu wollen, wird wohl noch Jahrtausende die zu ergründende Qual des menschlichen Verstandes bleiben. — Zu vieles Licht blendet; so führten uns die sublimen Sätze mehrer neuern Aerzte auf einen zu hohen Standpunkt, von dem wir nur mit Mühe und nicht ohne zu schwindeln ins stille sichere Thal der Erfahrung herunter blicken.

Wohl daher demjenigen Arzte, der wie eine Biene aus der ganzen Summe der ihr bekannten Blumen den süfsen Saft mühsam aufsucht und ihn vereint zum nützlichen Honig bereitet; — so auch dem Arzte, der aus der ganzen Summe ihm bekannter Erfahrungen sich Materialien sammelt und sich in der analogischen Kunst übt, sie dann im kranken Zustande des Körpers zu seiner Heilung oder Linderung anwenden zu können.

Aber diese Heilkunst ist schwerer als das jetzt so beliebte Selbstconstruiren der Natur

und Kunst; — sie ist sicherer, sie ist für den gefühlvollen Heilkünstler, der mit ganzer Theilnahme die Last empfindet, die Leiden seiner Mitmenschen zu heben oder zu mindern, beruhigender und lohnender.

Auch bauete ich auf diesen Felsen der praktischen Medicin mein Handbuch der neuesten und nützlichsten praktischen Wahrheiten und Erfahrungen für Aerzte und Wundärzte, wovon bis jetzt zwei Bände bei *Keyser* in Erfurt erschienen sind, und der dritte bald erscheinen wird; — ich werde mit der Herausgabe dieses Werks so lange fortfahren, als mir Gott das Leben fristet und Gesundheit schenkt. — Dieses zur Nachricht auf die Anfrage mehrer meiner Freunde.

1.

Eine Dame von starker, guter, gesunder Constitution, bekam, nach mancherlei erlittenen Seelenleiden und oft begangenen Diätfehlern, Schmerzen im Magen; da selbige im Anfange noch selten und leicht vorübergehend waren, so wurden sie auch wenig geachtet, und spielend behandelt; Diät, Chamillen- und Menthethee, nebst Hoffmanns

Liquor und zuweilen bittere Magentropfen wurden dem Zufalle entgegengesetzt.

Die Drohungen wurden ernsthafter — die Magenschmerzen kamen öfter, stärker und länger dauernd, und mit Zufällen des ganzen Körpers, z. B. Zittern, Schwäche, Ohnmachten begleitet wieder; nun wurde Zuflucht zu einem Arzte genommen, und er griff den anrückenden Feind von mehren Seiten mit allem Ernste an.

Dieser Arzt war ein geschickter und fleifsiger Heilkünstler, der mit seinem Wissen nicht geizte und den Magenkrampf mittelst mehrer Methoden zu heilen suchte.

a) Er schaffte vermeintliche Unreinigkeiten von oben und unten weg, und bemühte sich dann den schwachen Magen mit Anwendung innerer und äufserer Mittel zu erwärmen und zu stärken.

Fast drei Monate lang wurde dieses Verfahren fortgesetzt, und da es nichts half, so wurde die Krankheit von einer andern Ansicht genommen und anders behandelt.

b) Es war Krampf — der Magen der Punkt in dem er entstünde und sich von da dem ganzen Körper durch Schwäche, Zit-

tern, Zuckungen, Ohnmachten, Hitze und Kälte mittheilte. Das ganze Register krampfwidriger Mittel wurde nun auf die Tagesordnung gesetzt und sowohl einzeln als gemischt angewandt, aber auch sie bewiesen sich ohnmächtig gegen diesen lästigen und Gefahr drohenden Zufall.

c) Nun wurde eine andere pathologische Ursache des örtlichen Magenleidens aufgesucht und — gefunden.

Die Kranke hatte in frühern Zeiten oftmals rheumatische Gliederschmerzen empfunden, es war daher sehr natürlich, daſs der Verdacht auf einen sich auf den Magen versetzten Rheumatismus gegründet wurde. Ein groſses Blasenpflaster auf die Magengegend gelegt, lange in Eiterung erhalten und einigemal wiederholt, nebst sechzehn Blutigeln, die ebendaselbst nach und nach angestellt wurden, begannen jetzt die Kur, und Pflaster und Salben nebst einer Menge im Innern angewandter antirheumatischer Mittel beschlossen dieselbe; aber leider hatten sie keine Hülfe gebracht.

d) Nun wurden Würmer, die sich in den Falten des Magens versteckt hielten und

durch ein muthwilliges Zerren und Beissen die Zufälle erregten, als Ursache angenommen.

Unter den vorher angewandten Mitteln hatten sich auch Wurmmittel befunden, z. E. *flor. Zinci*, *rad. Valerian.* u. s. w., diese wurden abgesondert, und dagegen andere den Würmern widrige Mittel gebraucht; da sich aber der Magenkrampf dabei verschlimmerte, so wurde diese Ursache und die Mittel verworfen, und

e) ein im Magen verstecktes oder unterdrücktes kaltes Fieber dagegen angenommen.

Und wahrlich, wenn man überhaupt so etwas gelten lassen kann und will, so hatte der Zufall im Ganzen genommen mit einem sogenannten verlarvten Wechselfieber etwas analoges; — Unruhe, vermehrte Empfindlichkeit und Kränklichkeit deutete ihn immer vorher an; mit Ohnmachten, zitternder Kälte, die sich in Schwäche, Hitze und Schweiß auflösete, endigte der Anfall.

Nun wurden die Zufälle angeschrieben, ihre Zeit, Dauer und Rückkunft berechnet, um darin vielleicht etwas periodisches zu finden, und fände man dieses, so wollte man

ie Krankheit ganz wie ein kaltes Fieber mit
hina methodisch behandeln.

Aber noch ehe diese Rechnung berich-
igt und abgeschlossen wurde, vernichtete die
ranke den schon halb entworfenen Heil-
lan, indem ein anderer Arzt ihr geradezu
rklärte, dafs ihre Krankheit eine *Magen-
ilepsie* wäre und wahrscheinlich nie geheilt
erden könnte; — sie entsagte allen Arz-
eien, lebte uneingeschränkter, besuchte ei-
ige Monate einen inländischen Mineralbrun-
en, und da sie sich dabei mehr erholte, an
räften, Fleisch und Gesundheitsfarbe zu-
ahm, da der Magenkrampf seltener und
hwächer erschien, so verorduete sie sich
lbst eine wahrscheinlich sichrere Kur, als
le die bisherigen gewesen waren — näm-
ch sie heirathete.

Aber auch dieses half ihr nicht, denn der
Magenkrampf kehrte mit erneuerter Kraft
urück; jetzt war sie in meine Nachbarschaft
ekommen und sie vertraute sich meiner
Hülfe an.

Ich ging sorgfältig das Register aller ge-
rauchten Mittel durch, denn die Kranke
hatte die Gopien aller Recepte bei sich, und

fand, dafs viele vortreffliche Mittel mit Beharrlichkeit und doch ohne alle Hülfe angewandt worden waren.

Dieses und die Prognosis (S. mein Handbuch etc. erster Band, Seite 206.) „ein jeder habitueller Magenkrampf ist schwer zu „heilen und recidivirt sehr gern," liefs mich fürchten, dafs auch ich das Uebel bei aller meiner Mühe und Sorge dennoch nicht heben würde. —

Doch fand ich noch zwei Mittel, welche noch unversucht geblieben waren, nämlich das *Magisterium Bismuthi* und das *Acidum Boracis.* — Auf diese beide Mittel gründete ich nun meine Hoffnung der Hülfe; besonders auch noch deswegen, da ich nach meinen Untersuchungen mit der Kranken fand, dafs der Magenkrampf eine zu grofse erhöhete Reizbarkeit und Empfindlichkeit des ganzen Nervensystems und besonders noch der Nerven des Magens zum Grunde hatte. Das ganze Gefühlsystem dieser Kranken war verstimmt und in Unordnung; — sie schnellte durch leichte Veranlassungen von einem Extrem zum andern hin.

Um diesen Lokalfehler zu dämpfen, oder

ihm doch wenigstens an Zeit, Dauer und Kraft einzuschränken oder zu mindern, dazu waren mir beide genannte Arzneien schon aus der Erfahrung bekannt; ich wählte sie daher hier um so lieber.

Aber ehe ich noch zu ihrer Anwendung schritt, so wünschte ich ein palliativ-temporäres Mittel zu haben, wodurch ich im Stande wäre den völligen Ausbruch des Zufalls, sobald er sich nur in der Ferne zeigte, sogleich verzögern oder an Heftigkeit einschränken zu können.

An die *Naphtha Aceti* dachte ich, — aber diese und andere ihr ähnliche Mittel waren schon so oft fruchtlos versucht worden, daſs ich an ihre augenblickliche Hülfe nicht mehr glauben konnte.

Das Trinken eines Glases sehr kalten Wassers, das die Kranke oft in der Angst ihres Schmerzgefühls schnell niedergeschluckt und welches den Anfall immer, nach ihrem Gefühl, am besten gelindert hatte, — brachte mich auf den Gedanken, ein noch kräftigeres lokal wirkendes kaltes Mittel, nämlich das Niederschlingen kleiner Eisstücken zu versuchen. Ein Glas Eispillen (ich hatte den kleinen

Eisstücken eine runde Form gegeben) stand immer im Eiskeller fertig, und sobald die Kranke die geringste Spur des Magenkrampfs bemerkte, so nahm sie alle fünf Minuten eine Eispille, und bis 8 — 10 — in Pillen liefs ich sie steigen; und wahrlich dieses Mittel wirkte glücklicher Weise so kräftig, dafs wir dadurch in Stand gesetzt waren, den völligen Ausbruch des Magenkrampfs nicht allein zu verzögern, sondern auch seine Stärke zu schwächen.

Es blieb seitdem unser lange gewünschtes Hauptmittel.

Nachdem die Kranke 130 Pillen von Eis, 240 Gran Wismuthkalk, 120 Gran Bernsäure, 6 Unzen bittere Extracte und eine halbe Unze Pomeranzenblätterpulver verbraucht hatte, war keine Spur von Magenkrampf mehr zugegen, und hat auch seitdem, es sind jetzt 4 Jahre, kein Recidiv gemacht; sie genofs seit dieser Zeit eine vollkommene Gesundheit und hat bereits nachdem 3 gesunde Kinder gebohren.

2.

Ein 12jähriger Knabe hatte auf dem Felde ein ihm unbekanntes Kraut genossen —

es zeigte sich nachher, daſs es Tabak gewesen war; — er bekam sogleich darnach ein heftiges Würgen und Erbrechen.

Ein Brechmittel war bereits gegeben worden, Oehl und Essig lieſs man trinken, Sal. Tart. mit Essig und Zitronensaft, auch Hoffmanns-Tropfen und Opium hatte man schon reichlich angewandt, als ich nach 24 Stunden zu Hülfe gerufen wurde.

Schwach und elend, einer Leiche ähnlich, lag der Knabe da, brach zwar nicht mehr so oft wie vorher, aber das Würgen war heftiger, ängstlicher und gefährlicher.

Ich lieſs stark aromatische Kräuter in Wein kochen und sie heiſs auf den Magen legen; alles, was genommen wurde, vermehrte das Erbrechen; ich lieſs es daher für's erste beim Nehmen des Pfeffermünz- und Kanelwassers bewenden.

Aber die groſse Reizbarkeit des Magens dauerte fort. Um diese nun zu befänftigen, so nahm ich auch hier meine Zuflucht zu dem Gebrauch der Eispillen; alle fünf Minuten lieſs ich den Kranken eine verschlucken, und auch hier wirkten sie sehr wohlthätig;

nach genommenen 45 Eispillen erschien weder Würgen noch Erbrechen mehr.

Nach und nach kehrte bei gehöriger Pflege und Wartung die sehr geschwächte Gesundheit des Körpers zu ihrem Normalzustande zurück.

3.

Ein 8 jähriges Kind wurde von Spulwürmern sehr lange gequält und endlich fast zu Tode gemartert. Nach einem oft und lange gegebenen kräftigen Wurmmittel, entschlüpfte zwar dem Körper eine grofse Menge Würmer, sowohl von unten als oben, aber es mufsten dennoch einige zurückgeblieben und im Aufruhr begriffen seyn, besonders schien es, als wenn sich einige im Magen aufhielten, indem der kleine Kranke über Druck und Schmerz im Magen klagte, und Uebelkeit und Erbrechen war immer zugegen.

Dafs Würmer die Kälte weniger als viele Arzneien vertragen, hatte ich mehrmals durch Erfahrungen geprüft, denn ich hatte einigemal gefährliche Wurmzufälle durch Trinken recht kalten Wassers besänftiget, und der Wirkung anderer Wurmmittel

den Weg gebahnt; auch wenn die Würmer durch den Gebrauch solcher Mittel aus ihrem phlegmatischen Schlummer aufgeweckt und rebellisch geworden waren, und Wurmzufälle erregten, so lähmte ich sie aufs Neue durch kaltes Wasser und stillte den Sturm der Zufälle. So bemerkte ich auch einigemal bei der Wurmkur, daſs zwar eine Menge Würmer abgingen, daſs sie aber noch eine groſse Generation ihrer Art nachgelassen hatten — und wenn ich dann oft ein Glaſs kaltes Wasser trinken, kalte Wasser-Klystiere setzen lieſs, dann noch eine Anzahl, vorzüglich junger kleiner Würmer, abgingen, und gleichsam die Kur beendigten.

Die Wurmzufälle dieses Kindes stiegen aufs höchste; er hatte Krämpfe, Zuckungen, stierte mit den Augen, zitterte, ächzte u. s. w. diesen folgten Schluchzen, Würgen und Erbrechen.

Der Reiz im Magen war groſs, er muſste schnell gestillt werden, wenn man dieses Kind retten wollte; ich eilte daher mit der Gebung der Eispillen und lieſs alle fünf Minuten eine verschlucken; nur von ihnen erwartete ich schnelle kräftige Hülfe. —

Meine Hoffnung wurde zur Wahrheit, denn die Zufälle fingen sogleich an abzunehmen und waren gänzlich verschwunden, nachdem das Kind 177 Eispillen verbraucht hatte.

Pfeffermünz- und Kanelwasser gab dem geschwächten Magen seine Verdauungskräfte bald wieder; und so wurde auch dieses Kind, das dem Tode so nahe zu seyn schien, schnell und wunderbar durch Eispillen gerettet.

In solchen und ähnlichen Fällen ist dieses Mittel vorzüglich an seiner Stelle. Wenn das Eis hier nicht durch Lähmung oder Entkräftung der Würmer und durch Reizschwächung des Magens wirkt, so weiſs ich mir seine groſse Kraftäuſserung nicht zu erklären.

4.

Schlieſslich wage ich es noch dieses Mittel wider das schreckliche Gelbefieber, diese bekanntlich so verheerende Krankheit, zu empfehlen; diese Anrathung geschiehet nicht aufs Geradewohl, sondern mehr als eine Wahrscheinlichkeit läſst mich hoffen, daſs es dagegen von Nutzen seyn werde.

Erst

Erste Wahrscheinlichkeit:

Die mit dem Gelbenfieber verbundene grofse Neigung zum Erbrechen, die von einer Entzündung des Magens begleitet wird, deutet auf ein örtliches Leiden desselben; vielleicht dafs das frühere Nehmen der Eispillen dieses lokale Uebel entfernte oder minderte, oder gar nicht zuliefse.

Zweite Wahrscheinlichkeit:

Man hat häufige Beispiele gesehen dafs Eintretung einer kalten Witterung der weiteren Ausbreitung dieser Krankheit Schranken setzt, ihre Stärke schwächt und ihre Dauer verkürzt.

Kälte scheint also das fermentirende Gift (wenn man diese Meinung gelten lassen will) dieser Krankheit zu entkräften oder zu entarten.

Dritte Wahrscheinlichkeit:

Bei der Pest die einst Moscau entvölkerte, empfahl nach ihrer weisen Einsicht die ewig unvergefsliche grofse und unvergleichbare, verewigte Kayserin *Catharina* die Zweite, die öfteren Reibungen mit Eis, und ihr grofses Menschenbeglückendes Herz genofs die Wonne, dafs durch Anwendung

Jahre mehr zu, und verursachte ihr mancherlei Beschwerden, als Mangel an Appetit, ein Gefühl von Vollheit nach dem Genuſse von Speisen und einen beständigen Druck und Schmerz in der Magengegend; nach Leibesbewegungen fühlte sie sich besonders sehr belästigt. Mehrere Aerzte hatten über ihr Uebel verschiedene Urtheile gefällt, und mancherlei Mittel angewendet, aber ohne Erfolg. Seit länger als einem Jahre war ihre Menstruation sehr unordentlich, setzte oft längere Zeit aus, und stellte sich dann wieder ungewöhnlich copiös ein; doch schien diese Veränderung und Menstruation auf ihre übrigen Beschwerden keine Beziehung zu haben. — Im Junius d. J. wurde sie, nachdem ein heftiger Schrecken auf sie eingewirkt hatte, von einem Fieber befallen, welches ganz die Gestalt eines Schleimfieber hatte. Es wurden ihr erst ausleerende, dann ätherisch-bittere Mittel gegeben, und das Fieber verlor sich. Indessen behielt die Kranke eine weiſs belegte Zunge, einen üblen Geschmack und häufige Anfälle von Magenschmerzen; zugleich litt sie durch Schlaflosigkeit, Beängstigungen, und starke Schweiſse. Sie nahm ätherische und bittere Mittel; und durch

llen aus Asand, Aloe, Seife und Bibergeil
ırden die Stuhlgänge unterhalten, aber oh-
auffallenden Erfolg. Besonders klagte die
anke um diese Zeit über einen tauben
hmerz an der linken Seite der Herzgrube,
d ein äuſserer Druck auf die falschen Rip-
n in dieser Gegend machte den Schmerz
serst empfindlich. Sie litt jetzt zugleich
Uebelkeiten, und es entstand freiwilliges
rechen, durch welches, so wie durch die
ıhlgänge, viel zäher Schleim ausgeleert
rde. Die Patientin, deren Gemüth wäh-
ıd der Krankheit äuſserst reizbar gewor-
ı war, hatte sich mehrere Male über häus-
ıe Vorfälle sehr geärgert, und ich schrieb
Verschlimmerung ihres Zustandes zum
eil auf Rechnung dieser Gemüthsbewe-
ıgen. Ich lieſs sie nun ein Brechmittel
Brechweinstein und Ipecacuanha nehmen,
auf sich nicht nur die Uebelkeiten, son-
n auch der eben beschriebene Schmerz
ganz verlor. Auch die Pillen aus Asand,
e und Seife schienen jetzt sehr vortheil-
zu wirken. Aber die Besserung war
ıt anhaltend. Nach einigen Tagen klag-
die Kranke wieder über heftigere Schmer-
in der Magengegend, besonders nach der

linken Seite hin. Sie hatte in dieser Gegend ein Gefühl von Schwere, welches sie vorher nicht gehabt hatte, und es schien ihr, als ob sich bei mancher Bewegung des Körpers eine schwere Masse in dieser Gegend abwärts und nach der linken Seite senkte. Dabei hatte sie keinen Appetit, oft ein fauligtes Aufstoſsen, und sie fühlte sich sehr entkräftet. Ich wendete mancherlei Mittel innerlich und äuſserlich vergeblich an, bis plötzlich eine merkwürdige Katastrophe eintrat, welche für die Kranke eben so wohlthätig, als für mich überraschend war.

Die Kranke fühlte einen ungewöhnlichen Drang zum Stuhle, und hatte nach einander mehrere Ausleerungen, durch welche in einem Tage 16 *Blasen* theils zerplatzt, theils noch unverletzt ausgeleert wurden. Diese Blasen waren von verschiedener Gröſse, theils von der Gröſse eines Taubeneyes, theils beinahe von der eines Hühnereyes; sie waren meistens eyförmig. Die Membran, welche diese Blasen bildete, war dünn, überall gleichmäſsig dick, und so fest, daſs man die noch unverletzte Blase mit der Pinçette aufheben konnte, ohne ein Zerreiſsen zu be-

fürchten. Nachdem sie einige Zeit im Wasser gelegen hatten, konnte man leicht die Membran in zwei Lamellen theilen. An einigen Blasen fanden sich runde warzenförmige Erhabenheiten, wie kleine Stiele, welche einige Linien im Durchmesser haben mochten, vermittelst deren sie an den Wänden des Darmkanals aufgesessen zu haben schienen. An andern Blasen denen diese Stiele fehlten, fanden sich kleine runde Löcher; und diese Blasen schienen von ihren Stielen abgerissen zu seyn. Einige dieser Blasen waren gefüllt mit einer hellen durchsichtigen zähen und gallertartigen Substanz, worin doch weiter nichts zu unterscheiden war, andere mit hellem Wasser, und noch andere mit Darmkoth. An den folgenden Tagen wurden noch mehrere solcher Blasen durch den Stuhlgang ausgeleert, so daſs derselben gegen *funfzig* gezählt wurden. Mehrere Tage nach diesen Ausleerungen hatte die Kranke einen aaſshaft fauligten Geschmack, und zuletzt entstand wiederholtes *Erbrechen*, wodurch erst einige Blasen, ganz ähnlich den durch den Stuhlgang ausgeleerten, dann aber eine groſse Menge zäher Massen ausgeworfen wurde, welche nach

der Beschreibung der Patientin die Größe und Gestalt eines gebackenen Eyes hatten, gelblich von Farbe waren, zum Theil einen festen Zusammenhang hatten, und einen aafshaften Geruch verbreiteten. Nach diesem Erbrechen fühlte sie eine Leere in der Magengegend und in der linken Seite des Unterleibes, als ob sie — wie sie sich ausdrückte — den Magen und einen Theil der Eingeweide ausgebrochen hätte. Sie ist seitdem frei von allen Beschwerden.

Ich lege diesen gewifs merkwürdigen Fall den Erfahrensten unter den Aerzten vor, und wünsche auf eben diesem Wege zu erfahren, ob ihnen in ihrer eignen Erfahrung oder in den Schriften älterer Praktiker schon eine ähnliche Erscheinung vorgekommen ist. Es ist zu bewundern, dafs die Functionen und besonders die der Verdauung, nicht mehr gestört wurden durch das grofse Convolut einer Masse, welche als ein fremder Körper einen Theil des Darmkanals zu einer enormen Weite ausdehnen mufste. Gegen funfzig Blasen von verschiedener Gröfse wurden ausgeleert; die aafshaft riechenden Stoffe,

welche die Kranke nachher in so grofser Menge ausbrach, scheinen die abgestorbenen Reste noch mehrerer Blasen gewesen zu seyn. Der blinde Sack des Magens war wohl der Hauptsitz dieser Blasen; doch scheinen auch die Gedärme daran Theil gehabt zu haben; wenigstens scheinen die mit Darmkoth gefüllten in letztern ihren Sitz gehabt zu haben. Auch ist es mir wahrscheinlich, dafs die Blasen nicht alle gleichen Ursprungs waren. Der Umstand, dafs die Kranke mehrere Meilen von mir entfernt wohnte, hinderte mich, mehrere Data zu sammeln, welche vielleicht mehr Licht über den Gegenstand verbreitet hätten. Mehrere mit Wasser und mit einer gallertartigen Substanz angefüllte Blasen habe ich aufbewahrt, die mit Darmkoth gefüllten habe ich gar nicht gesehen. Dafs die Blasen, welche ich Gelegenheit hatte zu sehen, organische Productionen sind, dafür spricht die allen gemeinschaftliche gleiche ovale Form, und die ganze Structur der Membran und des warzenähnlichen Stils, mit dem sie aufgesessen zu haben scheinen. Ich halte sie für eine Art von Hydatiden, obgleich die gewöhnliche Beschreibung der Hydatiden auf sie nicht

ganz paſst. Die Blasen waren nicht alle mit Wasser gefüllt, und ich sah in ihnen keinen Wurm. Auch weiſs ich nicht, daſs man schon im Magen Hydatiden gefunden hat. Die mit Koth gefüllten Blasen muſsten ganz anderer Natur gewesen seyn. Sie scheinen aus verhärtetem und mit einem verdickten Schleim überzogenen Darmkoth bestanden zu haben. Doch alles dies scheint mir nur vorläufig so, und ich wünsche eine befriedigendere Ansicht von Aerzten zu erhalten, welche eine ausgebreitetere Erfahrung haben. Noch muſs ich erinnern, daſs ich bei der genauesten Untersuchung in der Gesundheitsconstitution der Kranken nichts auffinden konnte, was über die Entstehung dieser fehlerhaften Production hätte einiges Licht verbreiten können. Ihre Menstruation war bis gegen das letzte Jahr immer der Gesundheit gemäſs gewesen; sie hat, ehe sie an diesem Uebel litt, mehrere Kinder ohne besondere Beschwerden geboren; sie ist frei von Gicht, Skropheln, und andern Krankheiten der Metamorphose, von denen man sonst wohl solche krampfhafte Productionen herleitet. Ein heftiger Verdruſs und ein Trunk kaltes Wasser in der Hitze genommen war alles, wor-

auf ich bei der genauesten Untersuchung zurückkam.

Zusatz.

Der Hr. Vf. dieses Aufsatzes hatte die Gefälligkeit, mir einige Exemplare der abgegangenen Hydatiden zu übersenden. *) Sie waren in einer spirituösen Flüssigkeit aufbewahrt. Das Gemeinsame aller war, daſs die Häute der Blasen sich einer *schwachen Knorpelsubstanz* näherten. Wirklich knorplicht darf man sie sich aber nicht denken; ich will durch diesen Ausdruck nichts, bezeichnen, als das eigene Opalisiren der Haut, eine Zerbrechlichkeit derselben, wodurch z. B. auch diese Hydatiden zerplatzten, wenn man sie nur ein Paar Fuſs hoch niederfallen lieſs, — und die Eigenschaft, daſs die zertrennte Haut nach Ausleerung ihres Inhaltes nicht ganz zusammenfällt, sondern mit ihren Rändern sich elastisch zusammenrollt und auseinander klafft. — An Einem Exemplare war nicht blos eine warzenförmige Excreszenz, sondern ein massiver fast 4 Linien langer und 2 Linien im Durchmesser haltender Stiel,

*) Wenn ich bei dieser Gelegenheit es wage, bei praktischen Aerzten als Bittender für meine Sammlung pathologischer Präparate aufzutreten, so hoffe ich, mich dadurch entschuldigen zu können, daſs einzelne Präparate doch gewöhnlich vergessen werden, verderben, wegen besserer Pflege nur in *Sammlungen* sich zu erhalten pflegen, und daſs ein akademischer Lehrer sie am leichtesten gemeinnützlich machen kann.

der ohne Vertiefung der Hydatidenblase eingeheftet war. An einem andern Exemplare war eine Oeffnung, gerade, als wäre ein solcher Stiel aus ihr herausgerissen. An einem dritten fand ich wirklich eine nach außen gegangene Aggregation von warzenähnlichen oder drüsichten Körpern. — In dem Innern der Höhle fand ich, in den geschlossenen klare lymphartige Feuchtigkeit mit dicklicherem Sedimente, in den geöffneten begreiflich den Liquor, worin sie aufbewahrt waren, und weiter Nichts. Die fäkulente Masse, welche bei ihrem Abgange in einigen bemerkt ist, war sonder Zweifel später in sie eingedrungen. Daß eine mit fäkulenter Feuchtigkeit gefüllte Hydatide im tiefern Theile des Darmkanales ihren ersten Wohnort müsse gehabt haben, läßt sich wohl nicht behaupten; von ihrem Stiele getrennt, dadurch geöffnet und nach unten fortgetrieben, kann sie die Contenta desjenigen Theiles aufnehmen, durch welchen sie fortgetrieben wurde.

Mir selbst ist ein ähnlicher Fall noch nicht vorgekommen, es finden sich aber ähnliche Beobachtungen schon aufgezeichnet. Ich füge einige derselben bei, wünsche aber, daß dieser sehr seltenen Fälle von den gottlob ziemlich erlahmten Antigastrikern nicht weiter als eine [illegible] Krücke benuzt werden. Diese dürfen dabei nicht vergessen, daß sie größtentheils selbst wohl tausende von Brechmitteln und Purganzen schon angewandt haben, ohne Hydatiden auszuleeren.

1) Schon [illegible] redet vom Abgange von

Hydatiden durch den Stuhlgang. Indem er nämlich den *hydrops oscites hydatigenosus* kurz beschrieben hat (*de causis et signis acutorum et diuturnorum morbor. libri IV. etc. Vindobon.* 1790. *p.* 192.) *Sunt quidem, qui tales vesiculas per intestina prodiisse memorant, quod equidem nusquam vidi, ideoque in scriptis nihil affirmo.* Alsdann fügt er aber hinzu: *neque sane, quid de hac re dicam, invenio,* — und die Gründe seines Zweifels, daſs er weder wisse, wie sie sich in Magen und Gedärmen, den stets schlüpfrigen und offnen Wegen, häufen, noch, wenn sie sich auſser diesen gebildet hätten und in die Eingeweide erst durch eine Zertrennung derselben gekommen wären, wie diese Trennung nicht tödtlich wäre.

2) *Th. Bartholin.* (*ep. medicinal. Centur. IV. ep. LXXXVI.* 5.) theilte einen Fall mit, in welchem einem oft und heftig an Gelbsucht leidenden Kaufmanne, als er schon ganz rettungslos zu seyn schien, ein ganzes Becken voll zusammenhängender Blasen von der Gröſse der Taubeneyer abging, worauf er von Gelbsucht und Zehrfieber genaſs.

3) *Andreas Cleyer* (*Miscellanea curiosa academiae naturae curiosorum Decur. II. Ann. I.* (1682) *obs.* 18.) lieſs einen mit solchen Hydatiden gefüllten menschlichen Magen (fig. 9.) aufgeschnitten abbilden. Seine beigefügten Bemerkungen sind sehr schlecht, indem er blos diesem Zustande als Parallelstücke die Haarballen nebenstellt, welche man in den Magen der Kühe (und mancher andren Thiere) oft findet, aber seine Abbildung der Hydatiden *im Magen* ist die ein-

zige, welche ich bis jetzt kenne. Die versprochene Erzählung der Symptome, worauf man, bei der grofsen Menge von Hydatiden, die den Magen fast ganz anfüllen mufste, sehr neugierig gemacht ist, findet sich weiter hin (*annotatio. p.* 450.), enthält aber leider Nichts, als die Nachricht, dafs eine tödtliche Verwundung zu dieser pathologischen Beobachtung verhalf und den Nachtrag, dafs manche Hydatiden die Gröfse eines Hühnereyes hatten.

4) *V. Riedlin* (*lineae, medicae A.* 1696. *p.* 232. *obs.* 18.) führt einen Fall an, wo solche Blasen mit dem Stuhlgange abgingen. Ein Fräulein von 6 Jahren litt an Hitze, schwerer Respiration, Bauchschmerzen, der Harn desselben schien auf Würmer hinzudeuten; R. gab versüfstes Quecksilber, und hienach gingen von unten eine Menge von Blasen ab und dotterartige Massen; die Blasen (die vielleicht auch eine Oeffnung erhalten hatten) waren mit grünlicher Flüssigkeit gefüllt, und das Kind genas danach. *Riedlin* fragt: woher diese Blasen? Er fragt weiter: rührten sie vielleicht her von schwachem Wurmsamen, der keinen lebenden *foetus* hervorbringen konnte, gleich den *Molen?*

5) *Musgrave* theilte einen andern Fall dieser Art im Jahre 1705 mit (in den *Philos. Transactions. Nro.* 295. in *Vol. XXIV*, nach der fortlaufenden Seitenzahl S. 1797); fügt aber auch bei, dafs er keinen ähnlichen von guter Auctorität kenne. Ein zartes, übelgebautes Frauenzimmer von ohngefahr 30 Jahren, litt nahe an 3 Wochen am Fieber (ob Wechselfieber, ist nicht gesagt, doch geschah

die Heilung vorzüglich durch China), hatte dabei saures Erbrechen und Magenschmerz. Dieser Schmerz dauerte lange Zeit fort, wurde nach Aufhören des Fiebers von starker Salivation begleitet und von sehr heftigen Schmerzen in der Seite (in welcher? ist nicht angegeben; wahrscheinlich in der rechten), dann bekam sie Gelbsucht und auf den Gebrauch der *Fuller*'schen Mittel hiergegen gingen ihr Blasen ab, durch den Stuhl mehrere Mandel *), Eine durch Erbrechen, dabei brach sie oft Schleim, hatte keine Eſslust, weichen Leib und schlief nicht ohne Opium. Sie genaſs dann. Die Blasen waren von der Gröſse eines groſsen Nadelknopfs bis zu der eines Hühnereyes, gingen theils ganz, theils zerrissen ab, enthielten eine Feuchtigkeit, wie Hirschhorngallerte, die in einigen gelblich gefärbt war, in welcher man aber mit ungewaffnetem Auge kein Thier entdecken konnte, und durch's Mikroskop wurde leider nicht untersucht. Dem Abgange gingen Gefühle von Kälte und Schwäche im Magen mit öfterer Neigung zum Erbrechen und hysterischen Anfällen vorher, die nach diesem Abgange aufhörten, statt deren aber das Gefühl von Wundseyn entstand, als wäre an derselben Stelle etwas zerrissen. Die Kranke behauptete, die Blasen hätten zuvor im Magen gelegen und *Musgrave* stimmt diesem bei.

6) *G. Bidloo (exercitat. anat. chirurg. decades II. L. B.* 708. *exercitatio II. p.* 18. *tab.* 3.) bildete Hydatiden ab, welche nach

*) Der Vf. sagt: *several scores*; *score* ist die Summe von 20, wofür wir nur im Ellenmaſs das Wort Stiege haben.

Beobachtung eines Arztes Namens *Cossonius* mit dem Stuhlgange fortgingen, lieferte aber weiter nichts von der Krankengeschichte.

7) *L. Riverius* führt (*obss. Centur. IV.* 48.) unter der Aufschrift *hydrops spurius* einen Fall an von einem Manne, der, von Jedem für bauchwassersüchtig gehalten, sieben mit stinkender Feuchtigkeit gefüllte Blasen *oblongas instar farciminum* (*quae vulgo Boudins nominantur*) *ejusdemque crassitiei et unius palmi longitudinem aequantes* mit dem Stuhlgange ausleerte, und darauf ganz hergestellt war.

8) *Heuermann* (*vermischte Bemerkungen und Untersuchungen der ausübenden Arzneiwissenschaft B.* 2. 2767. *S.* 227) führt einen hieher gehörenden Fall an, welcher in gar wunderbarem Gemische von Selbstgefühl, Glauben an medicinische Auctorität und göttliche Hülfe von ihm beschrieben wurde. Patient war seit 1½ Jahre *siech* nach einem Wechselfieber, klagte über Schmerzen in der rechten Seite, über Magendrücken, verlorne Eſslust, Herzensangst, schlaflose Nächte, und hatte Gelbsucht. „Da ich nun," fährt *Heuermann* fort, „aus der Erzählung mir den „*deutlichsten Begriff von der Natur der* „*Krankheit* machen konnte, (?) so gab ich „sogleich nach des Königl. Leibarztes *Störk* „und *Werljoffs* (*sic!*) Methode *Glaubers* „Wundersalz und — — suchte hiedurch die „in *dem Geädere der Pfortader* vorhande„nen Stockungen zu heben. Nach der Vor„schrift des Hrn. Baron *van Swieten*" (*Heuermann* war bekanntlich Professor in Kopenhagen und *Swieten* in Wien) „wandte

H.

. noch das Dekokt von Wiesengras an, liefs
ıſserdem wegen der Schlaflosigkeit noch
ıſsbäder nehmen, und auch die rechte
ibbenweiche mit wollenen Tüchern reiben.
iese Verordnungen machte er am 7ten des
eumonates, am 12ten gab er „wegen ein-
getretener Fieberhitze und Kolikschmerzen
ohne Verschub nebst dem *Infus. Cort. Per.*
les Hofraths *Störk Conserva Nro.* 7 *anni
primi.*“ — Den 13ten *bestellte Patient
in Haus.* — Den 15ten *schwollen ihm die
iſse.* — Den 16ten brach plötzlich ein
urchfall los, der bis zu dem 20sten fort-
ıuerte, 156 Hydatiden ausleerte, von der
röſse einer welschen Nuſs, bis zu der einer
rbse hinunter, die dünnhäutig waren und
n gelblich schleimichtes Wasser enthielten.
on der Zeit an verloren sich Appetitlosig-
eit, gelbe Farbe, Fuſsgeschwulst, — *Heuer-
ann* gab „zu besserer Verdauung und Stär-
ung der Gallenwege noch *extr. chinae* in
quor terrae tartari aufgelöst“ und schlieſst:
ch kann nun zum Preise des göttlichen
Namens frei sagen, daſs der Patient eine
vollkommene Gesundheit genieſst.“ *)

9) *A. P. Nahuys* beobachtete einen ähn-
chen Fall und beschrieb ihn in *Verhandc-
ıgen uitgegeven dor het zeeuwsch Genoot-*

*) Nicht blos der Kranke, meine ich, sondern auch *Heuermann* hatte wirklich besondere Ursache, Gott zu preisen, daſs die Krankheit so gut sich endete. Ich hätte die Krankheit wahrscheinlich auch nicht besser erkannt, und *mit Sicherheit* sicher keiner meiner Herren Kollegen in der gröſsten Ausdehnung. Weit entfernt, mich über *Heuermann* erheben zu wollen, meine ich, er habe sich vor ein Paar Kollegen zu tief und vor der Natur und Gott lange nicht tief genug gebückt.

schap der Wetenschappen te Vlissingen. derde Deel. Middelburg 1773. Bladz. 455: Waarneming van eene ontlasting van een aanmerkelyk aantal van waterblaazen door den afgang. Eine Frau von 50 Jahren litt seit 20 Jahren, da ihr ein Wechselfieber schnell durch China vertrieben war, in der linken Seite an stumpfen Schmerzen und einer Geschwulst von ungleicher Härte. Seit einiger Zeit nahm die Geschwulst nicht zu, aber die Schmerzen hatten sich etwas vermehrt und die Kranke zehrte ab. Auf Einmal fühlte die Kranke an der Stelle, die am heftigsten schmerzte, ein Platzen und bekam einen starken eitrigen Stuhlgang, der mehr als 50 Blasen ausleerte, vom Durchmesser eines halben bis ganzen Zolles. Dieser Abgang dauerte einige Tage fort, es gingen über 150 solche Blasen weg und hiemit verloren sich Schmerz, Harte und Geschwulst, die Kranke starb aber doch bald, nach N's Angabe an einer unmäſsigen Mahlzeit von rohem Speck; secirt wurde sie nicht. N. erklärt die Blasen für Hydatiden, in welche das Zellgewebe der Milz umgeändert wäre, die Milz sey mit dem Grimmdarme verwachsen und in diesen sey der Sack durch Eiterung aufgebrochen. (Ungemein ist es zu bedauern, daſs keine Section dieſs bestätigte oder widerlegte.)

10) Dr. *Wöltge* beschrieb (in *Baldingers Magazin.* B. IV. S. 556) folgenden hieher gehörigen Fall. Ein Mann von 27 Jahren litt, schon von seinem 8ten Jahre an, an Schmerzen in der rechten Seite, wo ihn ein groſser Hund gebissen und so zur Erde geworfen hatte. Hiebei bildeten sich eine Geschwulst, die die Gröſse eines Gänseeyes er-

reichte, und weiterhin Kurzathmigkeit, trockner Husten und Bluthusten. Seit 3 Wochen litt er an einem hitzigen Fieber, als W. ihn zuerst sah. Die Lebergegend war geschwollen, besonders nach hintenzu, jede Berührung und Bewegung machte die heftigsten Schmerzen, das rechte Bein war fühllos, doch kam es dem Kranken ungewöhnlich kalt darin vor; dabei litt der Kranke an Erbrechen, Raserei, stetem Drängen zum Urinlassen und Stuhlgang, und Haut und Urin waren icterisch. Diese Krankheit war zuerst als eine Entzündung der rechten Niere betrachtet, W. hielt sie für ein gallicht - rheumatisches Fieber und muthmaßte Würmer in der schmerzenden Seite. Der Kranke bekam Abführungen und ein erweichendes Cataplasma auf die leidende Stelle. Nach acht Tagen erfolgten besonders stinkende und mit Blut vermengte Excremente. Die Schmerzen nahmen dabei zu, fixirten sich auf Eine Stelle, welche roth ward, deren Oeffnung W. nicht wagen wollte, die er mit einem Blasenpflaster bedeckte. Am 4ten Tage nach gelegtem Pflaster entstanden heftige Zuckungen, tympanitische Auftreibung des Unterleibes und das Ende des Patienten schien nahe zu seyn; aber plötzlich brachen zwanzig Stuhlgänge los, und mit ihnen gingen eine Menge Blasen ab, von verschiedener Größe, einige wie ein Hühnerey, alle mit gallertartiger Flüssigkeit gefüllt, einige am obern spitzen Ende offen, andre verschlossen. Es wurde mit gelinden Abführungen fortgefahren, wodurch fortdauernd Blasen und Spuhlwürmer und Ascariden ausgeleert wurden, mit allmähliger Minderung der Geschwulst. Nach

ein Paar Monaten entstanden wieder Krämpfe, Purgirmittel leerten wieder „eine unglaubliche Menge Wurmschleim (? nicht Contenta der Blasen?) und Blasen aus," wonach, der Kranke wieder an seine schwere Arbeit gehen konnte. Jedoch spürte er noch von Zeit zu Zeit Schmerzen in der Seite. W. sammelte 528 solcher Blasen und fand darunter 3 Arten, nämlich einige hatten eine ganz durchsichtige, andre eine halbdurchsichtige Haut, die meisten bestanden aber aus festem und dichtem Zellgewebe, worin kein Gefäfs zu erkennen war.

11) Gleichfalls in *Baldingers Magazin* (B. X. S. 345) theilte *Zeller* einen Fall einer langwierigen und complizirten Krankheit mit, worin viele Hydatiden aus den Geburtstheilen einer Frau und auch ein Paar Male deren mit dem Stuhlgange abgingen. Als Veranlassung wird der Genufs vielen kalten Getränkes gleich nach der Niederkunft angegeben, welches gleich starken Druck und Schmerz in der linken Inguinalgegend hervorgebracht hatte, als wenn sich dort das Getränk stemmte, worauf am dritten Tage ein Fieber ausgebrochen war.

12) Dr. *William Scott* zu *Hawick* theilte einen von ihm beobachteten Fall dieser Art mit in: *Medical and philosophical commentaries by a society in Edinburgh Vol. V. Part. 1. Lond.* 1777. S. 183 u. d. f.) Ein junger Mann von 25—30 Jahren litt seit 18 Monaten oft und viel an Flatulenz, Kolikschmerz, besonders in der Nabelgegend, Trokkenheit des Mundes, schwachem Puls und Gefühl von Ohnmächtigkeit. Nach schleimigen

blähungtreibenden Klystiren und schmerz-
nden Mitteln gingen diese Beschwerden
tens in 12 bis 24 Stunden vorüber, kehr-
aber wieder zurück, besonders auf Er-
ung und den Genuſs blähender Dinge.
der Anfall einmal in mehreren Tagen
den genannten Mitteln nicht enden
te, wurde ein andrer Arzt gerufen, wel-
elix. proprietatis verordnete zum mä-
n Purgieren. Als dieſs etwa 12 Tage
ebraucht war, gingen Blasen von der
se einer Haselnuſs bis zu der einer Wall-
ab, gefüllt mit gelber eiterähnlicher Flüs-
it und neben ihnen auch leere, zerris-
. *Scott* sah 8 bis 10 mit *Einem* Stuhl-
e fortgehen. Diese Ausleerungen dauer-
7 bis 8 Tage und der Kranke bekam nie
er einen Anfall der vorigen Plage.

3) *James Lind* zu *Windsor* theilte ei-
solchen Fall an *Simmons* mit, in einem
e, welcher im *Lond. med. Journal Vol.*
. *L. Y.* 1789. bekannt gemacht wurde. *)

*) Für Literatoren, welche nur Citate sammeln und
eine Bücher lesen, aus Leichtsinn oder wegen
Mangel an Gelegenheit, füge ich noch hinzu, daſs
er Fall, welcher im *Journal de medec. chirurgie,*
harmacie etc. T. 79. *S.* 345 mitgetheilt ist, nichts
eiter als eine Uebersetzung des *Lindschen* aus dem
ondon medical Journal ist, wobei falsch *vol. XXX*
ait *X* von dem Franzosen citirt ist.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch auf einen
ft vorkommenden Fehler im Citiren fremder Schrif-
n aufmerksam machen, daſs man ihre Titel näm-
ch blos in die Sprache der Schrift, worin sie ci-
rt werden, übersetzt liefert, z. B. in lateinischen
bhandlungen die dänischen Societätsschriften alle
cta Havniensia nennt, obgleich dies die spätern
teinischen nur sind, da die ersten dänisch und
it dänischem Titel erschienen.

Blasen niemals mit den Excrementen abgingen, sondern immer nur in den Zwischenräumen zwischen den Ausleerungen von Darmunrath.

Dieses sind alle Fälle dieser Art, welche ich bis jetzt bei den Beobachtern habe auffinden können. Ich habe sie alle selbst gelesen, worauf sich die Leser überhaupt bei mir verlassen können, wenn ich mich nicht selbst dagegen besonders verwahret habe. In den bekannten allgem. medic. Repertoriis, den Compendien über pathologische Anatomie und in der Dissertation von *Lüdersen (de hydatidibus. Gotting.* 1708) finden sich noch mehrere Citate, die ich aber bei meinem Nachschlagen falsch verstanden oder sonst irrig gefunden habe, z. B. *Stalpart van der Wiel* Cent. 1. obs. 28. in scholiis. — *Morgagni de sedibus et causis morbor.* XXXVIII. 45. — *Morgagni ep. anatom.* 3. p. 10 ſs. — *Philos. Transact. Nro.* 273. — *Heuermanns Bemerkungen* B. 2. p. 220. — — Die von *Ploucquet* angegebenen folgenden 2 Beobachtungen habe ich nicht Gelegenheit gehabt nachsehen zu können: *Arzneikundige Beobachtungen eines Arztes in Amsterdam Nro.* 18. — *Gilibert adversar. pract. prim. p.* 288. —

Die Beobachtung von *Cleyer*, der die Hydatiden im Magen selbst abbildete, ist höchst merkwürdig. *Ridlin's* Fragen sind sehr zu beherzigen. Die Fälle von *Nahuys*, *Bartholin*, *Berthelot*, *Wöltge* und *Lind* sprechen sehr dafür, daſs diese Hydatiden wohl in Eingeweiden des Unterleibes entstanden

wa-

ıd sich nur durch den Darmkanal l.

ymptome der Leidenden gab ich ch an, ob für die Diagnostik vielwas daraus erwüchse, die leider so t, und — blieb.

Himly.

VI.

Kurze Nachrichten und Auszüge.

I.

Heilung eines Ileus durch ein Bella-donnaklystir.

Johann Gottfried Georg, 53 Jahr alt, wohnhaft in
zern bei Grimma, war mit einem Scrotal-Bruch re
Seits seit 12 Jahren behaftet, trug während dies
ein Bruchband, und wenn der Bruch ausgetreten, b
te er ihn mit leichter Mühe zurück, jedoch hatte er
Nächte sein Bruchband abgelegt. Uebrigens ist d
Mann von gesundem und starkem Körperbau.

Den 22. December 1809 früh halb 6 Uhr, nach
er gut geschlafen, und gesund aufgestanden war, j
ohne für dieses mal sein Bruchband anzulegen, gi
in die Scheune zum Dreschen, und nachdem er
einige Zeit damit beschäftigt hatte, muſste er w
heftigen Leibesschmerzes diese Arbeit verlassen. A
nun darauf seinen Bruch untersuchte, fand er, daſs
cher ausgetreten sey: es sey ihm zwar gelungen,
selben zurück zu bringen, und unter heftigem Sc
das Band anzulegen, allein kaum sey dieses bewe

gewesen, so habe er des außerordentlichen Schmerzegen nicht länger aushalten können, und mithin ruchband wieder ablegen müssen, (wahrscheinlich der Bruch nicht völlig zurück gebracht, und mit Anlegen des Bandes noch mehr eingeklemmt wor-

Nach Ablegung des Bruchbandes erfolgten Uebiten, und in Zeit von ½ Stunde 3 maliges Erbreder Schmerz nahm zu, und durch die Bemühung, ruch zurück zu bringen, immer heftiger, so wie uch selbst hart wie ein Stein wurde. — Den oben beregten Monats um 5 Uhr ließs der Panich rufen: er lag im Bette, klagte über heftige rzen, und ich fand den Puls klein und krampfso wie den Bruch hart und den Annulus heftig mengezogen. Ich ließs sogleich erweichende Fotiones über den Bruch legen, applicirte dergleiClystire, wodurch etwas Excremente abgingen; surieb ich auf den Bruchsack und in der Gegend nterleibes frisches *Oleum line* mit etwas *Opium* t, ein, aber alle Versuche, die Repósition zu mawaren vergebens, so wie auch die darauf angeten Umschläge von kaltem Wasser. — Als ich s Morgens den 23. December besuchte, fand ich fälle vermehrt; es zeigte sich Schluchzen, die rzen waren noch heftiger, der Patient beklagte ber heftigen Durst, und um der Entzündung vorgen, nahm ich eine Venäsection vor: ich ließs den en bis über den Unterleib in ein Bad setzen, s blos aus lauem Wasser mit etwas Seife bestand, s Abends wiederholt wurde; so wie ich ihm anl erweichende *Cataplasmata* aus *Farin. Sem. lini* vas Camillen-Pulver vermischt, den ganzen Tag schlagen verordnete, und Einreibungen von *Ungt.* asea mit *Opium* vornahm: allein der Bruch blieb nd es war nicht möglich, ihn zurück zu bringen.

Den 2[illegible]sten fand ich den Kranken sehr matt, das Schluchzen war anhaltender, der Unterleib aufgetrieben und hart; alle oft angewendeten Klystire gingen ohne Erfolg wieder ab, und es wurden diesen Tag wieder zwei Bäder genommen, auch mit der Maschine ein Tabacksklystir gegeben, jedoch ohne allen Nutzen. Ich war zwar im Begriff, diesen Tag noch die *Belladonna* in einem Klystir ihm zu geben, da ich aber dieses betäubende Mittel bereits kannte, und der Patient die Anstalten getroffen hatte, durch die Gerichte sein Häusliches in Ordnung zu bringen, so mufste ich davon abstehen.

Den 2[illegible]sten früh um 8 Uhr waren die Zufälle am heftigsten. Patient hatte die gröfsten Schmerzen, so, dafs man kaum den Bruch berühren durfte: er war sehr hart, der Unterleib sehr aufgeschwollen, das Schluchzen hielt an, der Puls klein, und der Kranke selbst hielt seinen Tod für unvermeidlich. Ich gab ihm *Laudan. liquid. Syd.* Gtt. [illegible] mit etwas Camillen-Thee, sodann nahm ich eine Hand voll *Herb. Belladonnae*, und liefs selbige mit siedendem Wasser aufbrühen, so viel als hinlänglich zu einem Klystir ist, und gab es ihm, welches dann eine Viertelstunde bei ihm blieb, und nach dessen Abgang ich ihn wieder ins Bad setzte. In Zeit von einer halben Stunde, nach dem Klystir, gerechnet, beklagte sich der Kranke im Bade über Müdigkeit, schlief auch bald darauf im nämlichen ein, so dafs ich Mühe hatte, ihn zu ermuntern, und aus dem Bade wieder ins Bette zu bringen. In Zeit von einer Stunde nach dem Klystir war sein Bruch weit lockerer, und nicht mehr so gespannt; auch beklagte er sich nicht mehr über so heftige Schmerzen, wenn ich Versuche machte, den Bruch zurück zu bringen. Patient lag aber immer in einer Betäubung, und mit dem Cataplasma über den Bruch wurde immer fortgefahren. Nach Ver-

lauf von ein paar Stunden, von dem Klystir an gerechnet, war Patient ganz ohne Bewufstseyn, der Bruch wurde aber immer lockerer, und gegen Abend, als er die Besinnung wieder bekam, war ein schwacher Versuch hinlänglich, den Bruch zu reponiren. Einige Pulver von Rhabarber, und Klystire befreiten den Darmkanal von den angehäuften heftig stinkenden Excrementen.

Den Beschlufs machte eine Auflösung von bittern Extracten, mit *Aqua Menthae piper.* und *Chamomill.* — und indem ich dieses schreibe, befindet sich der Patient zum Vergnügen seiner Angehörigen völlig gesund. Da nun die Brüche ein sehr gemeines Uebel, besonders auf dem Lande sind, wo mancher Vater seiner Familie zu früh entrissen wird, so wäre zu wünschen, dafs mehrere Aerzte und Wundärzte ähnliche Versuche mit der *Belladonna* anstellten und öffentlich bekannt machten. *)
(Vom Hrn. Chirurgus *Köhler* zu Grimma.)

2.

Hydrops cerebri.

Ich habe jetzt ein Kind am *Hydr. cerebri* zu behandeln, mit dem eine Lähmung der ganzen linken Seite verbunden ist, wodurch sich die Krankheit zuerst offenbarte. Drastische Purgiermittel, zuletzt Coloquinten, und Einreibungen von Tart. emet. auf den Kopf, wodurch eine Stelle von beinahe zwei Zoll im Durchmesser in Eiterung gesetzt ist, scheinen auf den Kopf einige günstige Wirkungen gehabt zu haben, aber haben die Lähmung noch nicht gemindert. Beinahe ist es wahrscheinlich, dafs noch ein anderer örtlicher Fehler, aufser Wasser in den Hirnhöhlen, zum Grunde liegt. —

*) Doch glaube ich, würde man nicht mehr als eine halbe Drachme auf einmal wagen dürfen, wenigstens zu Anfang. d. H.

Auch einen *Hydrocephalus* bei einem ¾ jährigen Kinde behandele ich jetzt. Dies Kind hatte in dem ersten Vierteljahre eine *Hydrocele*, die von mir durch den Stich operirt ward. Ich habe diesem Kinde den *Sap. Chym. Dip.* in den Kopf reiben lassen, der im vorigen Jahre in Ihrem Journale gegen Ganglien empfohlen ward, die man freilich immer schneller durch einen Stich hebt. Aber ich brauchte ihn mit auffallendem Erfolge bei Wasseranhäufungen in der Gelenkhöhle des Knies, und hoffte deshalb auch beim *Hydrocephalus* Wirkung, und ich scheine mich nicht betrogen zu haben.

3.

Sectionsbericht.

In diesen Tagen secirte ich eine junge Predigerfrau, die nach einer angeblichen Erkältung in der Schwangerschaft heiser geworden war, und wo diese Heiserkeit sich in Unfähigkeit irgend einen Ton hervorzubringen und in gänzliche Unfähigkeit zu schlingen schnell verlor; wobei sie auch nach 8 — 14 Tagen und nach vorhergegangenem Abortus eines sechsmonatlichen Kindes den Tod fand. Kehlkopf, Luftröhre und die ganze Speiseröhre waren völlig natürlich beschaffen, die Lungen ganz tuberculös, und das rechte Herzohr mit dem Herzbeutel verwachsen, auch die rechte Herzkammer mit ziemlich ächten polyposen Gerinnungen angefüllt, die Substanz des Herzens mürbe und welk. Sollten die starken Tuberculn durch Druck auf die Nerven die Dysphagie hervorgebracht haben? An den Nerven selbst konnte ich freilich nichts sehen, allein das Leiden für das Gesicht unbedeutender Zweige würde hier schon viel thun können. — Vor der Section vermuthete ich wenigstens ganz etwas Anderes zu finden.

Inhalt.

ten B. 1. S. 244 — 248. (Wien, bei Stahel 1794. gr. 8.) Der flüchtigste Anblick zeigt, daſs beide zwar eine gemeinsame Tendenz, aber sonst gar nichts gemein haben, daſs gegenwärtige Abhandlung (das Bruchstück eines gröſsern Werkes *über Taubstumme, Versuches eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde dieser Unglücklichen*) ganz ohne Rückblick auf jene geschrieben wurde. Bescheiden geht sie indessen ihr, so wie jeder andern, herzlich gern aus dem Wege.

---

dessen Name schon Empfehlung ist, und dessen unermüdeter Eifer das Berliner Taubstummen - Institut zu einem Grad der Vollkommenheit erhoben hat, den man selten findet. Es ist genug, zu bemerken, daſs die Zöglinge nicht blos Zeichen, sondern die gesprochenen Worte verstehen, und nicht blos durch Zeichen, sondern durch deutlich ausgesprochene Worte sich verständlich machen lernen; so daſs man sich mit ihnen, wie mit anderen Menschen, trotz der völligsten Taubheit, unterhalten kann — ein Vorzug, den selbst das Pariser Institut nicht hat, wo man sich begnügt, ihnen die Zeichensprache beizubringen — und daſs schon einer seiner Zöglinge als Unterlehrer im Institute, so wie andere in Geschäftskollegien als brauchbare Mitglieder angestellt sind. — Man sollte diese Methode auch für Erwachsene völlig Taubgewordene mehr benutzen.

d. H.

r Taubstumme wächst — so lange er
nem Taubstummen-Institute sich be-
, — ohne gesellschaftliche Verbindung.
In einer solchen Lage würden die Kräf-
es hörenden und sprechenden Men-
abnehmen. Wir haben hiervon an
eschichte des Schottländers *Alexander*
:, der zu dem *Robinson Crusoe* Ver-
ung gab, ein merkwürdiges Beispiel:
n *Stradling* liefs ihn auf der unbe-
en Insel *Juan Fernandez*, wo er nach
ahren und vier Monaten von *Woodes*
s im Februar 1709 befreit ward: es be-
, dafs der Mensch ohne Gesellschaft
schwach, thierisch wird. Die ersten
Monat waren diesem *Selkirk* unerträg-
enn so lange konnte er noch Betrach-
n anstellen; während dieser Zeit ge-
e er sich wie *Herkules*, als das mit
Blut getränkte Hemd der *Deianira*
nem Körper klebte, er durchschnitt mit
heulenden Stimme vergebens die Luft.
h fingen seine Kräfte an zu sinken,
lor (so zu sagen) die Gedanken, be-
gte sich blos mit seiner Ernährung,
fühlte minder die Last seiner Lage
ines Daseyns: er vergafs alle mensch-

lichen Begriffe, ward wilder als ein Thier, und verlernte beinahe völlig die Sprache, ob er gleich Bücher bei sich führte *).

Der Taubstumme vermag seine geistigen Kräfte nicht durch Uebung zu stärken; durch den Nichtgebrauch verlieren sie ihre Spannkraft. Alle Eindrücke, welche der Taubstumme empfängt, sind nur augenblicklich, alle Bilder in seiner Seele nur oberflächlich und flüchtig; eine lange zusammenhängende Gedankenreihe und Erinnerung an die Vergangenheit ist des Taubstummen Sache nicht, ohne durch gegenwärtige Eindrücke darauf gebracht zu werden. Eine ewige Stille herrschet um ihn her; er ist gleichsam lebendig begraben, und er kann es nicht einmahl ahnen, daß andere Menschen sich einander besser verstehen können, als er dieselben versteht. Deswegen sieht er diese für eben solche hörlose Geschöpfe an, wie er selbst ist, und glaubt, wenn er in den Unterricht

*) Man findet die Geschichte umständlich in Rogers Tagebuche. *Voyage autour du Monde, commencé en 1708 et fini en 1711 par le Cap. Woodes Rogers; trad. de l'Angl.* 1716. 3. T. I. p. 192. *Pauw Recherches sur les Americains* (éd. de Cleves. 1772) T. II. p. 232.

kommt und sprechen lernt: hörende Menschen hätten auf keine andere Art reden lernen, als er.

Er, der Mensch ohne Sprache, ist wie das neugeborne Kind zwar nicht ohne Gemüthsvermögen, aber ohne Bildung derselben: erst durch *Sprache* wird Deutlichkeit der Vorstellungen und dadurch Reichthum des Gedächtnisses möglich; eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Vor einigen Jahren befand sich im Taubstummen-Institute zu Leipzig (wie Hr. *Petschke* mir meldet) ein Stummer, Namens *Brodkorb*, welcher nicht die geringste Spur von menschlicher Vernunft zeigte. Er hörte und machte, wenn es verlangt wurde, einen Gesang nach, den er oft gehört haben mochte, denn es war immer derselbe. Zu irgend einer Verrichtung konnte er durchaus nicht gebraucht werden, wäre es auch die einfachste gewesen, z. B. Holz von der Erde aufzunehmen und in einen dabei stehenden Korb zu thun, oder gehacktes Holz kleiner zu spalten. — Außerordentlich wurde er gereizt, wenn man einen kurzen Strohhalm mit der daran befindlichen Aehre vor seinen Augen in den Fingern herum drehte, mit

grofsem, doch nicht ungestümen Verlangen griff er darnach; jedoch war bei der Entfernung desselben seine Begierde sogleich erloschen und das Andenken verschwunden. — Farbige Flüssigkeiten, als rothe Tinte, welche er zu sehen bekam, begehrte er eben so und schien sie für Bier zu halten. Auf ihn machten sonst die Gegenstände um ihn her ganz und gar keine Eindrücke, und er hatte nur so viele Begriffe von der Sprache, dafs er mit einigen Worten Begriffe verband, ohne selbst ein Wort hervorbringen zu können, gerade wie die Thiere, welche in der Gesellschaft der Menschen leben. Er kam aus dem Waisenhause zu Torgau nach Leipzig in das Taubstummen-Institut und wurde nach einer kurzen Zeit dahin zurück gebracht, da aller Unterricht bei ihm vergeblich war. Wilde, nachmahls zahm gemachte, Menschen wissen nach Erlernung einer Sprache sehr wenig, bisweilen gar nichts, von ihrem vormahligen Zustande sich zu erinnern, wie dies die Erfahrung bestätiget: so auch die Taubstummen. Von beiden führt *Wolf* *) Bei-

*) *Christ. Wolfii Psychologia rationalis,* § 461. (nach der zweiten Ausgabe *Frkf.* und *Leipzig* 1740.) pag. 379—380.

piele an: das Beispiel von dem taub gebornen und hörend gewordenen Jünglinge in *Chartres* *) und das allgemein bekannte von

*) Die Erzählung von dem in Frankreich plötzlich, wie durch ein Wunder, hörend gewordenen und sprechenden taubstummen Jünglinge, steht in der *Histoire de l'Academie Royale des Sciences*, année 1703. (in der Pariser Quartausgabe) p. 18. no. V. Hr. *Felibien*, Mitglied der Akademie der Inschriften, zeigte der Akademie der Wissenschaften eine sonderbare und vielleicht unerhörte Begebenheit an, die sich eben in *Chartres* zugetragen hat. Ein junger Mensch zwischen 23 und 24 Jahren, der Sohn eines Handwerkers, taub und stumm geboren, fing auf einmahl an zu sprechen, zum grossen Erstaunen der ganzen Stadt. Er sagte aus: dass er ungefähr drei oder vier Monat vorher die Glocken habe läuten hören, und diese neue, bisher unbekannte Empfindung (*Sensation*) ihm ungemeine Verwunderung verursacht habe. Nachher sey ihm eine Art Wasser aus dem linken Ohre gelaufen, und er habe seitdem auf beiden Ohren vollkommen gehört. Diese drei oder vier Monat hielt er sich blos an das Zuhören, ohne sich etwas merken zu lassen; er gewöhnte sich, die Worte, welche gesprochen wurden, ganz leise zu wiederholen, übte sich dabei in der Aussprache und in den Begriffen, die mit den Worten verknüpft waren. Endlich glaubte er im Stande zu seyn, das Stillschweigen zu brechen; er erklärte, dass er sprechen könne, welches freilich nur noch unvollkommen von Statten ging. — Alsbald suchten einige geschickte Theologen seinen vorigen Zustand von ihm zu erforschen. Ihre vorzüglich-

einem unter Bären aufgewachsenen Menschen. Ein Schreiben aus Siebenbürgen ertheilt über einen unweit Kronstadt im Walde gefunde-

sten Fragen beträfen Gott, die Seele, die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Handlungen. Es ergab sich nicht, dafs er bis so weit nachgedacht hatte. Zwar war er von katholischen Aeltern geboren, wohnte der Messe bei, war auch angewiesen das Kreuz zu schlagen, und in der Stellung eines Betenden nieder zu knieen; allein, nie hatte er mit allem diesem irgend eine Vorstellung (*Intention*) verbunden. Er wufste nicht recht deutlich, was der Tod sey, und er dachte nie daran. Er führte ein blofs thierisches Leben, einzig mit sinnlichen und gegenwärtigen Dingen beschäftigt, und mit den wenigen Vorstellungen, die ihm durch die Augen zukamen. Selbst aus der Gegeneinanderhaltung dieser Vorstellungen zog (oder entwickelte) er nicht einmal alles das, was, wie man glauben sollte, er daraus hätte ziehen können. Und doch fehlte es ihm nicht an natürlichem Verstande. Aber der Verstand eines Menschen, der vom Umgange mit den übrigen ausgeschlossen ist, wird so wenig geübt, so wenig kultivirt, dafs er nicht weiter nachdenkt, als wie ihn unumgänglich die äufsern Gegenstände dazu zwingen. Die Hauptsumme der Ideen liegt in diesem wechselseitigen Verkehr.„ — Es wäre wohl eine bessere Erzählung und vorzüglich eine recht sorgfältige Beschäftigung mehrerer Philosophen mit diesem Menschen zu wünschen gewesen. Das Merkwürdigste und Seltsamste scheint mir, dafs bei ihm die Stockung oder Lähmung und unterdrückte Reizbarkeit (denn nur von dieser, und nicht von einem

nen wilden Menschen folgende Nachricht *):
„Der unglückliche Mensch war männlichen Geschlechts und von mittelmäfsiger Gröfse. Er hatte einen äufserst verwilderten Blick. Seine Augen lagen tief in dem Kopfe und rollten in wilder Bewegung umher. Die Stirn war stark einwärts gebogen, und die Haare von aschgraulicher Farbe in die Stirn herunter gewachsen, kurz und struppig. Er hatte starke Augenbraunen, welche weit über die Nase hervor ragten, und eine kleine, platt gedrückte Nase. Der Hals schien aufgedunsen, und in der Gegend der Luftröhre kropfartig dick. Der Mund, den er beständig halb offen hielt, und durch welchen er schnaufend den Athem zog, stand etwas hervor. Die Zunge war beinahe unbeweglich, und die Backen waren mehr eingefallen, als voll, und wie das übrige Gesicht mit einer gelblich schmutzigen Haut überzogen. Man fühlte es bei'm ersten Anblick dieses Gesichts, aus welchem Wildheit und thierisches We-

eigentlich organischen Fehler konnte seine Taubheit herrühren) 23 bis 24 Jahr dauren konnte.

*) *Beiträge zur philosophischen Anthropologie und den damit verwandten Wissenschaften. Herausgegeben von Michael Wagner.* B. 1. S. 251 — 259. Wien, b. Stahel 1794. gr. 8.

sen hervor leuchtete, daſs es keinem vernünftigen Geschöpfe angehöre; ein neuer Beweis für die Bemerkung, welche man in Tollhäusern bestätigt findet, daſs jenes eigenthümliche Gepräg, welches die Vernunft der menschlichen Bildung aufdrückt, bei allen denjenigen Personen mehr oder minder vermiſst werde, welchen der Vernunftgebrauch in höherem oder geringerem Grade versagt ist. Der übrige Körper des Wilden, besonders der Rücken und die Brust, waren stark behaart; die Muskeln an Arm und Beinen stärker und sichtbarer, als bei gewöhnlichen Menschen; die Hände callös (welches vermuthlich von dem verschiedenen Gebrauche derselben herrührte) und die Haut durchgängig so schmutzig gelb und dick, wie am Gesichte. An den Fingern hatte er sehr lange Nägel und an den Ellenbogen und Knien dichte, knotenartige Verhärtungen. Die Fuſszehen waren länger als bei gewöhnlichen Menschen. Er ging zwar aufrecht, aber etwas schwerfällig: es schien, als ob er sich von einem Fuſse auf den andern würfe. Kopf und Brust trug er vorwärts, welches, wie ich vermuthe, daher zu erklären ist, weil er im Walde sich auf allen Vieren fortzube-

gewohnt war. Er ging barfuſs, und
schlechterdings keine Schuhe an den
leiden. Die Sprache, selbst jede Spur
rtikulirten Tons, mangelte ihm ganz.
hören lieſs, war ein unverständliches
mme, welches sich dann äuſserte, wenn
n Begleiter vor sich her trieb; und
Gebrumme ging in ein Geheul über,
r eines Waldes oder eines Baumes
g wurde. Er schien dadurch seine
le nach seinem gewohnten Aufenthalte
ken zu wollen; denn als er einmahl
inem Zimmer war, wo man die Aus-
ach einem Berge hat, der mit mehre-
umgärten bepflanzt ist, fing er bei dem
der Bäume jämmerlich an zu heu-
Von Vernunft waren wenige Spu-
i ihm anzutreffen. Er bezeigte für
Sache Aufmerksamkeit. Man mochte
igen, was man wollte, so wurde man
nem gleichgültigen Blicke abgefertigt.
ein menschliches Wort, noch was im-
r eine Miene oder Geberde, war ihm
dlich. Man konnte lachen oder sich
stellen, er blieb unbewegt, und ver-
uch nicht die mindeste Fertigkeit, wie
chen doch an mehreren wild gefun-

denen Menschen, besonders an dem Mä-
chen, von welchem *Condamine* in seiner *Hi-
stoire d'une jeune fille sauvage* Nachricht
giebt, beobachtet wurden. Selbst die bei
den wildesten Völkern und schon an klei-
nen Kindern sichtbare Neigung nach Gegen-
ständen, welche in die Sinne fallen, war
ihm nicht bemerkbar. Er strebte, als ich
das erste Mahl sah, durchaus nach kei-
Eigenthume. Wahrscheinlich war die völ-
Ungewohnheit seines neuen Zustandes,
die Sehnsucht nach seinem vorigen Auf-
halte, die er bei dem Anblick eines Gart-
oder eines Waldes so sichtbar zeigte, Sch-
daran. Daher erkläre ich es auch, warum
anfänglich bei dem Anblicke eines We-
nicht die geringste Regung bezeigte *).
ich ihn aber nach Verlauf von drei Jah-
wieder sah, hatte seine Apathie in die-
Punkte aufgehört. So bald er ein Fra-

*) Der wilde *Peter*, welcher im Jahre 1724 bei *Ha-*
gefangen worden ist, und im J. 1785 starb, be-
te durchgehends einen Widerwillen gegen das
dere Geschlecht, und die Frauenzimmer, w-
sich ihm näherten, stieſs er mit Händen und
ſsen von sich weg. S. das *Magazin für das ne-
aus der Naturgeschichte und Physik.* B. IV. St.
S. 96.

zimmer bemerkte, brach er in ein heftiges Freudengeschrei aus, und suchte seine rege gewordene Begierde auch durch Geberden auszudrücken. So wenig Neigung er aber, als ich ihn das erste Mahl sah, *für* etwas hatte, so wenig Abneigung bemerkte man an ihm *gegen* etwas, solche Empfindungen ausgenommen, die er bereits gehabt hatte. Bei keiner Sache, welche andern Menschen Furcht einflöfst, ahndete er eine Gefahr. Nur wenn er einen widrigen Eindruck erhalten hatte, bezeigte er Abneigung gegen die Sache, welche ihm die unangenehme Empfindung verursachte. Mit einer Stecknadel, die man ihm in die Haut stiefs, konnte er zum Laufen gebracht werden; aber ein blofser Degen, den man auf seine Brust oder über seinen Kopf hielt, jagte ihm keine Furcht ein. Uebrigens bemerkte ich an ihm keine Menschenscheu, welche man sonst an Personen seiner Art wahrnimmt. Bei dem Anblick mehrerer Menschen blieb er eben so unempfindlich, als ob er allein wäre. Kein Ton eines musikalischen Instruments rührte ihn; nur beim Trommelschlag schien er furchtsam zu werden und suchte sich zu entfernen. — Leidenschaften äufserte er, aufser der Sehnsucht nach sei-

nem vorigen Aufenthalte, keine, und diese wurde zuletzt durch die Gewohnheit vermindert. Doch zeigte er Zorn und Unwillen, wenn er Hunger und Durst fühlte, und würde in diesem Falle wohl selbst einen Menschen angepackt haben, so wenig er sonst ihnen oder irgend einem andern Thiere gefährlich war. — Außer der ursprünglichen Menschengestalt, welche übrigens in diesem Zustande der Verwilderung einen demüthigenden Anblick gewährte, und außer dem aufrechten Gange vermißte man an ihm alle jene charakteristischen Züge, wodurch sich der Mensch vor den übrigen Thieren auszeichnet: vielmehr war es eine erbarmungswürdige Scene, dieses unbehülfliche Geschöpf zu sehen, wie es vor seinem Treiber brummend und wild herum blickend einher wankte, und mit stumpfer Unempfindlichkeit gegen alles, was ihm vorkam, sich nach dem Aufenthalte der Raubthiere sehnte. Um diesem heftigen Triebe Einhalt zu thun, wurde er anfänglich, so bald er vor die Stadtthore kam, und sich den Gärten, die er für Wälder hielt, näherte, mit Stricken gebunden und von mehreren Personen begleitet, weil er sich sonst mit Gewalt los gerissen hätte

inem vorigen Aufenthalte im Walde
ufen wäre. Seine Speisen waren an-
ch nichts als allerhand Baumblätter, Gras,
n und rohes Fleisch. Erst nach und
gewöhnte er sich an gekochte Speisen,
uch der Aussage desjenigen, bei dem
hnte, soll ein ganzes halbes Jahr ver-
n seyn, bis er gekochte Speisen essen
: dann milderte sich aber die thieri-
Wildheit merklich. — Das Alter des-
vermag ich nicht mit Gewißheit an-
en: dem Anschein nach mochte er drei
nf und zwanzig Jahr haben. Die Spra-
lernte er vermuthlich niemahls. Als
n nach drei Jahren wieder sah, fand
n noch immer sprachlos, obgleich in
Stücken merklich verändert. Seine
verrieth noch immer etwas thierisches,
aber ungleich sanfter geworden. Sein
hatte die vorige Wildheit verloren;
Gang war fester und ordentlicher. Die
rde nach Speise, welche er nun von al-
attungen, besonders Hülsenfrüchte, lieb-
gab er durch unverständliche Töne zu
ehen, und bezeigte eine sichtbare Zu-
enheit, wenn man ihm etwas zu essen
ite, bediente sich auch wohl des Löffels.

Selbst an den Gebrauch der Schuhe und der übrigen Kleider hatte er sich gewöhnen gelernt, war aber unbekümmert, wenn sie auch noch so sehr zerrissen waren. Nach und nach fand er auch seine Wohnung ohne Führer; das einzige Geschäft, wozu man ihn brauchen konnte, bestand darin, daſs er einen Krug, den man ihm in die Hand gab, bei dem Brunnen mit Wasser anfüllte und wieder nach Hause brachte. Dies war der einzige Dienst, welchen er seinem Ernährer zu leisten vermochte. Uebrigens wuſste er für seine Nahrung auch dadurch zu sorgen, daſs er die Häuser fleiſsig besuchte, wo man ihm etwas zu essen gegeben hatte. — Der Trieb der Nachahmung zeigte sich auch in vielen Stükken; doch machte nichts einen bleibenden Eindruck auf ihn, und hatte er auch eine Sache mehrmahl nachgeahmt, so vergaſs er sie doch bald wieder, wenn man die Gewohnheit ausnimmt, welche mit seinen natürlichen Bedürfnissen, dem Essen, Trinken, Schlaf u. s. f. in einem nähern Zusammenhange standen. Durch diese geleitet fand er des Abends sein Lager, und des Mittags die Häuser, wo er Nahrung zu erwarten hatte. Den Werth des Geldes lernte er nie

ken-

. Er nahm es zwar an, aber in der
:, um damit zu spielen, und machte
ich nichts daraus, wenn er es wieder
Ueberhaupt glich er in allen Stük-
inem Kinde, dessen Fähigkeiten sich
wickeln beginnen, nur mit dem Unter-
, dass er — der Sprache unfähig —
Fortschritte in dieser Entwicklung ma-
onnte, sondern stets auf derselben nie-
tufe stehen blieb. Auch darin hatte
einem Kinde Aehnlichkeit, dass er al-
s man ihm zeigte, begaffte, aber mit
Gedankenlosigkeit, seinen Blick von
igen, was er begafft hatte, auf etwas
hinwandte. Wenn man ihm einen
vorhielt, suchte er das Bild, welches
, hinter dem Spiegel auf; war aber
eichgültig, wenn er dasselbe nicht mehr
und den Spiegel aus dem Auge verlor.
'on musikalischer Instrumente schien
zt zwar etwas zu rühren; aber es war
ichtige Rührung, die keinen Eindruck
iess. Als ich ihn in meinem Zimmer
s Klavier führte, hörte er die Töne
iem scheinbaren Vergnügen an, traute
er nicht eine Taste anzurühren, und
e eine grosse Furcht, als ich ihn dazu

zwingen wollte. Seit dem Jahre 1784, in welchem ich Kronstadt verliefs, hatte ich keine Gelegenheit weitere Nachrichten von demselben einzuziehen." — Ein Schreiben aus Zips in Ungarn vom 11ten October 1793 erzählt eine ähnliche Geschichte: *) „Ich fand den halbwilden Menschen *Tomko* in dem Bade zu Reischenbach im Zipser Komitat an der Gallizischen Gränze. Er war den Leuten in der dortigen Gegend nicht unbekannt. Den Sommer über wohnte er im Walde, in den daselbst befindlichen Meiereien und nährte sich von Wurzeln und von rohem Fleisch. Des Winters hielt er sich meistens in den Dörfern auf, wo ein Stall, ein Schupfen, und zuweilen die Hütte eines barmherzigen Bauers seine Herberge war. Als ich ihn zum ersten Male sah, war ein langes Hemd seine einzige Kleidung. Die ganze Figur dieses Unglücklichen ist sonderbar. Er hat einen ziemlich grofsen Kopf, eine weite, zurück gedrückte Stirn, starkes krauses Haar, kleine tief liegende funkelnde Augen, eine breite platte Nase, einen weiten Mund, in welchem gleichwohl eine äufserst lange Zunge kaum Platz zu haben scheint, einen rothen Bart,

*) *Wagner* a. a. O. B. 1. S. 259—263.

eine weiblich gebildete Brust, einen herabhangenden Bauch und sehr übel geformte Beine. Die Farbe seines Gesichts und seines ganzen Körpers ist braun. Jetzt mag er ungefähr 30 Jahr alt seyn; aber seine schwache Konstitution und seine schlechte Lunge versprechen ihm kein langes Leben. Bei der ersten Bekanntschaft umgaben seinen Hals ein Dutzend Kröpfe, die sich nach der Zeit verloren. Er konnte nichts sprechen, als die Sylbe Ham, wobei er wie die Hunde, wenn sie nach etwas schnappen, eine Bewegung mit dem Kopfe vorwärts machte. Durch diese Bewegung drückte er seinen Hunger aus. Er afs und trank zu jeder Zeit alles, was man ihm darreichte, verzehrte sogar die rohen Eingeweide der Thiere, die man aus der Küche warf, und trank Urin, wenn er welchen in die Hände bekam. — In diesem verwilderten Zustande äufserte er Merkmahle eines guten Herzens, und neigte sich tief, wenn man ihm etwas zu essen gab, welches besser schmeckte, als seine gewöhnliche Kost. Neckten ihn die Kinder, so schrie er, verfolgte sie, hob Steine auf, um nach ihnen zu werfen, that es aber niemahl, sondern vertauschte dieselben mit einem Erd-

schollen, den er seinem Verfolger nachschleuderte. So lange die Badezeit dauerte, fand er sich fleifsig bei mir ein. Als ich Anstalten zur Abreise traf, war er gegenwärtig, setzte sich in einen Winkel und fing an zu weinen. Ich beschlofs daher ihn mitzunehmen und suchte ihm mein Vorhaben durch Mienen begreiflich zu machen. Ob er mich verstand, weifs ich nicht. Er liefs sich geduldig auf den Wagen packen, begann aber, als derselbe fortfuhr, jämmerlich zu heulen und zu schreien, und konnte erst nach vieler Mühe besänftiget werden. — Seit dieser Zeit ist er immer in meinem Hause, wo er sich durch ein gutmüthiges Betragen die Neigung aller Personen erworben hat. Es war mir interessant den stufenweisen Gang seiner Ausbildung zu beobachten. Sein Zustand war nichts weniger als Narrheit oder Wahnsinn, sondern aus Vernachlässigung entstandene Wildheit. Es scheint auch, dafs er einst unter Menschen gelebt habe. Das Vergnügen beim Empfang einer Gabe und die Gefühle von Dankbarkeit, welche man an ihm bemerkte, verriethen dieses deutlich. Erst fing er an die Geberden anderer, dann die Sprache zu verstehen: endlich lernte er

selbst slowakisch sprechen, oder bildete sich vielmehr eine eigene Sprache, die er zum Theil noch jetzt beibehält. So nennt er das Brennen ein *Sausen*, jeden, der einen Zopf trägt, einen *Soldaten*, und den Schnee *Simon und Judas*, weil es um diese Zeit bei uns gewöhnlich zu schneien anfängt. — Er konnte nie zählen lernen *) und hat auch keinen Begriff von irgend einer Zahl, ob er gleich weiſs, wenn ihm Eines von den Kälbern, die er hütet, abgeht. Alles, was Zahl ist, benennt er mit *eins*, *fünf* oder *acht*. Des Religionsunterrichtes wurde er nie fähig gefunden, nicht einmahl ein Gebet konnte er auswendig lernen. Doch besucht er fleiſsig die katholische Kirche, besprengt sich nach dem Beispiel anderer mit Weihwasser, und weiſs es auch zum voraus, wenn der *Sonntag* kommen soll. — Sucht man ihm etwas beizubringen, was er schwer begreift, so wird er ungeduldig, zerstreut, und läuft davon. Eine Mütze oder eine Tasche, die er umhängen kann, machen ihm auſseror-

*) Es ist ein untrügliches Merkmal der Abwesenheit des Verstandes, wenn Menschen nicht zählen lernen. Das Sprichwort ist bekannt: *Er kann nicht drei zählen*, das heiſst: er hat keinen Verstand.

dentliche Freude. Aus jedem Stück Tuch, welches er bekommt, macht er sich Mützen und Taschen, und hat deren zuweilen drei bis vier über einander auf dem Kopfe und an der Seite. — Sein Geschäft ist: Briefe und Zeitungen von der Post abzuhohlen, Holz zu tragen, und das Vieh zu hüten. Er ist sehr eifrig und pünktlich in diesen kleinen Arbeiten, zeigt überhaupt eine grofse Treue und Anhänglichkeit gegen seine Wohlthäter Mich nennt er seinen *Trost*. — Wenn er in Zorn geräth, verändert sich seine Physiognomie; der Körper bekommt convulsivische Bewegungen: er fängt ein gräfsliches Geschrei an und wiederhohlt immer ebendieselben Schimpfworte. Doch schadet er niemanden, und macht er auch Miene diejenigen anzufallen, welche ihn gereizt haben, so drückt er die Augen zu und streckt die Zunge heraus. Sein Gesicht verändert sich nach dem jedesmahligen Gemüthszustand, in welchem er sich befindet; und jede Leidenschaft, Zorn, Freude, Traurigkeit, Furcht, Besorgnifs u. s. f. drücken sich kenntlich darauf aus. Die Freiheit liebt er aufserordentlich: Fesseln sind für ihn die fürchterlichste Strafe. Er geräth in Wuth, so bald er sol-

che erblickt: und hat man ihn gefesselt, so ist er der verzagteste Mensch. Er scheint keine Anfechtungen der Wollust zu haben, ob sich gleich die Mannbarkeit bei ihm äussert. Als er einst auf dem Felde die Schafe hütete, wollte ihn eine Magd verführen. Er erzählte es nachmals mit vielem Ekel und Widerwillen. Seine Sprache ist gebrochen, stotternd und selbst denjenigen, die beständig um ihn sind, nicht immer verständlich. Wein und Branntwein trinkt er nicht, seitdem er sich berauscht hatte und *darauf* krank geworden war. An Waschen und Reinlichkeit ist er durchaus nicht zu gewöhnen, doch leidet er kein Ungeziefer. Man läfst ihn allenthalben frei umher gehen: zu Mittagszeit findet er sich gewöhnlich im Speisezimmer ein, wo er seinen Platz am Ofen nimmt. Er versteht alles, so gar was deutsch gesprochen wird, mischt sich in das Gespräch und giebt oft die passendsten Antworten. Gegen viele Menschen bezeigt er Antipathie. Andere liebt er beim ersten Anblick. Die erste geht so weit, dafs er gewissen Menschen auf der Strafse ausweicht, und zuweilen durch den ziemlich tiefen Flufs Poprad geht, nur um manchen Personen nicht zu

begegnen. — Uebrigens scheint dieser Mensch
vollkommen glücklich zu seyn, in wie fern
nämlich das Glück von sinnlicher Behaglich-
keit abhängt." — Mehrere haben behaup-
tet: „Dergleichen Menschen, welche mit der
Sprache zu einer ganz neuen Denkart gelang-
ten, hätten ihren vorigen Zustand vergessen,
z. B. auch wo sie gewesen wären, was sie
gethan hätten u. s. f." *Wolffen* *) sagt aus-
drücklich: „Und hieraus habe ich vor die-
sem gezeiget, warum man, ehe man die Spra-
che gelernet, nicht recht zum Gebrauche der
Vernunft gelanget, und daher unter wilden
Thieren erzogene und von Geburt taub und
stumme Menschen sonst gar keinen Gebrauch
der Vernunft haben, auch sich, nachdem sie
reden lernen, ihres vorigen Zustandes nicht
mehr besinnen." — Dies ist meinen Erfah-
rungen nach übertrieben. Freilich wird z. B.
der oben erwähnte Taubstumme in *Chartres*
— über welchen sich die Theologen wun-
derten, daſs er nichts von Gott wuſste, da
er doch in der Messe gewesen sey — nicht

*) *Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, den Liebhabern der Wahrheit mitgetheilet von Christian Wolffen.* 4te Auflage, Kap. 5. § 868. S. [illegible] Frankfurt und Leipzig 1729. 8.

rtet haben: „Ich bin in der Messe
,“ weil dies ihm gänzlich leere Tö-
, wozu sich in seinem Kopfe gar kein
e findet; aber hat man ihn in die
geführt, worin er die Messe lesen sah,
: er sich gewiſs des Ortes erinnert
— Unter meinen vielen Lehrlingen
h einige Schwachköpfe, die unglaub-
om waren, sie gingen z. B. auf alles
zu, wollten durch Tische und Schrän-
eiten, und wurden böse, als diese Sa-
nen nicht wichen: sie brauchten das
anstatt der Thüre, schnitten sich gern
Finger und sogen das Blut heraus,
ihre angenehmste Beschäftigung blieb.
iesen Dümmlingen zeichnete sich Ei-
der ein lächerlich vornehmes Anse-
ı gab, und von dem jeder andere sa-
inte:

ebt viel dumme Leute. Ich zum Beispiel,
in kein groſses Licht, kein Spitzkopf, kein
: verlangs auch nicht. Doch Nachbar Chremes,
Rath, mein Helfersmann, mein Führer, der
über mir. Für *den* giebt's keinen Titel.
tock! du Klotz! du Esel, Pinsel, Büffel!
lles ist zu wenig: *seine* Dummheit
einen Nahmen! *)

me non tam astutum, neque ita perspicacem esse.
id scio:

Er war stets albern und wahnsinnig (*demens*), bisweilen sogar unsinnig (*furiosus*): er nahm an nichts Theil; sein einziges Vergnügen war ein Band um den rechten Zeigefinger zu schwenken; er aſs weder Butter und Käse noch irgend eine Art von Kohl, weder Spargel noch Mandeln und Rosinen; aber mit desto gröſserem Wohlbehagen verzehrte er Tabaksblei, gesponnene Knöpfe, den Unrath aus der Nase, Spinnen, Raupen und alle Insekten. Von den Spinnen behauptete er, daſs sie den Wohlgeschmack der Austern hätten. Wie ein Iltis würgte er Tauben und Hühner, rupfte sie und sog ihnen das Blut aus; in Ermangelung von Hühnern und Tauben that er dies an seinem eigenen Körper und bemerkte dabei: "Das Blut schmecke sehr süſs." —

Ihm zwar nicht ganz gleich, aber doch ähnlich, ist ein Taubstummer, welcher sich

Sed hic adiutor meus, et monitor, et praemonstrator Chremes
Hoc mihi praestat. In me quidvis harum rerum convenit,
Quae sunt dictae in stultum, caudex, stipes, asinus, plumbeus.
In illum nihil potest: nam exsuperat eius stultitia haec omnia.

Terentii Heautontimorumenos A. V. Sc. 1. v. 1—5.

jetzt im Institute befindet: es wird ihm unsäglich schwer etwas zu fassen, seine Dummheit spricht sich schon physiognomisch, besonders in den stieren Augen aus; dennoch lernte er, ohne irgend eine Anweisung das Schachspiel, bloſs dadurch, daſs er andere Taubstumme es spielen sah: er hat mit Hörenden gespielt und sie schachmatt gemacht; ist ihm dieſs geglückt, so schmunzelt er und weiſs vor Freude kaum was er mit den Fingern anfangen soll; hat er hingegen eine Partie verloren, so ist es ihm fast nicht möglich, die Thränen zu unterdrücken. Dieses Schachtalentes ungeachtet wird es ihm auſserordentlich sauer, irgend eine andere Sache zu begreifen: er kann sie eben so wenig lernen als das *Kauen*; er verschluckt nämlich jede Speise bissenweise, hohlt sie nach Verlauf einer halben Stunde, durch einen starken Druck mit beiden geballten Händen auf die Stelle des Magens, wieder herauf und ist ein förmlich wiederkäuendes Thier. — Selbst diese Halbmenschen wuſsten, daſs sie nicht von jeher bei mir gewesen waren, sie bezeichneten ihren Geburtsort, ihre Aeltern, Geschwister und Bekannte mehr oder minder passend. Allein, dessen,

was er gethan hat, kann sich meiner Beobachtung nach, selten ein Taubstummer erinnern: vielleicht weil seine Handlungen alle sehr kindisch und unerheblich sind, daher nur für den gegenwärtigen Augenblick interessiren. Noch weniger ist zu vermuthen, dafs er über irgend etwas nachgedacht habe, und es war ein seltsamer Einfall der Theologen in *Chartres*, dafs sie den hörend gewordenen Taubstummen über Gott, über die Seele, die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Handlungen ausforschen wollten. — *Moritz* führt im *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* B. 1. St. 1. S. 39 — 44 oder B. 1. St. 3. S. 76 — 82 — denn ich habe das Buch jetzt nicht bei der Hand — ein Beispiel an, das meiner Bemerkung entgegen zu seyn scheint; doch wirklich nur *scheint*. *Moritz'ens* taubstummer Zögling, *Karl Friedrich Mertens*, war ein Knabe von funfzehen Jahren; mit seiner Unterweisung mufste sich vorher schon jemand beschäftiget haben, wie man in verschiedenen Stellen deutlich siehet, wenn man die im angeführten *Magazin* befindlichen *Beobachtungen über Taub- und Stummgeborne* aufmerksam liest. Ueberdies hatte der verstorbene *Moritz*, bei allen schönen

Gaben, wenig kalten Beobachtungsgeist: ihm mangelten, außer der Psychologie, alle Kenntnisse, die man besitzen muß, wenn man sich nicht fruchtlos mit Taubstummen beschäftigen will. *Moritz* verstand gar nichts von der Hypokritik oder Gebärdenkunst. Wem diese Eigenschaft mangelt, der wird im Umgange mit Taubstummen unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt seyn. Ich bin oft bei *Moritz'en* gewesen und habe einmal das Vergnügen gehabt, eine lächerliche Scene zu sehen. Es kam, auf sein Verlangen, ein Taubstummer zu ihm, der in keinem Institute irgend einigen Unterricht genossen hatte. *Moritz* wußte, daß er ihn weder verstehen, noch ihm antworten konnte, dennoch fragte er mündlich: "Wie befindest du dich?" Als dieser unverwandten Blickes ihn ansah, zermarterte sich *Moritz*, ihm durch Zeichen verständlich zu werden; aber der Taubstumme begriff ihn nicht und konnte seine Pantomime unmöglich begreifen. *Moritz'ens* Lage war nun höchst seltsam, denn er hatte den Taubstummen holen lassen, um mich Zweifler von seiner Geschicklichkeit in der Gebärdensprache zu überzeugen. Schon aus der gethanen Frage schloß ich, daß er nicht

wufste, was für einen Taubstummen g
Die Pantomime hat für das leidige *Bef*
kein Zeichen. Man mufs also fragen:
du gesund?„ oder vielmehr — weil sic
ses besser markiren läfst: — "Bist du kr
Beide Fragen scheinen jedoch dem '
stummen ganz unnöthig und bei dem
pfange gar absurd zu seyn: er meint,
könne den Zustand der Gesundheit
Krankheit aus dem Ansehen einer I
ziemlich sicher vermuthen. Daher nic
bei jener Frage, und kopfschüttelt be
ser mit einer Miene, die deutlich sagt: '
che alberne Frage!„ Kann man dem
ge nicht widerstehen, zum Willkomme
etwas zu fragen, so erkundige man sic
er Kuchen essen oder Wein trinken
Diese Fragen hält er nicht für albern.

Immer ein Spiel der zufälligen Eind
welche die äufsern Umgebungen auf ih
ken, und der leidenschaftlichen Gel
welche in seinem Innern auflodern, wei
Taubstumme nichts von Gesetzen und I
ten, von Recht und Unrecht; Gutes un
ses, Tugend und Laster sind für ihn
vorhanden, rohe Sinnlichkeit erstickt i
eden Funken des moralischen Gefühles.

selbst betrachtet er als den Mittelpunkt, dem sich alle Radien sammeln, auf wel- n er alles bezieht; blind und ohne alle Neigung überläſst er sich mit stürmischer ftigkeit jeder aufwallenden Begierde, und ınt keine andere Gränze derselben, als: gänzliche Ohnmacht sie zu befriedigen, ürnet über jedes Hinderniſs, und strebt thend, alles zu vertilgen, was sich seinen nüssen entgegen stellt. Lediglich an sei- Empfindungen gefesselt, ist er heiter und tig, wenn diese angenehm, aber traurig d miſsmüthig, wenn diese unangenehm d *). Und da demjenigen, der weder auf Zukunft denkt, noch in Verlegenheiten ı auf mancherlei Art zu helfen weiſs, weit er unangenehme als angenehme Fälle auf- ssen, so sollte man meinen, daſs Miſsmuth gewöhnliche Simmung seines Gemüthes r. Doch dem ist nicht so! Der Taub- mme liebt zu sehr das Lachen aus ganzem rzen wie aus vollem Halse. Hieraus al-

*) *Cäsar über Taubstumme, ihren Unterricht und die Nothwendigkeit sie sprechen zu lernen* (lehren) in der *deutschen Monatsschrift* November 1799. S. 253. und in *Raphel's Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren, herausgegeben von Petschke.* S. XXI — XXII. Leipzig, b. Sommer 1801. 8.

lein könnte man schliessen, dafs der Taubstumme — kein böser Mensch ist. *Un homme qui rit, ne sera jamais dangereux* schreibt *Yorick* *) und er hat recht: Tücke und Bosheit machen zerstreut, ernsthaft, nachdenkend, verschlossen, anhaltend mürrisch. Aber, eben weil er gern lacht, so heftet der Taubstumme seine Aufmerksamkeit hauptsächlich und gerade darauf, was fehlerhaft an andern ist; doch dies ist, wie bekannt, überhaupt eine besondere Unart unsers Attentions-Vermögens. Manche meinen zwar, dafs der Mensch von Natur nicht gerade über das lache, was er an andern Menschen abweichendes bemerke; sie glauben daher, dafs das Leute richten, das Aufsuchen der Fehler an andern bei unsern Kindern lediglich dadurch entsprünge, dafs sie es von uns hören und — uns nachahmen.

Der Taubstumme lebt blos sich selbst, kennt kein anhängliches Band, keine wohlthuenden liebreichen edeln Triebe; denn er lebt in einem unthätigen Zustande, wo er nur

*) *A sentimental journey through France and Italy. By Mr. Yorick.* In two Books. S. 150. Göttingen, by Dieterich 1787. 8.

nur an sich selbst denken kann, ohne die Tugend zu kennen. Er ist demnach ein *moralischer Egoist*, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen weiter sieht, als in dem was ihm nützt; auch ist er wohl *Eudämonist*, indem er blos im Nutzen und in der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung, den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt.

Wer mit Taub- und Stummgebornen umgegangen ist, der weiſs, wie wenig ein solcher Mensch, mitten unter vernünftigen Menschen, ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelangt, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Der Taubstumme ahmet nach, was sein Auge sieht, Gutes und Böses, und er ahmt es schlechter nach, als jenes Thier, welches *Ennius* eine Karrikatur des Menschen nannte, *) weil das innere Kriterion der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlechte, ihm fehlt. Man hat Beispiele, **) daſs ein Taub-

*) Bei *Cicero de natura deorum* I. 35:
Simia quam similis, turpissima bestia, nobis!

**) In *Sack's vertheidigtem Glauben der Christen* wird ein solcher Fall erzählt; mehrere dergleichen stehen in *Hymmen's Beiträgen zu der juristischen Lit-*

stummer seinen Bruder mordete, da er ein Schwein hatte schlachten sehen, und, blos der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben wühlte. Ein anderer erschlug einen Menschen, weil er es für Recht hielt, indem er bemerkte, daſs die Soldaten es thäten und dafür belohnt würden u. s. f. *Wolff* *) schreibt: „Weil Kinder (und ein groſser Taubstümmer ist in mancher Hinsicht als ein Kind zu betrachten **),) blos den Gebrauch der Sinne und

teratur, Klein's Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelahrtheit, Moritz'ens Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, Kreſs juristischer Betrachtung vom Recht der Taub - und Stummgebornen, Leipzig b. Langenheim 1765. 4. und in andern Schriften.

*) *Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen zu Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes, den Liebhabern der Wahrheit mitgetheilt von Christ. Wolffen.* 3te Aufl. Kap. 3. § 101. S. 75—76. Frankfurt und Leipzig 1732. 8.

**) Nach meiner Erfahrung behält der Taubstumme sein ganzes Leben hindurch etwas Kindisches an sich; denn ich habe bei den meisten gesehen, daſs sie — sie mochten so alt seyn als sie wollten — mir ihre sämmtlichen Sachen zeigten, gerade wie die Kinder ihre Spielsachen den sie Besuchenden gern zeigen. Wie die Kinder sind Taubstumme schwätzhaft (vorzüglich durch Zeichensprache), put-

Einbildungskraft haben, keinesweges aber den Gebrauch der Vernunft, als welche erst durch viele Uebung erhalten wird (§. 625. *Met.*); so können sie sich auch nichts vorstellen, als was sie sehen oder sonst empfinden, und die Einbildungskraft bringet hervor, was sie sonst damit verwandtes empfunden (§. 238. *Met.*). Da nun hieraus ihre sinnlichen Begierden erwachten (§. 434. *Met.*), mit denen die äufsern Handlungen oder Bewegungen des Leibes übereinstimmen (§. 535. *Met.*); so können Kinder auch nichts thun, als was sie von andern gesehen haben, und wozu sie gewöhnet worden sind, jedoch mit einigem Unterschiede, in so weit nämlich die natürlichen Neigungen in den Handlungen einige Aenderung machen. Und daher kommt es, dafs Kinder alles nachthun, und in ähnlichen Fällen ein gleiches thun (§. 331. *Met.*)."

An den mehresten Taubstummen bemerket man einen Mangel an Mitgefühl, der wahrscheinlich die Folge ihrer Taubheit ist.

zen sich mit Band, z. B. mit Ordenszeichen von Flittergold oder buntem Papier u. s. f. Kurz: sie bleiben allezeit hinter den hörenden Menschen zurück. Ausnahmen sind selten.

Denn sonderbar, aber wahr bleibt es, daſs das Gehör viel mehr als das Gesicht beiträgt Theilnahme zu erwecken und zu verstärken. (Eben deswegen wurde bei den Kindern, welche man dem Moloch opferte, ein gräſslicher Lärm mit Pauken und Trommeln gemacht, um das Schreien der Kinder, wenn sie verbrannten, zu übertäuben, und das Mitleiden der Aeltern nicht rege werden zu lassen.) *Rousseau* *) ist eben derselben Meinung: „*Les couleurs sont la parure des êtres inanimés; toute matière est colorée; mais les sons annoncent le mouvement, la voix annonce un être sensible; il n'y a que des corps animés qui chantent. — On voit par-là que la Peinture est plus près de la nature, et que la Musique tient plus à l'art humaine. On sent aussi que l'une intéresse plus que l'autre, précisément parce qu'elle rapproche plus l'homme de l'homme et nous donne toujours quelque idée de nos semblables. La Peinture est souvent morte et inanimée: elle vous peut transporter au*

*) *Essai sur l'origine des langues.* Chapitre XVI. *Collection complette des oeuvres J. J. Rosseau, Citoyen de Genève.* Tom XVI. p. 218. 219 — 220. Aux Deux-Ponts, chez Sanson 1782. 8.

fond d'un désert; mais si-tôt que des signes voceaux frappent votre oreille, ils vous annoncent un être semblable à vous; ils sont, pour ainsi dire, les organes de l'ame; et s'ils vous peignent aussi la solitude, ils vous disent que vous n'y êtes pas seul. Les oiseaux sifflent, l'homme seul chante; et l'on ne peut entendre ni chant, ni symphonie, sans se dire à l'instant: un autre être sensible est ici." *Diderot* *), unter den Franzosen unstreitig noch Einer der gründlichsten Schriftsteller, behauptet das Gegentheil: „*Comme de toutes les démonstrations extérieures qui réveillent en nous la commisération et les idées de la douleur, les aveugles ne sont affectés que par la plainte je les soupçonne en général d'inhumanité. Quelle difference y a-t-il pour un aveugle entre un homme qui urine, et un homme qui sans se plaindre verse son sang?*" Mein Freund *Zeune* **) begleitet diese Stelle mit der sehr richtigen Anmerkung: „Ich fand in meiner Erfahrung das Gegentheil, und

*) *Lettre sur les aveugles, à l'usage de ceux qui voient*, im *Belisar, über den Unterricht der Blinden, von August Zeune.* S. 23. Berlin, b. Weiß 1808. 8.

**) A. a. O. S. 123.

wirklich wird ja auch das Mitleiden mehr durch das Gehör als durch das Gesicht geweckt, wie auch mein Kollege *Eschke* *) an seinen Taubstummen bemerkt hat. Dieser Sinn bringt mehr eine Nüchternheit, jener mehr eine Ahnung in uns, und wenn man bedenkt, daſs jedes Dunkel mehr die Einbildungskraft anregt, als die Helle, da selbst *Apelles* und *Raphael* nicht so lebhaft malen, als der innere Maler in uns, so müſsten die Blinden im Ganzen weit mehr zum Mitleiden geneigt seyn, als die Sehenden. Ein blindgeborner, sonst ganz roher, Knabe weinte bitterlich, als ich ihm *Bürger's* Lied vom braven Manne vorlas. Man sehe meine Abhandlung *über das moralische und ästhetische Gefühl der Blinden*, im *Morgenblatte* 1807." Ohne Widerspruch ist *Diderot's* Behauptung vollkommen *à la Françoise*, oder: wie der Hahn über die Kohlen! — Der Seufzer eines Thieres, das ausgestoſsene Geschrei seines leidenden Körpers, zieht alle ihm ähnliche herbei, welche, wie oft bemerkt ist, traurig um den Winselnden stehen und ihm gern helfen möchten. Auch bei den Men-

*) *Kleine Beobachtungen über Taubstumme.* Th. 1. S. 89—91. Berlin, b. Vieweg 1799. gr. 8.

schen erregt der nur den Augen dargestellte Schmerz eher Schrecken und Grausen, als zärtliche Mitempfindung: alle, die den von *Juan de Valdes* gemalten halbtodten Menschen ansahen, welchen die Würmer zerfressen, hielten die Nase sich zu, ohne Mitleiden zu zeigen; so bald aber ein Ton des Leidenden unser Ohr trifft, verlieren wir die Fassung und eilen ihm zu: es überwältigt uns, es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist es, weil der Ton das Gemälde zum lebendigen Wesen erhebt, also alle Erinnerungen eigener und fremder Gefühle zurück bringt und auf Einen Punkt vereint? oder giebt es, wie *Herder* *) glaubt, noch eine tiefere organische Ursache? Genug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt bei dem Menschen den Grund seines gröſsern Mitgefühls durch Stimme und Sprache. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir minder Antheil, weil es ein unvollkommenes Geschöpf ist, uns minder gleich organisirt. Manches schöne, aus einem Teige von Zucker, Thränen, Mandelmilch, Butter und einer Messerspitze wohlgebeutelten Mehls zusammen geknetete Mondscheinseelchen ist nicht im Stande, ein

*) *Zerstreute Blätter.* 2te Samml. S. 133. ff.

Schwein schlachten zu sehen, weil es schreie
kann keiner Taube den Hals umdrehen, den
sie hat Stimme; doch einen Fisch kann e
ohne Heulen und Wehklagen selbst schlach
ten, weil er stumm ist.

Einige Taubstumme haben, wie mehrer
Werke erzählen, entsetzliche Beispiele vo
Mangel des Mitgefühls und der Theilneh
mung gegeben. *Brüning*, der Taubstumme
konnte (im Jahre 1764 im Magdeburgischen
mit kaltem Blute Hand an seinen Bruder le
gen — wir sind alle Brüder — und sich mi
seinem Blute beflecken. Indessen ist auc
hier das Gesetz der Natur unverkennba
Die Väter, welche von Noth und Hunge
getrieben, ihre Kinder dem Tode opfern
weihen sie im Mutterleibe demselben, eh
sie ihre Stimme gehöret haben; und manch
Kindermörderin bekannte, dafs ihr nichts s
schwer geworden und so lange im Gedächt
nisse geblieben sey, als der erste weinend
Laut, die flehende Stimme des Kindes.

Jener allgemeine Grundsatz des rauhe
Völkerrechtes, das Recht des Stärkern, is
gleichfalls das Naturgesetz der Taubstummen
Bei rohen Menschen, denen einige Philoso
phen eine natürliche Gutartigkeit angedich

tet haben, finden wir, wie bei den Taubstummen, Auftritte von ungereizter Grausamkeit, von denen ihre Urheber nicht den mindesten Vortheil hatten. Thiere zu martern, verschafft ihnen vieles Vergnügen; und es bedarf keiner geringen Mühe, ehe sie ablassen, Fliegen zu zerschneiden u. s. f.

Die mehresten Taubstummen besitzen eine zu starke Vibration der Muskeln und Nerven, daher hegen sie eine große Neigung zu Balgereien. Es ist das Gefühl der Kraft, das Wohlseyn, welches bei allen — oder doch den meisten — Knaben diesen Hang hervorbringt, sie werden vom innern Drange gereizt, ihre Kraft mit der Kraft anderer zu messen.

Wie die Wilden nähren die Taubstummen eine hohe Zufriedenheit mit sich selbst; es ist der angenehme Zustand eines Betrunkenen, wo die ganze Summe der Empfindungen sehr klein, jeder Teil derselben sehr unwichtig, und alles an sich von geringem Werthe ist. Geborne Pantomimen, ahmen sie alles lebhaft nach, und zeigen damit ihre eigentliche Denkart. Gleich den Wilden und kleinen Kindern besitzen sie auch ein gewisses Gefühl für Schamhaftigkeit: ihre Be-

griffe davon sind gewiſs nicht die unserigen, denn die Gegenstände ihrer Schamhaftigkeit sind oft von den unserigen sehr verschieden: es ist mehr ein instinktmäſsiges Gefühl, das sich mit dem Grade ihrer Kultur bald vermindert, bald vermehrt. Der schamhafteste Knabe wird bisweilen der unverschämteste Jüngling. Eben dies ist der Fall mit den Taubstummen.

In seinem natürlichen Zustande schätzet der Taubstumme die Pracht, den Adel und den Reichthum, er bücket sich vor reichen Personen und schmeichelt durch Pantomime den Hohen; freilich sind seine Schmeicheleien — plump und seicht, daher selten gefährlich. Er dringt sich den Vornehmen und Reichen auf und sucht sich das Ansehen zu geben, als gehörte er zu der Klasse der Vornehmen, oder lebte wenigstens mit ihnen in engster Vertraulichkeit. Der bekannte, in *Berlin* verstorbene, taubstumme Maler *Hoffmann* rühmte sich, daſs er nur mit Ordensbändern und besternten Herren umginge. Als der Markgraf von *Ansbach* nach *Berlin* kam, und dessen Domestiken ihn, als ihren Landsmann, besuchten, lief er Tages darauf in der halben Stadt umher und zeigte mit

lächerlichsten Geberden: „der Markgraf seinem Hofstaat habe bei ihm eine Pfei- Taback geraucht.“ Mehrentheils ist der bstumme gerade das Gegentheil von dem, s Hr. *Meinert* in dem *Gedichte an einen ubstummen* *) von ihm sagt:

Mensch, du bist glücklich!
Schworest keinen Meineid,
Fluchtest keinem Sünder,
Höhntest nie der Liebe,
Nie mit giftger Zunge
Eines Edelgeistes That;
Schmeichelst keinem Grofsen;
Wirst an Recht und Wahrheit
Niemahl zum Verräther.
Und am Wohl der Menschheit nie!

Man wird zugeben, dafs die genannten belthaten durch Geberden eben so wohl, durch Wortsprache begangen werden nnen.

„Es ist Komödiantenvolk **),“ sagten die imer von den Griechen, und dies könnte n von den Taubstummen sagen, denn sie id gewöhnlich voll Verstellung und Falsch- it. Es giebt Ausnahmen von diesem Satze, ie es sich ohne Erinnern versteht; aber

*) In *Meifsner's Appollo* B. 2. Mai. S. 33—38.
**) *Natio commoeda est.*

dieser Ausnahmen sind nur wenige. Wenn ein Taubstummer etwas unrechtes that, und sich auf den andern beruft, dafs er es nicht gewesen sey, so benimmt sich dieser wie der Bauer in der äsopischen Fabel mit dem Fuchs und dem Jäger: er zeugt durch Pantomime für ihn, stellt sich aber so, dafs der Schuldige sein Gesicht nicht sehen kann, und begleitet seine Geberden durch Mienen oder, im Fall er schon etwas sprechen gelernt hat, durch Worte, die ein Zeugnifs wider jenen ablegen. So glaubt der Getäuschte, sein Zeuge spreche *nein*, weil er mit dem Haupte schüttelt, indem derselbe, trotz des heftigsten Kopfschüttelns, aussagt: „*Ja*, er ist es gewesen, *auf Ehre!*“ Ihre Ehre pflegen Taubstumme leicht zu verpfänden, wahrscheinlich weil sie keine gehörige Idee davon haben.

Sehr gern mischen sich Taubstumme in fremde Angelegenheiten, suchen Uneinigkeiten und Klatschereien zu erwecken, Hetzereien anzustiften, zu unterhalten und mit beiden Parteien gemeinschaftliche Sache zu machen. Um alle hinterlistigen Streiche zu erzählen, die ich hauptsächlich im Anfang an den Taubstummen gewahr ward, würde

ir an Zeit und den Lesern an Geduld
n.

inige schweben mir noch vor den Au-
und ich merke hier abermahl an mir
t, dafs *Lipsius* recht hat: "Wie Fliegen
dergleichen Insekten auf glatten und
ten Orten nicht lange sitzen, sondern
rauhen kleben bleiben; so fliegt das kla-
e Gemüth die bessere Lage schnell vor-
die unangenehme verläfst es nicht.*)

in Taubstummer, im höchsten Grade
an Seel und Leib, konnte mich nicht lei-
weil ich ihn antrieb, gut und fleifsig zu
. Kaum einige Wochen war er bei mir, so
er an, unaufhörlich mir zu schmeicheln
alle andern Menschen zu lästern. Ernst-
verwies ich es ihm; und nun erfuhr ich
, dafs er alles, was ich den Taubstum-
zeigte, überall herum trug: es machte
en Eindruck auf mich, weil ich den Taub-
men nichts lehre, was nicht die ganze
lt wissen mag. Kurz darauf hörte ich,

*Ut muscae et eiusmodi insecta laevibus politisque lo-
cis non diu insident, scabris adhaerescunt: sic querula
ista mens meliorem sortem leviter transvolat, asperam
non dimittit.*

Lipsius de constantia. Libr. II.

daſs er versichert hätte: ich habe ihn blutrünstig geschlagen; und dies erdachte er an einem Tage, wo er nicht ein Mal den gelindesten Tadel erhielt! Einige Zeit nachher schnitt er sich wirklich in den Arm, um zu zeigen, ich habe ihn blutig geprügelt; denn so klug war er nicht, einzusehen, daſs man wohl unterscheiden kann, ob es von einem Schlage oder Schnitte herrühre. Endlich hinterbrachten mir meine Bekannten: er habe ihnen zugeschworen, daſs ich sie sämmtlich mit vielen Schimpfnahmen belegt hätte. Dies hielt ich ihm vor; er erstaunte und bezeugte mit der unschuldigsten Miene in sehr unzusammenhängenden Ausdrücken, es wäre nicht wahr, im Gegentheil jene hätten mich geschimpft, sie hätten mich genannt — hier verlieſs ihn die Wortsprache, er nahm geschwinde die Pantomime zu Hülfe, setzte die rechte Hand an das Kinn und bewegte den Kopf auf eine sehr lächerliche Art. — Diese Bezeichnung gilt überhaupt bei den Taubstummen als der gröſste Schimpf und soll, so viel ich weiſs, sowohl einen *Juden* *)

*) Hierin denken die Taubstummen wie die Spanier; denn auch in Spanien ist das gröſste Schimpfwort *Jude*, und wer mit diesem Schimpfnamen belegt

als *Falschheit* und *Betrügerei* anzeigen; denn die Taubstummen, welche noch keine Erziehung genossen, pflegen *die Juden* unbeschreiblich zu hassen und ihren Haſs gegen sie auf die allerelendeste Weise an den Tag zu legen. — Gewiſs kann nichts verachtungswürdiger seyn, als der Haſs gegen eine ganze Nation; ich suche ihn bei jeder Gelegenheit zu tilgen, und sage den Taubstummen oft, daſs wir alle aus jüdischem Geschlechte unsern Ursprung haben.

Die Taubstummen lieben überhaupt die hörenden Menschen nicht, vielmehr äuſsern sie gegen diese eine Art von Scheu und Zurückhaltung, auch wohl gar Furcht und Miſstrauen: sie gleichen dem Bauer, welcher den Städter nicht liebt, ihm zwar Rede steht, aber, so bald er seiner los werden kann, zu seines Gleichen eilt. Man muſs daher dem Taubstummen nicht die Achtung bezeigen, welche man einem Hörenden erweiset: man muſs mit einem Taubstummen so wenig wie mit einem Bäuern komplimentiren. Taubstum-

worden ist, hat ein Recht, den Beleidiger gerichtlich zu belangen. S. *Spanien, wie es gegenwärtig ist.* Zwei Theile. Gotha, b. Ettinger 1797. gr. 8. Th. I. S. 262.

me sind Taubstumme, von ihnen darf man die Komplimente und Ceremonien nicht verlangen, welche die Hörenden machen.

Der Hang zur Eitelkeit und zum Putze ist der rohen Menschheit so eigen, das selbst die Pescherähs und elenden Bewohner des Feuerlandes, die sich nicht einmahl eine Hütte bauen und einen Rock machen können, sich mit Korallen und bunten Schnecken schmücken. Der Taubstumme putzet und spiegelt sich gern: er hält ein hübsches Gesicht für die Hauptsache, für die höchste Vollkommenheit. Mancher Taubstumme hängt sich im Sommer sein Schnupftuch über das Gesicht, um keine Sommersprossen zu bekommen, will den Fensterladen, wo er sitzet, keinesweges öffnen lassen u. s. f. Einer wünschte sehnlichst, noch weiſser zu werden: indem er bei sich zu Rathe ging, wie er zu diesem höchsten Gute gelangen sollte, fiel ihm ein, daſs der Kalk die Wände Weiſs mache: er beschloſs also, dasselbe mit seinem Gesichte zu versuchen, rieb den Kalk klein, wusch sich damit und verfiel in eine Krankheit, als er gerade die entgegengesetzte Wirkung erblickte, als er sah, daſs seine Haut überall davon aufgesprungen war.

Ein

n taubstummes Mädchen meinte dies klü-
r anzustellen: sie hatte im Garten ein
ückchen Leinwand gesehen, das durch oft
ederholtes Begieſsen an der Sonne ge-
eicht worden war: sie begoſs sich also, daſs
troff, lieſs sich zu ganzen Stunden in
r mühsamsten Stellung mit zurückgelegtem
ypfe von der Sonne sengen, litt geduldig das
hmerzhafteste Kopfweh und bekam ein hit-
ges Fieber, als sie auf ihrem Gesichte eine
rune martialische Farbe gewahr wurde.

Hingegen ist der Taubstumme mehr
ensch, als irgend ein Hörender, wenn
mlich *Aristoteles* recht hat. Dieser reihte
den vielen Definitionen des Menschen, z.
er sey ein lachendes Thier, weil unter
len Thieren er allein lacht, er sey ein wei-
rliches Thier u. s. f., noch diese: der
ensch sey *das nachahmende Thier*. Kein
örender ist dieses so sehr, als der Taub-
umme. Durch diesen allgemeinen Trieb
ur Nachahmung wird er zur Ausübung der
ugenden und Laster geleitet, welche er an
ndern wahrnimmt. Das Talent glücklich
achzuahmen ist gewiſs ein vortreffliches Ta-
ent; aber leider ahmt der Taubstumme ge-
öhnlich schlechter nach, als der Affe, wel-

che Behauptung ich oben mit Gründen zu unterstützen Gelegenheit hatte. Die Nachahmung ist ihm so sehr zur Gewohnheit geworden, daſs sie das leichteste Mittel bleibt, ihn theils zu Meinungen und Handlungen zu bewegen, theils in diesen Meinungen und deren Wirkungen zu erhalten. Wenn dieses gewiſs ist, (und wer läugnet es?) so wäre dem Taubstummen, und, untersuchen wir uns genau, uns Menschenkindern allen, nichts fruchtbarer, tugendhaft zu werden und zu bleiben, als tugendhafte Menschen zu sehen, nichts wirksamer für unsere Seele, als immer unsere Einbildungskraft mit den schönsten Bildern der Tugend zu unterhalten, und daduch süſse Empfindungen, Ergetzung und Nachahmung zu erwecken.

Ein roher Taubstummer ist beinahe wie ein Frauenzimmer; denn nach *Pope's* Urtheile hat das Frauenzimmer *gar keinen Charakter*. Ich weiſs nicht, ob *Pope* dies aus übertriebener Höflichkeit oder aus übertriebenem Hasse sagte; er, der so vielen Umgang mit den Damen hatte, der sonst so richtig urtheilte und so fein bemerkte. Aber das weiſs ich, daſs dies Urtheil nur zur Hälfte wahr ist. Das Mädchen hat selten einen Charak-

ter; doch so bald die Vermählung vorbei ist, zeigt sich der Charakter der Frau deutlich genug.

Welches ist nun wohl der rechte Weg, um die Taubstummen aus der Dunkelheit hervor zu ziehen, in welcher sie schmachten, um die Seelen dieser Unglücklichen zu bilden, ihren Geist mit Begriffen und Kenntnissen zu bereichern, ihre Gefühle zu vermenschlichen, und sie selbst zu vernünftigen Wesen umzuschaffen? Ein Weg, den einzuschlagen, desto nothwendiger ist, je lästiger und gefährlicher jene Hör- und Sprachlosen ihren Mitbürgern werden können. In menschlicher Gestalt, aber fast auch nur in der Gestalt, unter ihren Mitmenschen herum irrend, durch ihre Sprachlosigkeit alles geistigen Verkehres mit diesen beraubt, unfähig des geselligen Umganges, der geselligen Freuden, der geselligen Tugenden, unfähig, sich von der rohen Sinnlichkeit zum Bewußtseyn der Vernunft zu erheben, wandeln sie gleich Einsamen und Verlassenen mitten unter ihres Gleichen umher *). Es ist wahrlich nicht übertrieben, wenn das Gedicht *an einen Taubstummen* sagt:

*) *Cäsar* a. a. O. S. 262 und S. XX—XXI.

Mensch, du bist elend!
Riegel vor den Ohren,
Fesseln an der Zunge,
Sind der Menschenfreuden
So unsäglich viele,
Armer Mensch, für dich nicht da!
Nicht der Nachtigallen
Lied in Pappelbüschen;
Nicht der Abendflöte,
Nicht des Wasserfalls Concert.

Mensch, du bist elend
Hast den süſsen Namen,
Vater! nie gestammelt,
Nie geschworen, in der
Sternennacht, der Freundschaft
Und der Liebe heil'gen Schwur;
Hast für Recht und Unrecht
Nie die Stimm' erhoben;
Nie das Wort der Wahrheit
Ihren Suchern ausgelegt.

Mensch, du bist elend!
Keiner Gattin Girren
Lullt dich in den Schlummer;
Keine leise Klage,
Die du lindern könntest,
Wiedertönt in deinem Herz!
Und der Freude Hymnus,
Bei'm bekränzten Becher
In dem Bruderkreise
Wirbelnd, läſst dich matt und kalt.

Mensch, du bist elend!
In des Wiedersehens
Kuſs, im Frühlingsthale,
Werden deine Thränen,
Und der hehren Ahndung
Klopfen, nie zum Jubellied';
Deine Menschenstimme
Wird in öden Wüsten
Dem verirrten Wandrer
Nie zum frohen Retterruf.

Mensch, du bist elend!
Von der Bienenlippe
Spricht umsonst die Weisheit
Hoffnung beſsrer Tage,
Ruh' und Muth zu leben,
In die Brust: du hörst sie nicht!
Selbt des Todesengels
Fernher warnend Rauschen
Hörst du nicht, und sinkest
Schweigend in dein enges Grab.
Mensch, du bist elend!

Die Fortsetzung folgt im künftigen Stück.)

II.

Ein Beitrag zur Kriegsarzneikunde.

Von

Dr. Ignatz Gumprecht junior,

ausübendem Arzte in Hamburg.

Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, eine aus dem Pferdefleische gekochte Suppe als nährendes und stärkendes Mittel bei einem Patienten anzuwenden. Es war bei einem an einem hohen Grade von Zehrung leidenden Kinde, bei dem alle gebräuchliche Mittel schon ohne Erfolg angewendet worden waren. Das Fleisch wurde von einem frisch getödteten Pferde, welches beide Vorderfüſse gebrochen, und deswegen 2 Tage nachher getödtet worden war, genommen. Ich kostete diese Pferdefleisch-Bouillon, und ich kann

ıern, daſs dieselbe in Hinsicht des Ge-
ks einer kräftigen Ochsenfleisch-Bouil-
ns ähnlich war. Dieses brachte mich
e Idee, den Gebrauch des Pferdeflei-
und der daraus bereiteten Bouillons
iegführenden Armeen vorzuschlagen.

Kriege, bei Belagerungen, nach gelie-
Gefechten oder Schlachten ist es sehr
r Fall, daſs Mangel an Ochsenfleisch
. Nichts erhält bekanntlich die Kräf-
durch Märsche und Kriegs-Fatiguen
sten Soldaten mehr, als der Genuſs
eisches und der Fleischbrühen. Im
aber, und nach gelieferten Schlach-
o ganze Heere in einer Gegend con-
t stehen, kann man diese Wohlthat
eischnahrung dem Soldaten nicht im-
gedeihen lassen, da die Consumption
ſs ist, und bald alles aufgezehrt seyn
. Mich wundert es daher, daſs man
chon längst den einfachen Gedanken
ſst hat, aus dem Fleische der bei den
ützeln, Gefechten oder Schlachten er-
nen Pferde, (welches also frisch ge-
Pferde wären,) Nutzen zu ziehen, da
ch schon längst in Arabien und in

der Türkey das Fleisch von Cameelen, wenn Mangel an andern Fleischarten ist, geniesset. So schädlich für die Gesundheit das Fleisch von den nach Krankheiten crepirten Pferden ist, so nützlich ist das der frisch getödteten.

Es würde von *unendlich grofsem Nutzen* seyn, wenn man nach Gefechten die getödteten Pferde sammelte, und dem Soldaten davon Rationen zu Bouillons und zum Braten austheilte. Dem Soldaten, der oft nach Gefechten in einer an Nahrungsmitteln armen Gegend bivouaquiren und sich mit etwanigem Brode und Branntwein begnügen mufs, würde es neue Kraft und Leben geben, wenn er eine warme kräftige Bouillon und gebratenes Fleisch geniefsen könnte. Das Pferdefleisch würde daher einen guten Ersatz für andere oft sehr nachtheilige Nahrungsmittel geben, zu denen er, aus Hunger angetrieben, oft greifen mufs. Für die Kriegskasse würde der Gebrauch des bis jetzt als unnütz weggeworfenen Pferdefleisches ein grofses Ersparnifs werden. Einen Kessel und Feuer zum Kochen giebt es überall, und Salz und einige Küchenkräuter liefsen sich mit geringer Mühe herbeischaffen, und auf diese

Weise könnte der Soldat gegen manche Krankheit, die ihren Grund in schlechter Nahrung hat, geschützt werden.

Auch wäre eine warme kräftige Bouillon ein sehr zweckmäfsiges Mittel, der Nässe und Kälte, welche die mannichfaltigsten Krankheiten erzeugen, entgegen zu arbeiten, indem eine warme Suppe als ein gutes diaphoretisches und stärkendes Mittel zu betrachten ist. Andere Nahrungsmittel, die, mit Wasser bereitet, nicht so leicht verdaulich und schmackhaft sind, als Grütze, Graupen, Reis, Bohnen, Erbsen, könnten durch die Bereitung mit Pferdefleisch - Bouillon schmackhafter und verdaulicher gemacht werden.

Ich bin überzeugt, dafs das Leben und die Gesundheit von Tausenden von Soldaten im Felde durch dieses einfache Mittel könnte erhalten werden, welche im entgegen gesetzten Falle ein Opfer der gewöhnlich schlechten Nahrung werden.

Auch für *Hospitäler* im Felde, in Gegenden, wo Mangel an gutem Fleische ist, (und dafs dieses im Kriege nicht selten ist, beweiset die Erfahrung aus der letzten polnischen Campagne) könnte die Einführung des

Genusses von Pferdefleisch und der daraus bereiteten Bouillons von wesentlichem Nutzen seyn, indem nach den Erfahrungen der Aerzte das Pferdefleisch dem Ochsenfleisch an die Seite zu setzen ist. Es ist daher ein gerechter Vorwurf, daſs man aus Vorurtheilen den Genuſs dieses in vieler Hinsicht so nützlichen Pferdefleisches bisher vernachlässiget hat. Der Raum dieser kurzen Abhandlung erlaubt es nicht, die hieher gehörigen Erfahrungen, worüber sich viel sagen lieſs, anzuführen, ich kann daher nur als Beweis des Gesagten einige von denen anführen, die man in Mantua und Copenhagen gemacht hat.

Bekannt sind die Resultate der Belagerung von Mantua, wo man die Garnison längere Zeit hindurch mit Pferdefleisch ernährte. Officiere, die damahls in Mantua gewesen waren, haben mir versichert, daſs das Fleisch vom Pferde und die daraus bereitete Suppen als schmackhaft gerühmt wurden.

Da die Lebensmittel in Copenhagen theuer sind, so suchte man in den Jahren 1803 und 1804 das Volk zum Genuſs des Pferde-

tisches zu bewegen. — Man überzeugte sich, daß es ökonomisch vortheilhafter sey, ein Pferd, welches durch 8 bis 9 jährigen Dienst steif und alt geworden ist, anstatt es nun zum Karrenpferd zu gebrauchen, lieber 14 Tage Tage lang zu mästen und dann zu schlachten. Von den geschlachteten *Pferden* gab man anfänglich den Eleven der Veterinair-Schule das Fleisch unentgeldlich. Da die Eleven es sehr schmackhaft fanden, so wurde bald die Consumption unter dem Volke allgemeiner, so daß jetzt in Copenhagen ein eigner Schlächter angestellt ist, welcher in einer eignen Bude das Fleisch von den geschlachteten Pferden verkauft, welches jetzt in Copenhagen häufig consumirt wird. Auch die Großen der Hauptstadt trugen durch ihr Beispiel viel zur Einführung des Genusses des Pferdefleisches bei. So gaben der Graf *Reventlow* und der Herzog *von Augustenburg* Diners, wobei die mannichfaltigsten Gerichte von Fleischspeisen aus Pferdefleisch bereitet waren, und die Gesellschaft gab ihren Beifall über die Vortrefflichkeit der Gerichte zu erkennen. Auch der Professor der Veterinair-Schule *Viborg*, gab einst ein gro-

ſses Diner, wobei eine Menge von wohlschmeckenden Fleischgerichten auf die Tafel kam. Als die Gesellschaft ihren Beifall über den Wohlschmack und gute Bereitung der Fleischspeisen äuſserte, sagte ihnen Professor *Viborg*, daſs alle diese Gerichte aus dem Fleische eines am vorigen Tage geschlachteten Pferdes bereitet wären. Die Gesellschaft, weit entfernt, sich darüber zu indigniren, gab ihren Beifall und Freude darüber zu erkennen.

Das nämliche Thier also, welches im Kriege auf der einen Seite der Gesundheit schadet, indem die erschossenen Pferde, welche auf dem Felde liegen bleiben, die Luft verderben, und dadurch den Grund zur Erzeugung von contagiösen Krankheiten legen, könnte durch meinen Vorschlag in ein heilsames Nahrungsmittel verwandelt werden. — Bei dem gegenwärtigen Kriege Ruſslands in der Türkey und bei dem Kriege in Spanien, wäre mein Vorschlag vorzüglich zu beherzigen und in ökonomischer und medicinischer Hinsicht von groſser Wichtigkeit.

Da der Soldat zu Folge seiner Erziehung

rößtentheils unwissend ist, und an den Vorurtheilen seines Landes hängt, so wäre es bei der Einführung des Genusses des Pferdefleisches nöthig, diese Vorurtheile zu bekämpfen. Die Officiere der Regimenter müßten daher den Soldaten durch Gründe, die seinem Fassungsvermögen angemessen sind, von der Nützlichkeit dieses Fleisches zu überzeugen suchen.

III.

Menschenbifs.

Vom

Hofmedicus Henning

in Zerbst.

Im 1sten Stücke des 27sten Bandes pag. 124 dieses Journals lesen wir, dafs der Bifs von einem im Zorn befindlichen Menschen allerdings von eben so wichtigen Folgen sey, als von einem sich in der Wuth befindenden Thieres. Dafs diese Behauptung nicht ohne Grund sey, kann ich ebenfalls durch ein in meiner Erfahrung sich ereignetes Beispiel beweisen; und es mag daher die Geschichtserzählung dieses von mir beobachteten Falles, als Pendant und Betsätigungsurkunde eines im obigen Stücke erwähnten Falles dienen.

Vor drei Jahren gerieth der hiesige Viehhändler *Naue*, ein Mann von einigen siebzig Jahren, mit einem andern Viehhändler in Berlin, Namens *Feuerheerd*, (die gerichtliche Untersuchung der Sache ist meines Erachtens, indem gerichtlich von mir deshalb Bescheinigungen und Krankengeschichte eingeschickt worden, noch nicht beendigt, sie ist von einem der Berlinischen Gerichte im Gange gewesen) in einen Wortwechsel, der sich mit Thätlichkeiten endigte, und wobei der *Feuerheerd* diesem Manne im vollen Zorne mit Wuth fast den Daumen der rechten Hand abbiſs. Mit dieser Verwundung kam der Mann hieher, und ich nebst einem hiesigen Wundarzte, muſsten den Kranken besorgen. Trotz aller angewendeten Mittel, die sowohl innerlich als äuſserlich gereicht wurden, wurde die Wunde so schlimm, daſs nicht nur alle Muskeln des Daumen, sondern auch alle Flechsen desselben, gänzlich zerstört wurden. Ein immer weiter um sich greifender brandiger Zustand griff am Ende den ganzen Unterarm an, so daſs Blutungen aus den bedeutendsten Gefäſsen uns nicht selten zu schaffen machten; ja die Hand- und Armknochen wurden endlich

von der in großer Menge sich erzeugenden Jauche so angefressen, dafs wir nun im Begriff standen, den Unterarm zu amputiren. Dieser Operation wollte sich der Leidende nicht unterwerfen, und lieber seinen Tod, den ein unaufhaltsames Fieber, welches ihm ohnehin noch alle Kräfte raubte, doch einmal herbei führen mufste, erwarten. Er erfolgte auch unter starkem Phantasiren und beendigte diese traurige Szene.

Hydrophobische Symptome äufserten sich zwar nicht, wie einige Beobachter doch wollen bemerkt haben, ich bin aber überzeugt, dafs dieser Bifs, als eine Handlung eines in Wuth sich befindenden Menschen, die alleinige Tödlichkeit der anfänglich unbedeutend scheinenden Verwundung erzeugt habe. Sage man noch so viel vom Alter, von der in dieser Lebensperiode entstandenen Schwäche, Mangel an Reproduction u. s. f., so heilt doch wohl eine gequetschte Wunde in diesen Jahren unter gehöriger Diät, Pflege und ärztlicher Sorge wohl, zumahl wenn die sonstigen physischen Kräfte, so wie bei diesem Manne noch nicht so zerstört und durch eine andere akzidentelle Ursache aufgerieben

ben worden sind. Offenbar lagen keine sonstige pathologische Potenzen im Spiele, woraus man die entstandene Tödlichkeit, oder wenigstens Verschlimmerung ableiten konnte. Mir war es besonders auffallend, daſs die Verschlimmerung der Wunde sowohl, als auch des ganzen übrigen Gesundheitszustandes erst nach einigen Wochen erfolgte, gerade so, wie einige Beobachter die Wirksamkeit der Virulenz nach solchen erlittenen Verletzungen wollen bemerkt haben. Nun aber, da sich erst die Malignität darstellte, da ging auch die Verschlimmerung mit so schnellen Schritten vorwärts, daſs kein Mittel hinreichend ward, nur einigermaſsen sich ihr zu widersetzen. Ich bin daher völlig überzeugt, daſs dieser Mann eben so, nur unter einer mildern Form, durch das Wuthgift getödtet worden ist, als wenn derselbe von einem wirklich in Wuth befindlichen Thiere wäre gebissen worden. —

IV.

Geschichte
eines
von einem tollen Jagdhunde
gebissenen Zimmergesellen,
und
dessen Heilung.

Vom
Hofmedikus Henning
zu Zerbst.

Vor nunmehr fünf Jahren *) kam an einem Nachmittag der Zimmermann, Meister *Fichtner*, aus der uns nahe liegenden Stadt *Loburg* zu mir, und bat mich, seinen vorgestern von einem toll gewordenen Jagdhunde gebissenen einzigen Sohn zu retten, wiewohl der dasige Wundarzt *Schmidt*, die Wun-

*) Im Mai 1804.

de schon operirt habe. Ich eilte sogleich zum Kranken, um ihm theils zu Hülfe zu kommen, theils den bekümmerten Eltern dadurch Trost und Muth einzuflöſsen. Ich fand bei meiner Ankunft in Loburg den Kranken, einen jungen Burschen von 17 Jahren, auſser Bette, aufsitzend; er war etwas ängstlich und noch vom Schrecken verlegen. Das Thier hatte ihn bei der Arbeit überfallen, und im Knöchel des rechten Fuſses, der zwar mit einem dicken wollenen Strumpf bedeckt gewesen war, drei blutende Löcher, in der Gröſse des durchgedrungenen Zahns, beissend beigebracht. Der Wundarzt Hr. *Schmidt* hatte solche gleich frisch scarifizirt, die Wunden mit Salzwasser ausgewaschen, und nun stark mit Cantharidenpulver bestreuet; übrigens blos des Schreckens halber eine temperirende Mixtur verordnet. Bei meiner Ankunft war sein Puls etwas schnell und gereizt, auch duftete der Kranke auf den Genuſs von zu sich genommenem Fliederthee so ziemlich aus. Auf die Frage: ob der Hund auch wohl wirklich toll gewesen sey, oder ob blos das Thier böse und vermöge seines Jagdinstinkts beiſsend gewesen, erhielt ich die feste Versicherung, daſs er alle Merk-

mahle einer wirklichen Wuth geäufsert, auch davon gelaufen, und auf dem Felde getödtet worden sey. Da der Hund, ehe er den gebissenen Burschen angefallen, auch schon den Vater zu beifsen versucht habe, aber durch den starken Stiefel, den der Vater getragen, nicht habe durchbeifsen können, so habe er darauf dem dabei stehenden Sohn den Bifs beigebracht; da er schon einige Tage vorher Spuren solle geäufsert haben, habe man ihn eingesperrt gehabt, und sey unglücklicher Weise den Morgen aus seinem Stalle entkommen.

Da nun der Wundarzt Hr. *Schmidt* bereits die Hauptsache verrichtet hatte, so verordnete ich im Beiseyn Hrn. *Schmidts*, damit alles desto sorgfältiger und pünktlicher geschähe, erstlich: dafs die Wunden täglich dreimahl ausgewaschen und jedesmahl wieder mit frischem Cantharidenpulver verbunden werden sollten; alle Morgen und Abende bekam er ein Pulver: ℞. *Pulv. Rad. et Hb. Belladonn. gr. ij. Elaeosacchar. Foeniculi gr. x.* Am Tage aber alle 2 Stunden folgende Solution: ℞. *Muriat. Alcali fixi* ʒj. *Solv. in aqua Menth. piper.* ℥iij. *Syrup.*

Cort. Aurant. ℥j. *Olei Foenicul. gtt. ij. D. S. Alle 2 Stunden 1 Eſslöffel voll;* so oft ein Eſslöffel voll oder ein Pulver genommen ward, muſste er eine Tasse Thee von folgenden Species nachtrinken: ℞. *Hb. Menth. piper.*, *Flor. Sambuc.* āā ℥j., *Flor. Arnic. mont.* *Rad. Senegae* āā ʒij. *Sem. Anisi* ʒj. *Conc. Cont. M. S. D.* Uebrigens suchte ich den Kranken zu beruhigen, und sein Gemüth aufzuheitern, bat ihn, da er gut zeichnete, sich die Zeit damit zu vertreiben; den Eltern gab ich so viel Trost, als man nur immer unter einer so gefahrvollen Lage geben kann, bat sie, stets heiter und muthvoll sich zu stellen, und die Diät, die ich aus schleimigt einwickelnden Nahrungsmitteln zuzubereiten empfahl, auch viel wässerige Getränke anrieth, nur genau zu beobachten. Unter diesen Anordnungen, und nachdem ich mit dem Wundarzte die Wunden nochmahls untersucht, gewaschen und verbunden hatte, reiste ich mit dem Versprechen ab, den folgenden Tag wiederzukommen.

Am folgenden Tage früh erhielt ich der Abrede gemäſs von Hrn. *Schmidt* Nachricht, daſs der Kranke ziemlich geschlafen; gestern

Abend mäſsig doch mit Appetit gegessen, und gegen Morgen stark geschwitzt habe. Die Wunden hätten gut und stark geeitert, der Puls sey voll, weich und etwas geschwind gewesen. Die nöthige Oeffnung sey erfolgt, auch sey der Urin verhältniſsmäſsig abgegangen; nur habe der Kranke über Durst geklagt, welchen ich der Wirkung der Belladonna zuschrieb. Nach Tische fuhr ich selbst wieder nach Loburg, so wie ich dies die ersten neun Tage that, und fand zu meiner Freude den Kranken am Zeichenbrett beschäftigt, heiter und muthvoll. Ich lieſs sogleich den Wundarzt rufen, um heute die Wunden zu sehen, und mich nochmals pünktlich nach allem zu erkundigen, und mit dem Manne fernere Abrede zu nehmen. Der Puls des Kranken war heute Nachmittag beinahe ganz natürlich, die Zunge feucht und rein, im Hals und der Rachenhöle nichts widernatürliches, auch dunstete der Kranke ganz sanft bei einer weichen schlaffen Haut; den Mittag hatte er mit Appetit gegessen und getrunken, war auch übrigens sehr heiter und gesprächig gewesen. Bei Besichtigung der Wunden fand sich nichts auffallendes oder verändertes, sie suppurirten stark, und der

Kranke hatte nur überspringende Schmerzen, so oft ihn der Wundarzt verband. Ich liefs alles fortsetzen, und bat den Wundarzt nur, mir bei der geringsten Veränderung Nachricht zu geben. Auch rieth ich, täglich mit dem Belladonnapulver zu einem halben Gran zu steigen. Da ich heute alles so erwünscht fand, so suchte ich den Kranken noch mehr zu beruhigen, und reiste ab. Tages darauf sahe ich den Kranken wieder, er war in sich gekehrt und verdrüfslich. Ich erschrak schon bei dem Anblicke, und glaubte Folgen des Bisses zu bemerken; allein die Eltern erzählten mir, dafs er sich heute Morgen über den Verlust irgend eines zu seinen Zeichnungen gehörigen Instruments geärgert habe; übrigens aber sey bis diesen Augenblick alles erwünscht gegangen. Unter diesen Umständen bat ich sehr, gegen alles, was unangenehme Gefühle und Eindrücke hervorbringen und erwecken möchte, sorgfältig wachsam zu seyn, auch alle Erzählungen, die vorzüglich den Hund und dessen ferneres Benehmen angingen, zu vermeiden. Ich suchte daher, indem ich dem Kranken ein anderes Instrument versprach, ihn aufzuheiten, indem übrigens nichts seit gestern vorgefallen war,

was die Sache verändert hätte. Auch hatte der Wundarzt heute die Gabe des Pulvers, meiner Vorschrift gemäfs, erhöht; die Nacht hindurch hatte der Kranke viel geschwitzt, und einen dicken Urin abgelassen, der wohl die Folge eines durch die Canthariden gereizten Zustandes war. Der Puls war schneller als gestern, die Zunge feucht, rein und natürlich, das Schlucken ungestört, der Appetit war durch den unangenehmen Vorfall und seines deshalb gehabten Verdrusses heute nicht so, wie gestern, gewesen; getrunken hatte der Kranke mäfsig; nur klagte er, dafs ihm die Auflösung des alkalischen Salzes unangenehm sey. Ich redete ihm darüber zu, und so liefs er sich's gefallen. Es war mir doch auffallend, dafs der Kranke vom Gebrauch der Belladonna nicht die mindeste Empfindung, weder im Halse, noch vor den Augen, u. s. f. äufserte, weshalb ich auch zum Wundarzt sagte, so lange mit dem Vermehren der Dosen fortzufahren, bis dafs sich irgend eine vom Genufs des Pulvers sich ereignende Empfindung äufserte, und so wurde also auf diese Weise bis zur Dose von vier Gran gestiegen, die erst ein Flimmern

und Blitzen vor den Augen verursachte. Ganzer neun Tage wurde der Kranke von mir besucht und durch meine tägliche Gegenwart beobachtet. In diesem Zeitraume trug sich auch nicht das mindeste zu, welches den Ausbruch einer zu befürchtenden Hydrophobie vermuthen liefs. Ich besuchte den Kranken am neunten Tage, und er war völlig wohl: ich rieth daher die Wunden bis zum vierzigsten Tage eitern zu lassen, und mit der Verordnung in Absicht der Arzneien und der Diät strenge fortzufahren. Ich selbst versprach, wenn nichts aufserordentliches vorfallen würde, ihn von nun an alle Woche zweimahl zu besuchen, auch rieth ich, da die Tage schön waren, den Kranken etwas in die Luft zu führen, nur Oerter und Gegenden zu meiden, wo sich Gewässer befänden. Ferner alle Woche ein gelindes, aus *Manna* und *Sennesblättern* bestehendes, abführendes Mittel zu geben. Dies rieth ich vorzüglich deshalb, um den Kranken, den ich in seinem Knabenalter schon so häufig an Wurmzufällen mit epileptischen Zuckungen behandelt hatte, und der ein gewaltiger Esser war, keine Abdominalreize entwickeln zu lassen, die über

dafs er während dieses ganzen Zeitraums auch nicht einmal über einen Schnupfen geklagt hat.

So wenig ich überzeugt bin, dafs bei dem Ausbruche jener fürchterlichen Krankheit, der Hydrophobie ein wahres Heilmittel statt findet, so sehr bin ich aber auch überzeugt, dafs die äufserliche Kur gleich nach frischer That, als Schutzmittel das mehreste vermag. Der Gebrauch innerer Mittel ist nach meinem Begriffe nöthig, um jenes äufsere Verfahren zu unterstützen; allein ob nicht der Zufall auch hier bald dieses, bald jenes Mittel für dieses und jenes Individuum das wirksamste das gerade *hier* angewendet ward, war. Besondere Mittel haben wir durchaus so lange noch nicht, so lange wir noch nicht wissen, worinn das Wuthgift bestehe. Bei dieser Gelegenheit suchte ich als Arzt in allen Büchern, die ich hatte Trost; fand aber leider! wenig. *Andry's* klassisches Werk habe ich eben so aufmerksam studirt, als *Rougemont*. — Ich bin aber auch überzeugt, dafs ein Subjekt vor dem andern, so wie bei andern Krankheitszufällen, mehr zur Aufnahme eines

stoffes empfänglicher ist, als das andere. Höchst wahrscheinlich gehörte mein Kranker auch zu dieser Klasse; denn schon als Knabe war er mehr phlegmatisch und gegen so manches, was der Jugend Freude macht, indolent. Wollte man ja einwenden, der übergezogene Strumpf habe bereits den gröſsten Theil des Speichels vom Hunde aufgenommen, und es sey nur der verletzende Zahn durch die Haut ins Fleisch gedrungen, so war doch erstlich die Verwundung, die in drei verschiedenen Löchern bestand, gewiſs einige Pariser Linien tief eingedrungen, hatte geblutet; und dann kann wohl das Abwischen durch den Strumpf nicht so exact seyn, daſs nicht ein halbes Tröpfchen an den Zähnen selbst könnte hängen geblieben seyn; und wer weiſs nicht daſs zur Impfung eines Stoffes so wenig erfordert wird, daſs es keiner Angabe werth ist, und ist und wird wirksam. Daſs ich bei meinem Kranken die *Belladonna* wählte, war Zufall und Erinnerung an *Mönchs* Beobachtungen. Hätte H. *Harles* sein Werk über die *Datura Strammonium*, schon der Welt überliefert gehabt, vielleicht hätte ich dies wirksame Mittel ergriffen. Kurz ich habe die Freude, einen

Menschen erhalten zu sehen, und das scheufsliche einer schrecklichen Krankheit nicht erlebt; dafür Dank der Vorsehung!

Auf Spekulationen, auf das *Wie* und *Warum*, bei dieser Krankheit, und den Wirkungen des Bisses, habe ich mich nicht einlassen wollen, weil jeder doch nur *hypothetisch*, und nach Lieblingsideen hierbei urtheilt. Sey die Hundswuth mit dem Staar- oder Wundkrampf, oder mit einer im Gehirn vorgehenden Veränderung u. s. f. zu vergleichen, gilt mir in der praktischen Anwendung gleich, und bevor ich nicht weifs, mit welchem Gifte ich seiner Natur nach zu kämpfen habe, so heifst dies, *den Schatten haschen*, und nichts *positives* festsetzen!

V.

Epidemische Gelbsucht in den Jahren 1807 und 1808,

beobachtet

von

Dr. L. Mende,
akademischem Lehrer in Greifswald.

Die Gelbsucht ist im schwedischen Pommern und besonders in Greifswald, eine seltene Krankheit. In einem Zeitraum von 6 Jahren hatte ich keine Gelegenheit sie als eigene Form zu beobachten; selten als Zufall. — Im Jahre 1807 zeigte sie sich zuerst einzeln, späterhin wurde sie mehr allgemein, entweder in Verbindung mit andern oft verschiedenartigen Krankheiten, z. B. Pneumonie, oder, was öfter der Fall war, für sich bestehend unter mannichfach veränderter Gestalt. — Im November und December 1807

und im Januar und Februar 1808 wurde sie so häufig und befiel Personen, die unter günstigen Umständen sich keinen Schädlichkeiten ausgesetzt hatten, die man sonst als Ursachen dieser Krankheit angiebt, so daſs man nun den epidemischen Ursprung derselben nicht wohl mehr bezweifeln durfte.

Die politischen Begebenheiten und deren Folgen für unser Ländchen, die Angst, Schrekken und fortdauernde Sorgen mit sich brachten, könnten vielleicht die allgemeine Verbreitung der Gelbsucht begünstigt haben, doch die Krankheit befiel am meisten solche Leute, die an den Weltbegebenheiten und an dem Schicksale Pommerns wenig Theil nahmen. Ausländer, Studierende, junge dienende Kaufleute, männliche und weibliche Dienstbothen finde ich in meinem Tagebuche als Gelbsüchtige aufgezeichnet, und verhältniſsmäſsig sehr wenige Hausväter und Hausmütter.

Die Lage der Stadt Greifswald an einem schiffbaren Strome, der rings umher Niederungen hat und Wiesen bewässert, und die Nähe der Ostsee, dürften eine endemische Ursache vermuthen lassen, wenn nicht die

groſse

große Seltenheit dieser Krankheit in den vorhergehenden Jahren dieser Vermuthung entgegenstände. — Es ist freilich wahr, daſs seit einiger Zeit Wechselfieber bei uns häufiger geworden, daſs Ruhren, die in Decennien sonst kaum einmal sporadisch vorkamen, neuerlichst heftig wütheten, und dies zu einer Zeit, wo die alten halbverwachsenen Stadtgräben, die nicht hinreichend gereinigt werden konnten, besonders auf den Promenaden einen heftigen Gestank verbreiteten; dem ohngeachtet kann darin nicht allein die Schuld liegen, da auf dem platten Lande dieselben Krankheiten noch bösartiger herrschten, und überdies auch dieselben Umstände schon früher und öfter dieselben Schädlichkeiten erzeugt hatten, ohne diese Uebel bei uns zu bewirken. Die sonst sehr gute Bauart unserer kleinen Stadt, die geräumige Häuser, breite und gerade Straſsen und viele freie Plätze hat; die herrschende Reinlichkeit, die Menge der Gärten umher und die sehr hohe Kultur der nahe liegenden Aecker, begünstigen überdies keine Art von Endemieen, und gewähren dem Bewohner einen gesunden Wohnsitz.

Das Wetter war im Sommer 1807 ziemlich klar, warm und beständig. Der Mai brachte zeitig schönes Wetter mit ungewöhnlicher Wärme und Gewitterluft. Nach einem schwachen Gewitter wurde es aber wieder regnigt und kalt. Mit Anfang des Junius herrschten Süd- und Westwinde bei warmer und heiterer (Thermometer nach Fahrenh. 65, nach Reaumur + 14°, 14½°) Luft, nach dem 12ten aber wurde die Witterung bei nordwestlichen Winden wieder regnigt und kalt (+ 10° Reaumur). Der Julius, und der eigentliche Sommer und Vorherbst hatten beständiges Wetter, aber keine übermäſsige Hitze, Gewitter waren selten. Das naſskalte, stürmische Wetter kam erst im October, worauf ein gelinder Winter folgte.

Ohnerachtet dieser günstigen Witterung war die Zahl der Kranken bedeutend. Besonders heftig wüthete die Ruhr, eine, wie schon erinnert, bei uns seltene Krankheit.

Auffallend blieb der Charakter aller der in ihrer Form verschiedenen Krankheiten, durch das ganze Jahr im Allgemeinen derselbe, und auch in der herrschenden Gelbsucht konnte man ihn wieder erkennen. —

m damit näher bekannt zu machen, ob sich ie Entstehung der Gelbsucht vielleicht daras erklären liefse, gebe ich eine Uebersicht es Verhältnisses der einzelnen Krankheitsormen unter einander, so wie es sich wähend des ganzen Jahres darstellte. Ich wäh- dazu hundert Personen, die an hitzigen rankheiten litten, meistens *) aus dem klinischen Institut, dem ich vorstehe. So wie nter diesen das Verhältnifs der Krankheien gegen einander war, so habe ich es überaupt gefunden.

*) Eigentlich sind alle aus dem klinischen Institut behandelt worden, nur haben sie nicht Alle freie Arzeneien bekommen. Ich habe die Einrichtung getroffen, dafs auch nicht ganz Arme, die wohl Arzeneien bezahlen können, denen aber die zu gleicher Zeit erforderliche Belohnung des Arztes zu schwer fällt, wenigstens durch das Institut die ärztlichen Besuche und Verordnungen unentgeldlich haben. Bei der Gelbsucht mufs ich indessen auch auf die Kranken aus meiner Privatpraxis zugleich einen Blick werfen, da die Einrichtung des Instituts doch nicht erlaubte, so viele Kranke fast der nemlichen Art zu gleicher Zeit aufzunehmen, wenn diese auch für den geübten Beobachter merkwürdige Eigenheiten darstellten. Die meisten Kranken waren überdies von der Art, dafs die Behandlung aus dem Klinikum ihren Umständen nicht angemessen war, und sie daher auch den Besuch mehrerer jungen Aerzte sehr unschicklich gefunden haben würden.

Ich nehme immer zwei Monate zusammen aus dem Register des Tagebuchs, weil viele Krankheiten nicht in einem Monate beendigt wurden, und die Zahl der Aufgenommenen in den verschiedenen Monaten deshalb manchmal sehr differirte. Bei zwei Monaten zusammen kam die Zahl dann ziemlich wieder ins Gleichgewicht. Mit Fleiſs habe ich nur hundert Kranke genommen, um nur solche zu haben, deren Uebelseyns-Form recht ausgebildet war, überdies entscheidet die Zahl weiter nichts, da es nur auf das Verhältniſs gegen einander ankommt, und dies ist bei hunderten eben dasselbe, wie bei einer zehnfach verdoppelten Summe.

Im *Januar* und *Februar* litten,

am einfachen Fluſsfieber	2
nervösen Fluſsfieber	1
nervöser Pneumonie	3
Rose — —	1
Keichhusten —	1
Wechselfieber —	1

Im *März* und *April*,

am einfachen Fluſsfieber	3
nervösen Fluſsfieber	2
Nervenfieber	2
demselben mit Pneumonie	1
Durchfall	1

Im *May* und *Junius*,

an rheumatischer Augenentzündung	1
rheumatischer Pneumonie	4
galligtem Flufsfieber	1
Wechselfieber	9
Gelbsucht	1
Nervenfieber	1
— — mit Pneumonie	1

Im *Julius* und *August*,

an rheumatischer Halsentzündung	1
Flufsfieber	1
Wechselfieber	5
Gallenfieber	1
Durchfall	2
Brechdurchfall (*Cholera*)	1
Ruhr	[illegible]
Gelbsucht	1
Nervenfieber	4
— — mit Pneumonie	1
Keichhusten	1

Im *September* und *October*,

am Flufsfieber	1
Masern	2
Keichhusten	1
Wechselfieber	1
Durchfall	3
Ruhr	17
Nervenfieber	3

Im *November* und *December*,

am Flufsfieber	3

Durchfall	3
Nervenfieber	2
Ruhr	2
Gelbsucht	6

Die Zahl der übrigen hier nicht gezählten Kranken betrug acht. Die Gelbsüchtigen machen also den 4ten Theil aller Kranken in diesen beiden Monaten aus, ein Verhältnifs, das sich auch in der Privatpraxis bestätigte.

Im Januar waren von 17 Kranken vier gelbsüchtig; im Februar von 17 nur drei; im März von 22 Kranken wiederum drei; und im April war unter zwanzig Kranken nur noch Einer gelbsüchtig. Bis zum Februar 1809 meldete sich darauf weiter kein Kranker dieser Art.

Bis zum Julius war der Charakter aller Krankheiten durchaus rheumatisch-catarrhalisch. Alle hatten einen unregelmäfsigen Typus, Schaudern und Hitze wechselten, die Hautfunction war beständig krankhaft ergriffen, meistens unterdrückt, und die Schleimhaut in der Nase, den Schädelhöhlen, Rachen, Luftröhre, litt entweder vom Anfange, oder im Verlaufe und gegen das Ende der Krankheiten, so dafs ihre Absonderungen fast kri-

tisch erschienen. Selbst die Nervenfieber-Kranken klagten anfangs über Schnupfen und Schnupfen-Kopfweh, und die Nase war trokken. Wenn diese zu fließen anfing, so hörte die Betäubung und der heftige Kopfschmerz meistens auf.

Zur Behandlung bedurfte man durchaus des Flieders, Salmiaks, der Serpentaria, Arnica, des Minderers Spiritus, des flüchtigen Laugensalzes, Kampfers und Moschus. Antimonial-Mittel wurden im Allgemeinen nicht so wohl vertragen. Das Wechselfieber war noch leicht, und ich habe die meisten Kranken durch ein Brechmittel und Salmiak geheilt.

Im Julius und August wurden die Wechselfieber schon hartnäckiger, die Nervenfieber heftiger und mehr gefährlich. Der Darmkanal war speciell ergriffen, und so wie im Junius die Aeufserung der rheumatischen Constitution durch Seitenstechen und specielle Brustaffectionen geschahe, so jetzt durch Durchfälle und Ruhren. Der Charakter und die Behandlung blieb fast die nämliche. Gelbsucht kam sporadisch bei Einem und Anderm mit nicht merklichem Uebelbefinden.

In den zwei folgenden Monaten verschlang die Ruhr alle andere rheumatische Formen und das Wechselfieber, sie wurde äufserst hartnäckig und schienen bisweilen das Rheumatische mit dem Eigenthümlichen des Intermittirfiebers zu vereinigen. — Ein Hauptmittel zur Heilung dieser Krankheit war der Kampfer.

Im November und December hatten wir es mit den Folgen der Ruhr, und mit einfachen oder gallichten Flufs- und Nervenfiebern hauptsächlich zu thun.

Die *Gelbsucht*, die jetzt allgemeiner wurde, befiel ohne Unterschied Leute, die vorher nicht krank gewesen waren. Sie begann mit einem Frösteln, oder wenigstens mit gröfserer Empfindlichkeit gegen die äufsere kalte Luft, nicht ohne ein Gefühl von Unbehagen. Der Appetit verminderte sich bei reiner Zunge, und die Leibesöffnung war minder regelmäfsig wie gewöhnlich, bald Verstopfung, bald Durchfall. Der nächtliche Schlaf war dumpf, schwer und wenig erquikkend, so dafs auch den Tag über Müdigkeit und Neigung zum Schlaf fortdauerte. Diese Unbequemlichkeiten waren, wenige Fälle aus-

genommen, so geringe, daſs die Kranken dabei herumgingen und ihre Geschäfte betrieben.

Gegen den dritten Tag klagten sie indessen über Druck und Spannen in den Präcordien, und die vorher reine Zunge war mit Schleim belegt. Nach einer unruhigen Nacht, oft mit einem kleinen Schweiſse, erschien am 4ten oder 5ten Tage die Hautoberfläche gelb gefärbt. Das Weiſse in den Augen wurde zuerst gelblich und diejenigen Körperstellen, die mit einer feinern Haut bedeckt waren. Nach und nach hob sich die Farbe und verbreitete sich allgemein, doch sahe ich sie nie ganz dunkel und ins Braune übergehend. Der Urin war gelb und färbte, der Stuhlgang hart und weiſslich, doch eben so oft auch in Hinsicht der Farbe, wie im gesunden Zustande.

Nach dem Ausbruch der gelben Farbe befanden die Kranken sich leidlicher wie vorher, wenigstens verschwand die Müdigkeit und das allgemeine Unbehagen; der Druck in den Präcordien minderte sich indessen nur allmählig.

Am 11, 14ten oder gegen den 17ten Tag

war die Krankheit bis auf die gelbe Farbe meistens überstanden. Letztere verblich erst in einigen Wochen, ja an den bedeckten Stellen des Körpers, am Halse, an der innern Seite der Arme, der Schenkel, erhielt sie sich selbst Monate lang.

Eigentliche Krisen konnte man nicht bemerken, doch schwitzten die Kranken ungewöhnlich, besonders des Nachts, der Urin wurde trübe, und bei Einigen kam auch Diarrhoe. — So zeigte sich die einfache gelindeste Form der Gelbsucht, ohne Fieber; eine leichte Krankheit,*) die kaum Arzeneien forderte, und bei guter Diät ohne Nachtheile schwand.

Zartere Constitutionen hatten im Anfange, noch ehe der Körper gelb wurde, Uebelkeiten, mit Ermattung und selbst Ohnmachten. Die Zunge war rein, trocken und roth, der Geschmack aber nicht übel, obgleich der Genuſs, ja der bloſse Anblick von Speisen und Getränken die Uebelkeiten vermehrten. — Brechmittel erregten ein fruchtloses Würgen, geringe Schleimausleerungen durch den

*) *Marie Sch...s*, 19 Jahr alt, wurde während der Gelbsucht schwanger, und gebar zur rechten Zeit ein ausgetragenes gesundes Kind.

Mund, aber wässeriche Durchfälle. Der ganze Zustand wurde verschlimmert, ohne Verminderung des hervorstechenden Zufalls.

Vortrefflich wirkte unter diesen Umständen eine Rivetische Portion, *) mit einer Infusion von Valeriana, nach den Umständen mit oder ohne Opium. Mit der Verbreitung der gelben Farbe verschwand die Neigung zum Brechen, und auch diesen Kranken bekamen dann bittere Extracte, mit Tartarus tartarisatus, Purgiersalzen, oder mit versüfsten Säuren, in Krausemünz-Wasser, Chamillen- oder Baldrian-Aufgüssen aufgelöst nach den Umständen sehr wohl. Bei der ganz gelinden Form konnten diese Mittel sogleich

*) Ich verordnete sie nach folgenden Vorschriften. N. 1. Rec. *Rad. Valer. s. Unc.* ½ *inf. Aquae fervid. Unc. v. st. ad ref. Col. adde Muriat. Tartar. pur. Scrup. j. — Drachm. j. Succ. citri. q. s. ad satur. Syrup. cujusd. — M. D. S. Alle Stunden* 1 *Efslöffel voll zu nehmen.*

oder Nr. 2. Rec. *Rad. Valer. C. Unc.* ½ *inf. Aquae fervid. Unc. v. st. ad ref. Col. add. Sal. volat. corn. cervi. Scrup.* ½ *— Drachm.* ½ *Succi citri. q. s. ad sat. Laud. liquid. S. gtt. x. xv. xx. Syrupi cujusd. — M. D. S. ut. p.*

Bei sehr trockner Haut, und grofser Empfindlichkeit des Magens, wählte ich die letztere Mischung.

angewendet werden, ohne vorhergehenden Gebrauch des Riverischen Tranks.

Hatte die grofse Empfindlichkeit des Magens sich verloren, so liefs ich Abends ein Doversches Pulver (5 Gran) mit oder ohne Kampfer nehmen, wonach die Kranken nach gelindem Schweifse sich am Morgen sehr wohl befanden. Der ganze Verlauf des Uebels wurde dadurch abgekürzt. Stärkender Mittel bedurfte es nachher nicht, wohl aber einer nährenden Diät und eines guten Weins, um dem Kranken bald zum vollen Gebrauch seiner Kräfte zu verhelfen.

Die zweite Form war die einfache Gelbsucht mit Fieber. Die Kranken hatten sich offenbar vorher erkältet, und wurden von einem Flufsfieber befallen, dafs anfangs von dem gewöhnlichen nicht abwich, und schon am 4ten oder 5ten Morgen verschwunden war. Gegen Abend aber schauderte der Kranke wieder, im Bette und zugedeckt wurde es ihm sehr heifs, er schwitzte auch wohl, aber ohne Erleichterung, und fröstelte bei der geringsten Entblöfsung. Der Kopf und Rücken schmerzten, der nächtliche Schlaf war unruhig, von ängstlichen Träumen und

Auffahren unterbrochen. Am Morgen war das Fieber wieder verschwunden, doch blieben Dumpfheit und Schwere des Kopfes und Abgeschlagenheit der Glieder.

Die Dauer des Fiebers ging bis zum 14ten Tage, und die Entscheidung folgte allemal mit Schweiſsen. Die gelbe Farbe hörte nicht sogleich auf, auch fühlten die Kranken sich nachher sehr ermattet, weshalb man die China zur Nachkur nicht entbehren konnte.

In einem einzigen Falle stieg das Fieber zur Höhe eines continuirenden, mit gleichmäſsiger Steigerung der eigenthümlichen Zufälle der Gelbsucht, zu denen sich Nervenzufälle hinzugesellten.

Es ist dies die dritte Form der Gelbsucht, die ich einen *Icterus febrilis nervosus* nennen möchte. Ihre charakteristischen Merkmale wird man leicht aus nachfolgender Krankengeschichte erkennen. —

T. T...s, Gehülfe in einer hiesigen Apotheke, 21 Jahr alt, von einem vollsaftigen doch mehr schlaffen Körperbau, fühlte am 16ten November zuerst Kopfschmerzen und Unbehagen, die er einem bloſsen Schnupfen zuschrieb. Am 17ten hatte er Halsschmerzen

und Uebelkeiten, weshalb er sich selber ein Antimonial-Brechmittel verordnete, das ohne Erleichterung nur wenig Schleim ausleerte. Die Nacht vom 17ten auf den 18ten war sehr unruhig, und am Morgen waren die Mandeln und das Zäpfchen so geschwollen, daſs er fast gar nicht schlingen konnte, und auch beim Athmen, besonders aber beim Reden Schmerzen empfand. Das Fieber schien blos rheumatisch catharrhalisch, mit vollem groſsen Pulse. Ich lieſs jetzt zehn Blutigel um den Hals setzen und sobald der Kranke schlingen konnte, eine Mixtur von englischem Purgiersalz und Manna einnehmen. Am Abend dieses Tages war das Schlingen besser, und nach der Arzeney schon zweimal flüssiger brauner und stinkender Stuhlgang erfolgt. Die Augen schienen gelblich und trübe.

Den 19ten Morgens. Der Kranke hatte sehr unruhig geschlafen, und beklagte sich über lebhaften Kopfschmerz. Das Schlingen ging besser, statt dessen aber war das Athmen schwerer, und mit einem umherziehenden Schmerz in der Brust verbunden. Der Puls war voll, nicht hart, aber schnell, bis achtzig Schläge in der Minute. Obgleich der Kran-

ke seit dem vorigen Abend 11 Uhr nicht mehr eingenommen hatte, dauerte der Durchfall fort. Die Haut war nicht sehr heifs, aber trocken, und alle zartere Stellen, so wie die Augen, gelb gefärbt. Die Zunge roth und trocken, mit vielem Durst, ohne Neigung, aber auch ohne Widerwillen gegen Speisen. Der Druck in den Präcordien fehlte, die eben so wenig wie die Lebergegend, beim Druck schmerzhaft oder angeschwollen erschienen. Ich verordnete jetzt eine einfache Mandel-Emulsion mit Salpeter, zum Getränk dünnen Haferschleim und übrigens Ruhe.

Der Kranke hatte nach 9 Uhr Morgens einige Stunden gut geschlafen, und nachher bis gegen 5 Uhr Abends ruhig zugebracht, ja sogar gelesen. Abends 7 Uhr hatte er viele trockne Hitze, Kopfweh und Beängstigungen. Der Puls war voll und schnell über neunzig Schläge hinaus. Gegen Abend waren zwei reichliche dünne übelriechende Stuhlgänge erfolgt. Die Arzenei wurde nicht verändert, nur die Brust mit caustischem Liniment eingerieben.

In der Nacht wurden die Beklemmung und der Kopfschmerz unerträglich heftig, so

dafs der Kranke beständig aufrecht safs; er bekam Uebelkeiten und vergebliches Würgen, und gegen Morgen starkes Bluten aus der Nase, das wohl 6 bis 8 Unzen Blut ausgeleert hatte. Hierdurch ermüdet, schlief er ein, erwachte aber nach einigen Stunden mit Schwere des Kopfes und großer Mattigkeit. Die Beklemmung hatte ein wenig nachgelassen, die Uebelkeiten dauerten indessen noch fort. — Durchfall einmal. Den 20sten Vormittags 10 Uhr. Die ganze Hautoberfläche dunkelgelb und schmutzig. Der Kranke war sehr niedergeschlagen und erwartete den Tod. Die Haut war trocken und brennend heifs, der Puls schlug über 80 Schläge in der Minute, doch war er kleiner wie vorher und gespannt. Die Beklemmungen erreichten nicht den Grad wie in der Nacht und wechselten mit Schmerz und Beschwerlichkeit im Sprechen und Schlingen. Rothe trockne Zunge, großer Durst, Uebligkeiten, vergebliches Würgen und Durchfall beunruhigten den Kranken sehr. Der Urin gelb und trübe, doch sparsam.

Ich verordnete einen schwachen Baldrianaufgufs mit Laudanum, und liefs guten Wein unter das Getränk mischen.

Abends

Abends 6 Uhr. Der Kranke hatte wie-
r geblutet, reichlich zwei Kaffeetassen voll.
as Blut war schwarz und fast krümlich. Er
he sehr roth und strotzend im Gesichte
is, wodurch mit der gelben Farbe ein son-
erbarer Contrast entstand. Das Athmen
ar tief aber schwer, der Kopf eingenom-
en und verwirrt. Der Durchfall hatte nach-
lassen, aber die Uebelkeiten dauerten fort.
er Pulsschlag war nicht viel über 80 in ei-
er Minute, aber hart und gespannt ohne
... zu seyn. Zur Nacht wurde die Rive-
... Potion Nr. 2 verordnet. Zum Getränk
...schleim mit Vitriolsäure. —

Den 21sten 7 Uhr. Ich wurde schleunig
rufen, da der Kranke stark aus dem Mun-
e und der Nase blutete und dabei immer
hrie "man solle ihm doch den Stein aus
dem Magen nehmen." Gesichtsmuskeln
und Hände zuckten krampfhaft, und sein
ganzes Wesen drückte große innere Angst
aus. — Kalte Umschläge von Essig und
Wasser über den Kopf und Gesicht, und war-
me geistige Krausemünz-Umschläge um den
Unterleib stillten die Blutung, und einige
Gaben von vegetabilischem Liquor mit Lau-

danum beruhigten den Kranken. Man legte Syanpismen auf beide Waden. Während der Nacht trat ein Zustand von Betäubung ein, aus dem der Leidende nur einige Male mit Geschrei auffuhr, vergeblich zu brechen versuchte, dabei mit den Händen in den Unterleib hineindrückte und über Angst schrie, nachher aber wieder in die Betäubung verfiel. Arzeneien hatte der Kranke nicht nehmen wollen. Gegen Morgen einmal Durchfall.

Morgens 10 Uhr. Der Kranke war ruhig, klagte aber über groſse Beängstigungen und forderte dringend Hülfe. Er war sehr matt, das volle Gesicht mehr eingefallen und die Augen noch auſser der gelben Farbe trübe. Der Puls war fortdauernd gespannt und voller, als man bei der groſsen Schwäche des Kranken vermuthen durfte. Die Synapismen hatten gezogen, ohne daſs dies eine wohlthätige Veränderung bewirkt hatte.

Ich verordnete einen Aufguſs von der *Serpentaria* mit *Naphtha acet.* und *Laudanum*. Käme das Bluten wieder, so sollte ein Chinadecoct mit Serpentaria Aufguſs, Vitriolsäure und Opium gegeben werden. Synapismus in den Nacken gelegt.

Nachmittags kurzer Schlaf, worauf grofse Angst und Wildheit folgte, so dafs man den Kranken nur mit Mühe im Bette halten konnte. Gegen 4 Uhr wieder Blutung aus der Nase, mit nachfolgender grofser Ermattung. Es wurde China nach der Verordnung angewendet.

Am Abend stille Delirien, manchmal durch ein Geschrei über unnennbare Angst unterbrochen. Der Kranke schlug wiederhohlt und heftig auf die Magengegend. Sehnenhüpfen und Zucken. Es wurde ein Pulver aus 1 Gran Moschus gegeben und damit alle 2 Stunden abwechselnd mit der anderen Arzenei fortgefahren. Bis 10 Uhr geschahe dies, worauf der Kranke in einen Schlaf zu fallen schien. Dieser Zustand täuschte seinen Wächter, einen jungen Wundarzt, der sich nun auch zum Schlafen hinsetzte. Nach eilf Uhr erweckte ihn ein Gepolter und Klingen, indem der Kranke beim Aufspringen aus dem Bette einen Tisch mit Arzenei- und Trinkgläsern umgestofsen hatte. Umsonst suchte der Wächter ihn zu beruhigen, der mit fürchterlichem Geschrei im Zimmer herumtobte, das Licht auslöschte und im Dun-

keln einen großsen Spiegel und die Fenster mit den Fäusten zerschlug.

Dieser Lärm rief die nahe Einquartirung herbei, die mit Licht zu Hülfe eilte. Der Kranke lag jetzt ohnmächtig im Zimmer und blutete an beiden Armen aus den zerschnittenen Gefäſsen der Handwurzel und zugleich aus der Nase. Ins Bette getragen und verbunden verfiel er wieder in Betäubung. Das Nasenbluten hörte auf, weil das geronnene Blut einen Pfropf bildete; demohnerachtet war dasselbe nicht gestillt, sondern das Blut ging durch den Schlund in den Magen, und wurde am Morgen ausgebrochen.

Um 7 Uhr war der Kranke wach, aber höchst erschöpft. Er hatte versucht die Wunden an den Händen wieder aufzureissen, und dies war auch bei einer gelungen, die stark blutete, und die er nicht wieder zubinden lassen wollte. Er erkannte mich beim Eintritt, und mein Zureden bestimmte ihn die Hand zum Verbande hinzugeben. Mit erzwungener lauter Stimme sagte er mir, „jetzt werde ich gleich sterben, gewiſs gleich.„ Er knirschte darauf mit den Zähnen, versuchte sich aufzurichten, sank zurück, dehnte sich aus und starb.

Noch nach dem Tode wurde die gelbe Hautfarbe dunkler und ohnerachtet des kältern Wetters, trat die Fäulnifs sehr schnell ein. Die Section konnte nicht vorgenommen werden. Nach dem Tode dieses Menschen erfuhr ich, dafs derselbe schon vor dreien Jahren wegen eines venerischen Uebels höchst unvorsichtig mit Quecksilber behandelt worden war, ja zu zweien Malen eine ordentliche Salivations-Kur überstanden hatte. Demohnerachtet hatte er noch kurz vor seinem Tode eine periodische Eruption von Pusteln und Geschwüren an den Geschlechtstheilen, gegen die er dann sogleich wieder reichlich Quecksilber gebrauchte. Fast in Verzweiflung hierüber, hatte er in der letzten Zeit auch vielen Branntwein getrunken, doch nie bis zur wirklichen Trunkenheit. Diese vorhergehenden Umstände scheinen mir seine verwickelte Krankengeschichte etwanig aufzuhellen.

Nach den heterogenen Einflüssen, die auf seinen Körper gewirkt hatten, mufsten Irritabilitäts-Anstrengungen mit einer Neigung zur Zerstörung und zur gänzlichen Lähmung der Productivität gleichen Schritt halten, und

hierdurch mufsten auch während seiner Krankheit, die widersprechenden Erscheinungen erzeugt werden. — Der ganze Zustand war schon vorher von der Art, dafs er so nicht länger bestehen konnte, und die epidemische Konstitution gab nun die ganz individuelle Form der progressiven Zerstörung. Dafs diese so schnell erfolgte, daran hatte die Einwirkung der epidemischen Schädlichkeit unbezweifelt Schuld, da sie von der Art war, dafs ihre Wirkung unmittelbar in der ohnedies schon unterliegenden reproductiven Sphäre hervortrat.

Bei epidemischen und mehr noch bei contagiösen Krankheiten, hat man in neuern Zeiten nicht blos die allgemeine Form, sondern auch ihre einzelnen Modificationen, den ganzen Verlauf und sogar den Ausgang derselben auf Rechnung der Epidemie und des Contagiums geschrieben; ja man hat sich dadurch sogar mit Uebergehung der Individualitäten der Kranken zu specifischen Heilplanen verleiten lassen. Dieses Irrthums wegen fällt öfter die Behandlung solcher Krankheitsfälle so unglücklich aus, und die Resultate eines und desselben Heilverfahrens

werden dadurch unter sich so verschieden. Die Entstehung einer Krankheit nach Einwirkung eines Contagiums ist nichts anderes, wie die Wirklichwerdung einer im Organismus als möglich vorgebildeten Entwickelung desselben auf die Einwirkung eines bestimmten äufsern Stoffs. Diese Entwickelung fällt freilich auf die negative Seite des Organischen, indem der krankmachende Stoff, wegen seiner ursprünglichen Beziehung auf jenen, (der eben so wohl in dem Organismus als in ihm ist,) ein höchst differenter und dadurch depotenzirender ist.

Mit epidemischen Krankheiten verhält sich die Sache etwanig verschieden, da hier die äufsere Veranlassung umfassender ist, vielseitiger wirkt, ja oft solche Epidemieen nur die Phänomene allgemeiner Naturoperationen sind, die das Einzelleben als Theil des Ganzen auch in seiner Eigenthümlichkeit nothwendig darstellen mufs.

Viele Epidemieen traten gewifs als Resultate allgemeiner langgehegter Volksvorurtheile und sittlicher Unbilde hervor. Besonders war dies wohl in frühern Zeiten der Fall, da Religion und Staatsverfassung ganzen Völ-

kern eine gemeinsamere Lebensweise, Erziehung und Sitten aufdrängten.

Völkerwanderungen, Kriege, Unterjochungen, selbst plötzliche Staatsveränderungen haben zur Erzeugung solcher epidemischen Uebel mit stiller aber unwiderstehlicher Gewalt gewirkt, deren Spuren man nachher aber nicht weiter nachzufinden wufste. Daselbe geschiehet noch in unsern Zeiten, nur dafs die gröfsere Vereinzelung der verschiedenen Staatsbürger minder allgemeine, und daher auch in ihrem Ursprung schwerer zu enträthselnde Formen zuläfst.

Bewahre uns Gott, dafs die gemeinsame Bedrängnifs nicht mit gemeinsamem Elende allgemeinere Seuchen wieder herbeiführt!

Aller allgemeinern Bestimmungen, deren einige wir blos im Umrisse angedeutet haben, ungeachtet, bleibt dennoch für die besondere Constitution jedes Individuums ein grofser Spielraum, und alle vorlaufende Zerrüttungen werden sich treu in dem Bilde des epidemischen Leidens darstellen, so wie dies durch den vorhergehenden Lebensstand seiner Seits allerdings modificirt werden kann. — Man sieht hieraus, dafs die inflammatori-

schen Wechselfieber des *Burserius*, die dieser gelehrte Arzt ohnedies noch durch eine so wahre Darlegung ihrer möglichen Entstehung unterstützt, nicht zu den Mährchen gehören, so wenig wie die contagiösen Nervenfieber, die gelben Fieber etc., in denen man nach *Richter's*, *Jackson's* und anderer Zeugniſs reichliche Aderlässe nöthig hat.

Von den Verwickelungen der epidemischen Gelbsucht mit andern Krankheiten.

Das Ergriffenseyn des Organischen von andern Schädlichkeiten, und die dadurch entstandenen von der Gelbsucht anscheinend sehr verschiedenen Krankheiten, gewährten gegen diese keinen Schutz. — Die Verbindung chronischer Krankheiten mit der Gelbsucht war sehr gewöhnlich, obgleich man nicht behaupten kann, daſs die Entstehung der letzteren durch das Daseyn der ersteren begünstigt, noch weniger dadurch bedinget würde. Die meisten Gelbsüchtigen waren vorher, wie ich dies schon erinnert habe, völlig gesund.

Bei der Verwickelung der Gicht, der Lustseuche, der Schwindsucht mit der Gelbsucht,

klagten. Einige, die das Bett verlassen wollten, wurden ohnmächtig; der Appetit fehlte, der Stuhlgang war unregelmäſsig, meistens hart, und der abgehende Koth kuglicht und weiſslich gefärbt, der Urin gelb und färbend.

Die Lebergegend und die Präcordien waren nicht allemal aufgetrieben und hart, aber doch beim Druck empfindlich. Der Unterleib gespannt.

Die meisten dieser Kranken hatten schon längere Zeit ein Wechselfieber gehabt, meistens mit Quartantypus, und waren dadurch sehr heruntergekommen. Mit dem Eintritt der Gelbsucht änderte sich häufig der Typus, und wurde unregelmäſsig, so daſs der Anfall nur zwei Tage hinter einander, dann am 4ten und so wieder am 3ten kam. Bei zwei Eheleuten, einem Schuhmacher mit seiner Frau, und bei einer andern Frau, dauerte die Krankheit so noch über 4 Wochen.

Die 46jährige Frau eines vor dem Thore wohnenden Ackersmannes nahm kurz vor dem Anfall ein Brechmittel, bekam während des Frostes heftige Krämpfe, mit der Hitze fiel sie in Raserei und starb in Convulsionen.

Ein Pulver aus versüfstem Quecksilber mit Opium, jedes alle 2 Stunden zu einem halben Gran, nach den Umständen mit einem Gran Kampfer verbunden, wirkte bewundernswürdig schnell und wohlthätig. Ein Aufguss von Flieder oder Baldrian mit Minderers Geist unterstützte die Wirkung. Die Brustbeschwerden endigten mit Auswurf, der gelb gefärbt war, wobei die Kranken reichlich schwitzten. Die gelbe Farbe blieb noch Wochen lang, ohne Uebelbefinden.

Die Aeufserung der Gelbsucht bei dem *Wechselfieber* war verschieden, allemal indessen gesellte sich die erste zu dem letzteren, niemals umgekehrt.

Dem Typus nach waren die meisten Wechselfieber *tertianae*, seltener *quartanae; quotidianae* wurden nicht beobachtet. Die Intermission war entweder ganz rein, oder durch mannichfache Beschwerden getrübt.

Im ersten Fall verhielt es sich mit der Gelbsucht auf folgende Weise.

Noch ehe der Frost kam, mit dem ersten eigenthümlichen fieberhaften Ziehen in den Gliedern, wurden beide untern Augenlieder bis zum untern fühlbaren Rande der Augen-

höhle, die Kehle, und die Präcordialgegend gelblich. Während des Frostes färbten sich die Augen selber, und so nach und nach der ganze Körper. In der Hitze hatte die gelbe Farbe ihre gröſste Höhe erreicht, die aber immer leichter und heller blieb, wie bei den übrigen Gelbsüchtigen. Mit dem Schweiſse verschwand die gelbe Farbe wieder, diese Feuchtigkeit selber blieb dabei farblos. Der Urin war trüb und gelb. Während der Intermission hatte der Kranke seine gewöhnliche Farbe, bis auf einen leisen Anflug unter den Augen und im Weiſsen der Augen.

Eigenthümliche Zufälle fanden sich bei diesem Fieber nicht, es sey dann, daſs ein gänzlicher Mangel des Appetits während der ganzen Krankheit, Verstopfung, der Heftigkeit und Dauer des Fiebers nicht angemessene Ermattung, und sehr unruhige meistens schlaflose Nächte, dazu gerechnet werden dürften. Diese Zufälle waren nicht immer alle zugegen, ja bei einigen spürte man nichts Ungewöhnliches, wie die gelbe Farbe während des Fiebers.

Im zweiten Fall erschien die gelbe Farbe bei einigen im Paroxysmus, bei andern wäh-

und der Apyrexie. War die erste Form dieser Verwickelung vernachläſsigt, so kamen die übrigen gleich zu erwähnenden Zufälle hinzu, und die Farbe wurde constant. Bei manchen bildete sie sich sehr langsam aus, so daſs der Kranke und die Umstehenden anfangs nicht recht wuſsten, was sie davon halten sollten. Mit ihr kam ein besonderes Angstgefühl in die Präcordien, das während des Frostes zu einer fast unerträglichen Höhe stieg, und zu meistens vergeblichen Anstrengungen zum Brechen reizte. Während der Hitze fabelten die Kranken, warfen sich unruhig umher oder schliefen betäubt, wobei die Glieder unwillkührlich zuckten und die Gesichtsmuskeln krampfhaft verzogen wurden. Der Nachlaſs trat gewöhnlich mit einem Durchfall ein. Auch Schweiſs erfolgte, der sechs, acht, ja zwölf Stunden anhielt und den Kranken sehr schwächte. Nur bei Einigen wurde dadurch die Wäsche gefärbt, hauptsächlich am Halse und unter den Armen. In der fieberfreien Zeit veränderte sich die gelbe Farbe nicht, der Puls blieb schnell, aber weich und klein, die Kranken waren sehr unmuthig und matt, wobei sie über Spannung in den Präcordien und Kopfschmerzen

ren gezwungen waren als die innern Secretionen erzeugten. Unter dieser Behandlung genasen alle Kranke, die nicht zu spät sich meiner Behandlung anvertrauten, und meinen Vorschriften Folge leisteten. Die gelbe Farbe verblich nach überstandenem Fieber allmählig.

Verstopfung der Eingeweide, der Leber oder der Milz verrieth sich bei aufmerksamer Betrachtung durch eine graue erdfarbne Modification der gelben Farbe. In der Lebergegend und links unter den kurzen Rippen und falschen Rippenknorpeln, fühlte man deutlich harte Geschwülste, deren Druck für den Kranken schmerzhaft war. Ein dumpfer Schmerz und ein Gefühl von Schwere bezeichnete ohnedies diese Stellen. Der sehr gefärbte Urin floſs sparsam, wobei die Füſse bis zu den Knieen wassersüchtig angeschwollen waren.

Das Wechselfieber war in seinen Anfällen sehr unregelmäſsig, und hatte keine ganz freien Zeiträume zwischen denselben. Oft hatte die Krankheit Tage hindurch die Gestalt eines schleichenden Fiebers und plötzlich erschien dann mit schütterndem Frost wieder-

um ein förmlicher Wechselfieber-Anfall. Einige Kranke hatten hierbei noch etwanige Eſslust, andern fehlte sie. Bei beiden kamen dennoch aber periodische Zufälle von angehäuften Unreinigkeiten im Magen, belegte Zunge, Aufstoſsen, scharfes saures, ranziges; beständige Uebelkeit und Erbrechen eines weissen oder spangrünen Schleims der oft scharf war und Brennen im Halse verursachte. Auch nach dem Erbrechen hielt das Würgen an. Dies ereignète sich gemeiniglich bei dem Eintritt des Fieberfrostes.

Meine Behandlung war auch hier sehr einfach. Sie bestand, besondere Fälle ausgenommen, in fortgesetzter Anwendung des zusammengesetzten Riverischen Tranks, wobei alle 3 Stunden $\frac{1}{4}$tel Gran versüſsten Quecksilbers mit Opium und später nach beschränkter Sekretion im Darmkanal mit Kampfer gegeben wurde. Aeuſserlich lieſs ich Merkurialsalben mit Kajeput-Oehl in den Unterleib einreiben, und Krausemünz-Umschläge mit Branntwein angefeuchtet, auf den Unterleib und die Lebergegend legen. Bei groſser Härte und Empfindlichkeit letzterer, wählte ich anfangs Umschläge von Schierling und Tollkirschenkraut.

Waren die Zufälle, durch die erwähnten Unreinigkeiten im Magen veranlafst, dringend, so liefs ich laues Wasser reichlich trinken, wobei alle anderen Arzeneien ausgesetzt wurden. Kam dies farblos und mit weniger Schleim vermischt, doch aber noch immer säuerlich durch das Erbrechen wieder hervor, so gab ich nun eine Auflösung von *Sal. absynthii* und *Extract. absynthii*, bis alle Säure sich verlohren hatte, und darauf dann gleich wieder Quecksilber. Bei Einigen verschwand hierbei sogar das Wechselfieber, ohne den Gebrauch der Perurinde. Bei Allen wurde es indessen regelmäfsiger und kehrte zu seinem anfänglichen Typus zurück. Die fühlbaren harten Geschwülste im Unterleibe verlohren sich, dessen ganzer Umfang bei reichlichem Harnflufse und meistens breyigen Stuhlgängen von seiner Gespanntheit nachliefs. Die Füfse wurden dünner, aber sehr langsam und mit schmerzhaftem Zucken.

Das noch übrig gebliebene Fieber konnte nun mit der China wie ein gewöhnliches behandelt werden, deren Wirkung indessen durch flüchtige schweifstreibende Mittel befördert wurde. Letztere dienten hauptsächlich zur Vertilgung der Reste der Gelbsucht.

Die Verwickelung des *Nervenfiebers* mit der Gelbsucht hatte ich nur einmal Gelegenheit mit hinreichender Genauigkeit zu beobachten. Die Krankheit bestand in einer sogenannten *febris nervosa versatilis* bei einer 36jährigen Frau, die so eben das Kindbette verlassen hatte und unter dürftigen Umständen einen Säugling von 5 Wochen stillte. Dieser starb am 6ten Tage ihrer Krankheit, da die Absonderung der Milch in ihren Brüsten schon sehr sparsam geworden war, wahrscheinlich wegen Mangel an guter Nahrung und ordentlicher Wartung. In der Nacht darauf bekam die Frau vollkommene Verstandesverwirrungen, von denen sie vorher bei einer noch deutlichen Exacerbation nur leichte Anfälle gehabt hatte, und (ein nicht ganz häufiger Umstand) redete beständig in Versen, da sie doch, als eine arme geringe Person, vorher keine andere Verse gekannt hatte, als die Reime ihres Gesangbuchs. Hiermit trat zugleich ein beständiges Würgen ein, wodurch mit vieler Anstrengung eine spangrüne scharfe Feuchtigkeit sparsam ausgeleert wurde. Stuhlgang fehlte. Die Haut war am Morgen trocken, heiſs, und auf dem Gesicht, den Brüsten, und an allen zarten Stellen, so

wie die Bindehaut des Auges, gelblich. Aus den welken Brüsten kamen einige Tropfen gelber Feuchtigkeit, die aber nicht bitter schmeckten, der Urin war gelb, dick und sparsam. Der Schlaf fehlte ganz, und wenn die Augen sich aus Ermattung schlossen, so fuhr die Kranke nach einigen Minuten wieder mit Geschrei auf und drückte mit Gewalt in die Magengegend, stampfte mit den Füſsen gegen das Bett und bemühte sich aufzuspringen. Nach dieser Anstrengung kam dann sogleich wieder Erbrechen.

Ohnerachtet der sorgfältigsten Behandlung sanken die Kräfte täglich mehr, das Erbrechen wurde zwar leichter, aber noch öfter und zuletzt fast unausgesetzt, wobei eine dunkelgrüne und zuletzt eine dunkelbraune krümlichte Feuchtigkeit in groſser Menge ausgeleert wurde. Statt der Verstopfung kam Durchfall, durch den eine ganz gleiche, doch mehr gallertige Feuchtigkeit, wie durch das Erbrechen, maaſsweise abging. Zuletzt wurden die Excremente nach Beschaffenheit und Farbe, wie verhaltenes, geronnenes, schwarzes Blut, und stanken aaſshaft. Die Hautfarbe wurde dunkler, das *Weiſse* im Auge

aber gegen das Ende der Krankheit mehr graulich. Die Haut blieb trocken bis am Abend der Todesnacht, und in den drei letzten Tagen floſs gar kein Urin, es sey denn, daſs er unmerklich mit den Darmausleerungen in das Bette geflossen sey, wo man ihn aber doch durch seine hervorstechende gelbe Farbe, die sich der Leinewand mitgetheilt hätte, erkennen müssen.

Am 9ten December 1807, als am 7ten Tage der ganzen Krankheit, erschien die gelbe Farbe und das Erbrechen. Am 11ten wurden die Ausleerungen reichlicher, auch durch den After als Durchfall, die bis zum 13ten zwar dunkler wurden, aber immer noch einen Anstrich von grün behielten, fast wie nicht zerriebenes, sondern nur mit weniger Feuchtigkeit zerdrücktes Saftgrün. Vom 14ten an bemerkte man keinen Abgang des Urins, ohne daſs die Blasengegend gespannt gewesen wäre. Die Kranke bediente sich noch eines Nachtstuhls. Seit dem 14ten Abends ging der Koth unbewuſst ab. Die Ausleerungen durch den Mund waren braun, wie Kaffeesatz, aber geruchlos, die durch den Stuhl wie schwarzes geronnenes Blut.

Am 17ten Nachmittags kam zum erstenmal seit Eintritt des Erbrechens, nach einer starken Ausleerung von oben und unten, ein ruhiger Schlaf, der über zwei Stunden dauerte, während dessen die Haut feucht wurde, so daſs sogar die Leinewand am Halse und unter den Armen davon gefärbt war. Beim Erwachen forderte die Kranke ihre Mutter und fragte nach ihrem verstorbenen Kinde. Sie begehrte gereinigt zu werden, richtete sich auf die Kniee und lieſs, von der Mutter unterstützt, wohl zwei Theeköpfe voll klaren wenig gefärbten Urin.

Wieder in das gereinigte Bette gelegt, verfiel sie in einen Sopor. Die Oberfläche des Körpers war gegen 7 Uhr Abends kalt, mit klebrichtem Schweiſse bedeckt, und der Schlaf so tief, daſs weder Schreien noch Rütteln sie daraus erwecken konnten. Der Puls war aussetzend und kaum zu fühlen. Gegen 11 Uhr schien ein Anfall des Erbrechens eintreten zu wollen, die Kranke erhob sich gewaltsam, sank zurück und war todt. Im Munde fand man noch eine schwarze Feuchtigkeit. Auch das Bette war wieder verunreinigt, vielleicht von der stinkenden schwar-

zen Unreinigkeit, die nach dem Tode noch aus dem After hervorgedrungen war.

Man hatte die Leiche bis zum Morgen im Bette gelassen, wodurch die schnell fortschreitende Fäulniſs in diesem kurzen Zeitraume auſserordentlich begünstigt wurde, so daſs man, um die übrigen Hausbewohner und Nachbaren nicht in Gefahr zu setzen, das Begräbniſs noch an demselben Tage besorgen muſste. An eine Section war nicht zu denken.

Von Ansteckung war keine Spur, weder an den Wärterinnen, noch bei denen, die im Besitz der Kleider und Betten blieben. Wie groſs die Aehnlichkeit dieser Krankheit mit dem gelben Fieber war, darf ich wohl nicht bemerken.

Obenstehende Beobachtungen haben meine Ansicht der Gelbsucht und ihrer wahren Natur ganz verändert und, wie ich hoffe, berichtiget. Noch kein Schriftsteller hat die Entstehung derselben bis jetzt genügend erklärt, und alle Hypothesen darüber sind mehr oder minder grundlos. — Ich werde dies

in einer besonderen Abhandlung erweisen, in der ich es versuchen will, über die Entstehung dieser Krankheit und ihre Natur und Heilart mehr Licht zu verbreiten. Gelbsüchtige zu seciren, hat mir die Gelegenheit gefehlt, und dies aus der sehr einfachen Ursache, weil mir an der einfachen Gelbsucht kein Kranker gestorben ist. Bei den hier erwähnten Todesfällen trat, ohnerachtet der kalten Witterung, die Fäulniſs so schnell ein, daſs man ohne Gefahr für Andere keine Zergliederung vornehmen durfte. Zum Glück haben wir mehrere gute Sectionsberichte von Gelbsüchtigen, auf die ich mich um so mehr werde stützen können, da man dabei gewiſs nicht auf den Gedanken kommen kann, als hätte ich durch die Brille einer Hypothese gesehen, und bezeugte Etwas gesehen zu haben, das in der Natur nicht vorhanden wäre.

Wenn man übrigens von allen Vorstehern klinischer Institute ohne Ausnahme viele Zergliederungsberichte fordert, so muſs man mit dem Geschäftsleben dieser Männer sehr wenige Bekanntschaft haben. Der Herausgeber der Leipziger Commentarien *) konnte wohl

*) *Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis V. XXXVII. p. IV. Lipsiae* 1808. *p.* 584.

nur von einer gelehrten Wuth ergriffen in die Worte ausbrechen: „*Plus exspectandum foret a studio medicorum, qui institutis clinicis praesunt. Verum et hi, febre epidemica Philosophiae naturalis male intellectae et applicatae, fere omnes correpti, anatomiae pathologicae excolendae parum omnino spei ostendunt.*“

Nur die Vorsteher grofser Hospitäler, die durch keine Vorlesungen, durch keine Art des Unterrichtes von wiederholten Beobachtungen und genauen Untersuchungen abgezogen werden, Männer, die nicht blos Kranke, sondern auch Prefshafte, Gebrechliche unter ihrer Aufsicht haben, und sie länger, unter verschiedenen Beziehungen, in verschiedenen Lagen, selbst im Stande ihrer relativen Gesundheit sehen, diese sind es, die uns Sectionsberichte liefern können, deren Resultate dem praktischen Arzte nützen. Klinische Institute sollen in der Regel nur heilbare, *meist acute* Kranke aufnehmen, am meisten fieberhafte. Verzieht eine Krankheit sich mehrere Monate, so soll das daran leidende Individuum aus der Anstalt entlassen und anderweitig dafür gesorgt werden. So lauten die

Vorschriften bei den meisten solcher Anstalten, und bei den von geringerem Umfang nicht ohne Grund; wie aber, frage ich, soll der Director hier Gelegenheit finden, für die pathologische Anatomie grofse Ausbeute zu gewinnen, um aus der Vergleichung derselben mit der, einen kurzen Zeitraum umfassenden Krankengeschichte, für die künftige Diagnosis etwas zu bestimmen?

VI.

Drei Krankengeschichten

aus

Abhandlung über die Mutterpolypen

von

Dr. G. Rahlff,

übersetzt und mitgetheilt

von

Dr. J. J. A. Schönberg.

Vorwort.

ı den vielen praktischen Aerzten, auf che Dänemark und insbesondere Kopenen mit Recht stolz seyn kann, gehört auch *G. Rahlff*, der in der literärischen Welt züglich durch seine *Comment. cont. Eleicitatis tamquam medicaminis dijudica*·*nem etc.* bekannt geworden ist. Am 23. v. v. J. las er in der Königl. medic. Gelschaft in Kopenhagen, deren Mitglied er eine Abhandlung *de polypis uteri, et praeuis horum incommodis, quin vitae discrine, quae mala tam rationis momentis, um factorum et casuum memorabilium*

fide confirmantur, vor, wovon er die freundschaftliche Güte gehabt hat, mir eine Abschrift zu überschicken. Der Natur der Sache nach mufste in einer solchen Abhandlung mehreres vorkommen, um dessentwillen sie nicht ganz in diesem Journal übersetzt erscheinen konnte; ich hoffe aber, dafs man folgende drei Krankengeschichten mit desto gröſserem Interesse lesen wird.

d. Uebersetzer.

Erster Fall.

Vor neunzehn Jahren, da ich als Candidat auf der Entbindungsanstalt zu Kopenhagen war, suchte ein hiesiger Bürger, *Restorph*, hier Hülfe für seine bald niederkommende Frau. Mein vortrefflicher Lehrer *M. Saxtorph*, dessen Wohlthaten gegen mich ich nimmer vergessen werde, übertrug mir die Ausführung dieses Geschäftes. Ich begab mich also mit dem Manne zu seiner schwangeren Frau. Wie ich zur Kreifsenden, die seit vier und zwanzig Stunden wahre Wehen gehabt hatte, kam, erzählte mir die Hebamme, die Geburt wäre so weit vorgerückt, dafs die Häute vor einigen Stunden unter reichlichem Ausflufs des Schaafwassers gesprungen, dafs der Muttermund geöffnet und verdünnt wäre, und dafs die Frucht mit sehr hoch vorliegendem Kopfe deutlich gefühlt werden könnte. Sie fügte hinzu, dafs man mich vorzüglich deswegen gerufen hätte, weil zur Seite des Kindeskopfs ein fremder Körper sich dem Gefühl darböte. Sie wufste nicht was es war, befürchtete aber, dafs das Heruntersteigen des Kopfes ins Becken dadurch verhindert werden möchte. Die Wahrheit ihrer Aus-

sage fand ich durch die Untersuchung bestätiget.

Befürchtend, dafs dieser fremde Körper, der zum Theil die obere Oeffnung des Bekkens einnahm, das Heruntersteigen des dem Fingerdrucke noch nachgebenden Kopfes aufhalten, und dadurch ein grolses Hindernifs bei der Geburt werden könnte, beschlofs ich einen sichern Weg einzuschlagen und die Geburt durch die Wendung zu beendigen. Meine erste Sorge war, ein für die Gebährende und für mich als Operateur bequemes Lager zuzubereiten; zugleich trug ich Sorge, dafs alles, für die Gebährende und für das neugebohrne Kind nothwendige, bei der Hand wäre, wenn etwa unvorausgesehene Zufälle sich ereignen sollten. Hierauf schritt ich zur Operation, machte vorsichtig und nach den Regeln der Kunst die Wendung und brachte so ein lebendiges und munteres Kind zur Welt. — Die Nachgeburt, deren Lösung und Heraustreibung vier Stunden nach der Geburt erfolgte, wurde durch die Kraft der Natur ohne Hülfe der Kunst herausgebracht.

Mit der Nachgeburt zugleich kam eine leichte, runde, blutige und faustgrofse Geschwulst zum Vorschein. Ich erschrak nicht wenig über diesen neuen Anblick und zuerst befürchtete ich, es möchte entweder ein Vorfall oder eine Umkehrung der Gebärmutter seyn, welche Furcht jedoch nach einer genauern Untersuchung, besonders nachdem ich den Stiel der Geschwulst entdeckt hatte, verschwand; doch wagte ich nicht auf eigene Hand weiter zu gehen, sondern ich brachte die Geschwulst vorsichtig und so tief

als möglich in die Scheide hinein. Nachdem dieses geschehen war, legte ich eine Binde um den Unterleib und zwar aus doppelter Absicht, theils um den Unterleib und die Gebärmutter zu unterstützen, theils um die Geschwulst zurückzuhalten. Darauf legte ich die Wöchnerin mit zusammengelegten und ausgestreckten Füſsen ins Bette und rieth die gröſste Ruhe an.

Ich zögerte darauf nicht meinem Lehrer den ganzen Vorfall zu berichten und seinen weisen Rath zu hören. Dieser groſse Mann, der ein eben so treuer und erfahrener Lehrer als zur Hülfe bereit war, sagte mir, die Geschwulst, welche sich gezeigt hätte, wäre ein Polyp, der mit der Ligatur weggenommen werden müſste. Um dieses zu vollbringen, begab er sich am folgenden Tage mit mir zu der Wöchnerin. Der vortreffliche Mann redete die Wöchnerin freundlich an, ihr Glück wünschend zu ihrer Niederkunft, verbarg ihr aber die Sache nicht, sondern lieſs vorsichtig einige Worte fallen, daſs noch etwas zurück wäre, was sie beschwerte und rieth ihr kräftig an, es wegschaffen zu lassen. Aber ihr waren die Schmerzen noch zu frisch im Gedächtniſs, die sie während der Geburt und Wendung des Kindes ausgestanden hatte; sie weigerte sich ganz dem Rath zu folgen, hinzufügend, daſs sie lieber einen jeden Schmerz aushalten würde, als sich jeeiner Operation zu unterwerfen. So muſsten wir weggehen ohne etwas ausrichten zu können, da vernünftige Vorstellungen nicht im Stande waren ihren Entschluſs zu verändern.

Nicht völlig ein Jahr nachher kam der Mann der erwähnten Frau wieder zu mir, mit

mit der Bitte, dafs ich seiner Frau wie im vorigen Jahre nun wieder in Kindesnoth beistehen möchte. Ich berichtete meinem Lehrer den Umstand. Die Untersuchung lehrte uns, dafs die Wunde geborsten, das Wasser weggeflossen und der Muttermund verschwunden war, und dafs der Kopf des Kindes vorn eingedrückt in der Beckenhöhle lag und von der polyposen Geschwulst eingekeilt war, so dafs er fest und unbeweglich steckte. Da die Geburtsschmerzen, durch deren Gewalt der Kopf ins Becken heruntergestiegen, jetzt sehr abnahmen, ja fast aufhörten, da die Kräfte der Gebärenden fast verzehrt waren, und die Stellung des Kopfes den Gebrauch der Zange erlaubte, so rieth mein vortrefflicher Lehrer zu deren Anwendung und liefs mich die Levretsche Zange anlegen. Der Polyp verhinderte wohl die Einführung und Anlegung der Zangenarme, vorzüglich der männlichen, aber diese Schwierigkeit wurde glücklich überwunden und es glückte mir, ein lebendes und gesundes Kind herauszuziehen.

Nachdem die Lösung und Heraustreibung des Mutterkuchens glücklich durch Hülfe der Natur geschehen war, fiel zugleich der Polyp, dessen Gröfse jetzt beinahe zwei Fäuste betrug, aus den Geschlechtstheilen heraus. Zur Unterbindung des Polyps war unter diesen Umständen eine einfache Schnur hinreichend, welche so hoch wie möglich um den Stiel angeheftet wurde. Die Anlegung der Ligatur geschah leicht und ohne Unbequemlichkeit, geschweige denn Schmerz für die Wöchnerin. Der Polyp selbst fiel am vierten Tage nach der Operation von selber ab, und die Wöchnerin fühlte keine Unbe-

der Wahrheit der Sache überzeugten, worauf einstimmig die Anwendung der Ligatur, welche ich angerathen hatte, beschlossen ward. Dem einen von diesen Aerzten, Prof. *Herholdt*, der früher als ich gerufen, bot ich an diese Operation zu verrichten, welches er auch übernahm.

Die Operation wurde mit so vielem Glück vollführt, dafs nicht allein der Blutflufs sogleich aufhörte, und auch nicht nachher wiederkam, sondern auch keine Unbequemlichkeiten folgten, so, dafs ich nicht nöthig hatte die Ligatur weder fester zu binden, noch zu lösen. Ich nehme allein die Unbequemlichkeiten aus, welche ihren Ursprung von der Verbindung gewisser Theile mit der Gebärmutter herleiten, diese schaffte ich weg mit Sedantibus und Anodynis. Noch mufs ich eines wichtigen Umstandes Erwähnung thun, dem der glückliche und gewünschte Ausgang der Operation gröfstentheils zugeschrieben werden mufs, nemlich der besonderen Elasticität des Stiels, welche so grofs war, dafs er sich leicht in der Mutterscheide herabziehen liefs, und der Anziehung so leicht nachgab, dafs hierdurch die Anlegung der Ligatur sehr erleichtert wurde.

Den fünften Tag nach der glücklich vollendeten Operation, fiel der gelöfste Polyp ab, und einige Tage nachher verliefs die Kranke gesund ihr Bett.

Noch weifs ich, dafs diese Frau von jener Zeit bis zum heutigen Tage keinen Mutterblutflufs gehabt und vollkommen gesund ist.

Dritter Fall.

Eine Schifferfrau, einige dreifsig Jahre alt,

G. *Knudsen* in Dragöe auf der Insel Amager wohnhaft, hatte in einigen Monaten nicht ihre Reinigung gehabt, zu gleicher Zeit eine gewisse Schwere im Becken, und auch nach und nach die Anschwellung des Unterleibs gespürt. Zu diesen Beschwerden kam später noch ein häufiger Trieb zum Wasserlassen, starke Geschwulst des Unterleibs, der Füſse und Rücken, welche den Tag über zunahm, des Nachts aber zum Theil verschwand. Irregeführt durch die angegebenen Zufälle, glaubte die Frau sich schwanger. Hierin bestärkte sie die Hebammme, welche sie, erschreckt durch den Blutfluſs aus den Geschlechtstheilen, den sie wohl vorher, aber im mindern Grade gehabt hatte, rufen lieſs. Die Hebamme, welche dieses gefährliche Symptom von einer theilweisen Lösung des Mutterkuchens oder von deren Sitzen und Festwachsung auf dem Muttermunde herleitete, verbot eine jede Bewegung, rieth alles erhitzende ab, empfahl der Frau, da sie sie schwanger glaubte, die gröſste Ruhe und einige Tage Verhalten im Bette. Diese vorgeschriebene Lebensordnung hatte die erwünschte Folge, und so oft der Blutfluſs, der auf diese Weise gehemmt war, wieder eintrat, so oft nahm die Frau hierzu ihre Zuflucht.

Nun kommt die Zeit, ja der Tag, an welchem die Schwangere nach ihrer Meinung und nach der Aussage der Hebamme gebären sollte. Sie bekommt heftige und intermittirende Schmerzen, sowohl in den Lenden als im Unterleibe, und diese stiegen in dem Becken selbst herab. Mit diesen Schmerzen vereinigte sich auch ein öfteres Herab-

drängen im Unterleibe und ein öfterer Drang zum Urinlassen und Stuhlgang, mit einem sich wieder einstellenden, ja sogar verstärkten Blutfluſs.

Die Frau und die Hebamme meinten gemeinschaftlich, daſs die Geburt bevorstände und die Schmerzen, über welche die geglaubte Schwangere klagte, in wahre Geburtsschmerzen übergehen und so früher oder später die Geburt beendigen würden. Einige Tage vergingen unter diesen Umständen. Während dieser Zeit verzehrte sich die bedaurungswürdige Frau unter solchen Schmerzen, da ihre Kräfte durch den nicht mehr intermittirenden Blutfluſs mehr und mehr vermindert wurden. Zugleich wuchs die Schwierigkeit des Harnlassens und des Stuhlgangs. Die Hebamme hierdurch bewogen, sich sowohl über die Gegenwart der Frucht als ihre Lage genauere Kenntniſs zu verschaffen, untersuchte nun von neuem. Eine Geschwulst, in die Mutterscheide eintretend, kam ihr entgegen, und füllte unter heftigen Schmerzen die Mutterscheide aus. Zugleich kamen Klumpen geronnenen Blutes von verschiedener Gröſse mit heraus. Die Hebamme erschrak jetzt und ängstlich über den Ausgang, gestand sie die Schwierigkeiten nicht heben zu können, und bat, man möchte ihr einen Geburtshelfer rufen lassen. Der Mann kam zu mir, zugleich die weggegangenen Stücke vorzeigend, entwickelte mir, obschon verwirrt, den Zustand seiner Frau, und bat sich meinen Rath, oder wo möglich meine Gegenwart aus.

Ich begab mich sogleich mit dem Manne zu seiner Frau, da die Erzählung mir nicht

genügte. Ich fand die Frau, welche gebähren sollte, auf einem Lager sitzend, welches von vier Stühlen zusammengesetzt, reichlich mit Stroh und mit Kissen versehen war. Sie war niedergeschlagen, ängstlich und sehr über ihren Zustand bekümmert, und klagte ausserdem über niederdrückende Schmerzen im Becken, unaufhörlichen Drang zum Harnen und Stuhlgang, und Verlust der Kräfte. Als ich kam, fand ich die vorgegebenen wahren Wehen, welche einige Tage hindurch die Kranke geplagt und wodurch sie vergebens niederzukommen gehofft hatte, weit seltener und milder. Der Blutfluſs hatte beinahe aufgehört, und was sich noch dann und wann zeigte, schien mehr ein blutiges Wasser, als Blut selbst zu seyn.

Die Geschwulst der Füſse und der Schenkel, welche in der letzten Zeit sehr zunahm, blieb jetzt unverändert und machte das Sitzen beschwerlich.

Jetzt unterrichtet von dem wahren Zustande der Kranken, nahm ich die Untersuchung vor. Kaum hatte ich die Hand hingebracht durch die äuſseren Geschlechtstheile, als ich eine bedeutende, ungleiche, mit Tuberkeln besetzte und durch Berührung sehr schmerzhafte Geschwulst bemerkte, deren gröſserer Theil die Mutterscheide einnahm und ausfüllte, während hingegen der kleinere Theil auſserhalb der Geschlechtstheile hervorgetreten war.

Indem ich diese Geschwulst mit zwei Fingern verfolgte, entdeckte ich den eines kleinen Fingers dicken Stiel, welcher in die Gebährmutter hinauf reichte, doch konnte ich die Stelle nicht erreichen, wo er in der Ge-

bährmutter festhing, obschon ich die Gebährmutter sehr im Becken niedergedrückt fand. Es war mir nun klar, daſs ein Mutterpolyp und seine zweifelhaften Zeichen Ursache zu dieser vorgegebenen Schwangerschaft seyen, wovon sich denn auch leicht der Mutterblutfluſs, die Schmerzen und die ganze Reihe der Symptomen, worüber die Kranke geklagt hatte. erklären lieſsen. Ich zweifelte nun nicht, daſs die Heilung darin bestehen müſste, den Polypen ganz, oder so viel möglich zu entfernen. Das Unerwartete dieses Falles machte aber, daſs ich nicht die zur Abbindung des Polypen nöthigen Instrumente bei mir hatte, weswegen ich die Operation bis zu dem folgenden Tage aufschieben muſste. Doch verlieſs ich nicht die Kranke, bevor ich ihre Harnverhaltung durch Hülfe des Katheders gehoben und gegen ihre Leibesverstopfung ein Klystier angerathen hatte. Ich kam denselben Tag zurück zu der Kranken mit dem nöthigen Apparat, welcher sich leicht anlegen lieſs, da der Polyp mit dem Stiel in's Becken niedergedrückt war. Daſs die Ligatur gut angelegt war, zeigte der Umstand, daſs nicht die mindesten Spuren von Blutfluſs nachfolgten, daſs der Polyp und dessen Blutgefäſse anschwollen, und daſs er am folgenden Tage barst unter einem reichlichen Ausfluſs von Blutwasser, und hiernach bedeutend in seiner Gröſse vermindert wurde. Die einzige Unbequemlichkeit, welche die Frau nach der Operation spürte, war ein mit Schluchzen, Ekel und Erbrechen verbundener Schmerz auf der Stelle, wo die Ligatur angelegt war. Dieser Schmerz, wahrscheinlich durch zu feste Zusammenschnürung des

Stiels entstanden, fing einige Stunden nach der Operation an und dauerte die ganze Nacht hindurch, hörte aber bei dem Gebrauche des Opiums auf.

Zwischen dem vierten und fünften Tage nach der Operation fiel der Polyp ab, und obschon die Kräfte der Kranken so sehr geschwächt waren, und ein stinkender Ausfluſs aus der Mutterscheide hervorkam, so verlieſs die Kranke doch vierzehn Tage nach der Operation ganz hergestellt ihr Bett. Es glückte mir, beide Beschwerden durch inneren und äuſseren Gebrauch der Chinarinde zu heben. Doch darf ich nicht verschweigen, daſs die Kranke von der Zeit an, wo sie anfing zu sitzen und zu gehen, über Urinverhaltung klagte, welche endlich glücklich durch Einreibungen, passende Binden und spanische Fliegenpflaster auf dem heiligen Beine, gehoben wurde. — So verging ein halbes Jahr, als sie von einem heftigen *Hydrops anasarca* befallen wurde. Zugleich stellte sich ein heftiger Scorbut ein, und hiermit ein groſser Mangel an Kräften, wodurch die Kranke in einem Zeitraum von zwei, höchstens drei Monaten mit Tode abging.

Bitte um Rath.

Auch ich mufs die menschenfreundliche Einrichtung der Hrn. Herausgeber dieses Journals benutzen, um meine medicinischen Mitbrüder um Rath und Hülfe in einer Krankheit zu bitten, die für den Kranken, wie für den Arzt, die schrecklichste und traurigste von der Welt ist. Leset hier, meine Brüder, und ertheilet Rath und Hülfe dem unglücklichsten Wesen unter der Sonne, das gern seine Habe und Gut aufopfern will, wenn es nur seine Gesundheit, ja nur Erleichterung seiner schrecklichen Leiden findet.

W., zwar von gesunden Eltern gebohren, litt in seiner frühern Jugend an Spuren der *Rachitis*, die aber auf seinen nachherigen Körperbau keinen Nachtheil geäussert haben. Die Pocken erinnert er sich nicht gehabt zu haben, wohl aber viele Spuhlwürmer mit einem aufgetriebenen Unterleibe, vielleicht Folge von Scropheln. Am Ende seiner Knabenjahre bekam er den Frost in die Fülse, welcher durchbrach, und Geschwüre veranlafste, die anderthalb Jahre flossen. So trat er in sein 21stes Jahr, wo er als Schustergeselle in eine benachbarte Stadt reisete. Hier schickte ihn einst im hohen Sommer seine Principalin, mit einer ziemlichen Last beschwert, 5 Stunden weit. Er war nie gut zu Fufse gewesen, daher fiel ihm diese Reise äufserst beschwerlich. Er schwitzte fürchterlich, und so, vom Schweifse triefend, that er einen kalten Trunk. Darauf bekam er denselben Tag Kolik bis zur Ohnmacht, und da ihn diese verliefs, Appetitlosigkeit und eine Schwere in den

Gliedern, die sich nie wieder verlohren hat. Von jetzt an schwollen ihm immer Abends die Füſse. Was aber das Sonderbarste ist, von hier an schwitzte der Kranke über und über, so oft er nur etwas aſs, auch jetzt noch. — Im seinem 25sten Jahre bekam er die Krätze, die sich durch eine Salbe schnell verlohr. Seine Kolikschmerzen kamen darauf häufiger und heftiger, aber sein vormaliger guter Appetit fand sich jetzt wieder ein.

Er ging jetzt auf Reisen, und bekam in Mainz eine *Tertiana*, die mit Ausleerungen behandelt, 3 Monate anhielt, und sich mit einem *Typhus* endigte. In der Reconvalescenz aſs er einmal, da sein Appetit sehr stark war, vielen faulen Käse mit Brod und trank Bier dazu. Dadurch kam die Kolik heftiger als je zurück; sie kam unbestimmt und ohne merkbare Veranlassung. Dabei immer starker Hunger. — Im 28sten Jahre bekam er in Frankfurt a. M. wieder die Krätze, die sich durch Schröpfen, Laxiren und die Wisbader Bäder dieses mal verlohr. Die Müdigkeit der Glieder blieb aber immer, und quälte ihn auf Reisen sehr. — Jetzt ging er nach Mannheim, wo er 5 Jahre zubrachte. Hier litt er beständig an Leibesverstopfung, aber die Schmerzen des Unterleibes zogen sich an beiden Seiten herauf bis an die kurzen Rippen. Im 35sten Jahre ging er wieder in sein Vaterland zurück. Seine erste Beschwerde daselbst war wieder die Krätze. Sie ging auf den Gebrauch verschiedener Mittel weg, kam aber immer wieder, so daſs er im 40sten Jahre, wo er sich verheirathete, auch noch seine Frau damit ansteckte. Er gebrauchte wieder dagegen, konnte sich aber nie ganz davon befreien, so daſs sich auch jetzt noch Spuren davon finden.

Die ersten 4 Jahre der Verheirathung blieb er von starken Koliken frei, ohngeachtet er sehr vielen häuslichen Verdruſs und Sorgen hatte. Um diese Zeit aber bekam er auf beiden Seiten einen Leistenbruch, der ihn

oft sehr schmerzte. Im 5ten Jahre der Verheirathung bekam er sehr heftiges Magenweh, der Appetit verlohr sich ganz, er hatte beständig üblen Geschmack im Munde, und am 1sten December 1805, nachdem er den ganzen Tag sehr elend gewesen war, stellte sich, nach einem Trunke Bier, plötzlich ein dreimaliges heftiges Blutbrechen ein. Das erste Blut war hell und dünn, das nachfolgende dick und mit Ohnmacht begleitet. Dieses hörte auf, und nun fühlte sich der Kranke sehr erleichtert. Die Nacht kam noch einmal Erbrechen, aber nur von Wasser mit einer Spur von Blut. Am dritten Tage danach ging auch schwarzes Blut durch den Stuhlgang fort, nach der Zeit aber nie wieder eine Spur von Blut, weder nach oben, noch nach unten. — Der häusliche Aerger wirkte fort, und eine Woche danach kam auch das Magenweh im fürchterlichsten Grade zurück. Seine damaligen Aerzte behandelten ihn mit kühlenden, stark abführenden Mitteln und Säuren lange Zeit, mit unter auch wohl mit tonischen und flüchtigen Reizmitteln, China, Valeriana etc. Die Cardialgie kam aber allem ohngeachtet jetzt täglich und sehr heftig. Am 12ten März 1806 bekam der Kranke plötzlich ein unbeschreibliches Reifsen und Ziehen im rechten Arme und der Schulter, dieses verzog bald, und der Kranke glaubt gefühlt zu haben, wie dieser schreckliche Schmerz bis in die Magengegend herunter fiel. Der ganze Leib schmerzte jetzt bei der geringsten Berührung, wie ein reifes Geschwür. Von jetzt an beschränkten sich die Schmerzen nicht mehr auf den Magen, sondern sie griffen den ganzen *truncus* an. Er bekam von verschiedenen Aerzten *Kali carbonicum*, Seife, *gumm. ammon.*, krampfstillende Mittel und starke Laxanzen, dann auch, wenn die Schmerzen gar überhand nahmen, welches nicht selten geschah, starke Opiate. Der Kranke afs nun noch wohl mit am Tische, mufste sich aber vor blähender

Kost sehr hüten, und trank viel Bier. Nüchtern fühlte er sich aber allemal am besten. — Jetzt bekam er eine Lähmung im Kreuze und Schmerzen in den Füſsen. So lange diese dauerten, waren die Unterleibsbeschwerden geringer. Er badete die Füſse warm, dadurch wichen die Schmerzen in denselben und im Kreuze, aber zugleich fingen die Unterleibsbeschwerden auch wieder heftiger zu wüthen an. Zufällig gerieth der Kranke nun auf heiſse Milch, die ihm bis auf den heutigen Tag noch mehr leistet, wie alle *Antispasmodica* aus der Apotheke; denn ein tüchtiger Trunk heiſser Milch bringt allemal die heftigsten Schmerzen auf kurze Zeit zur Ruhe.

Seit fast 5 Jahren ist nun der Kranke fast nie von Schmerzen frei, seine einzige Nahrung ist Milch, die er zu 5 bis 6 Maaſs täglich, nicht mit Appetit, sondern um die Schmerzen zu beruhigen, genieſst. Die geringste andere Speise, selbst eine Bier- oder Weinsuppe, eine Eydotter, rufen plötzlich die Schmerzen herbei, die nicht eher aufhören, bis alles Genossene wieder ausgeleert ist. Indessen will der Kranke eine Verschiedenheit in der Heftigkeit seiner Anfälle nach der Jahrszeit bemerkt haben. Im Frühjahre wüthen sie am heftigsten, im Spätsommer ist er am besten, ja er kann dann sogar etwas feste Speisen genieſsen, der Herbst verschlimmert aber alles wieder auf's Schrecklichste. Verflossenen Winter hat er einmal 3, und einmal 5 Wochen in beständigen Schmerzen gelegen, und noch vor 8 Tagen hatte der Kranke einen so heftigen Anfall, daſs er fast rasend ward, selbst die Milch, sein einziges *refugium*, schien ihre Dienste zu versagen. Jetzt bemerkte ich zuerst eine auſserordentliche Unregelmäſsigkeit im Pulse. Er war ungleich, dann klein, dann halb voll, unterdrückt, aussetzend, dann zitternd. Alles in kurzen Zwischenräumen. Der Kranke will das jedesmal

bei heftigem Schmerze beobachtet haben. Er sieht dabei stark und wohlgenährt aus, nur seine Physiognomie verräth sein inneres Leiden. Im Bauche hat er ein beständiges Gepolter, dafs er mit dem Kochen eines Kessels voll Wasser vergleicht, *ructus* quälen ihn unaufhörlich. Sein Stuhlgang ist sparsam, hart, *faeces ovillae*, und am ganzen Unterleibe ist bei der sorgfältigsten Untersuchung nichts krankhaftes, aufser den Leistenbrüchen, die durch ein gutes Bruchband zurückgehalten werden, zu entdecken.

Was ist das für eine Krankheit? Hat sich eine hektische oder krätzige Metastase auf die Organe des Unterleibes geworfen, oder ist hier eine Magenverhärtung, ein Scirrhus vorhanden? — Doch das kümmert mich weniger — aber — ist, und wie ist dem Kranken zu helfen???

Ich habe alles, worauf mich nur die entfernteste Indication hinwies — fruchtlos angewendet.

Sollte einem meiner Amtsbrüder eine ähnliche Krankheit vorgekommen seyn, sollte Einer Hülfe und Trost für meinen Kranken wissen, so bitte ich Ihn, beide recht bald durch dieses Journal zu meiner Kenntnifs zu bringen, und sich von dem thätigsten Danke des bedrängten Leidenden versichert zu halten.

Düllmen im Herzogthum Aremberg.

Wesener
Dr. und Physikus.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der practischen Heilkunde. Vier und zwanzigster Band. Zweites Stück.

Inhalt.

Journal

der

ıctischen Heilkunde

herausgegeben

von

C. W. Hufeland,

igl. Preufs. Staatsrath, Ritter des rothen Adler-
ıns dritter Klasse, wirkl. Leibarzt, erstem
Arzt der Charité, Mitglied der Academie
der Wissenschaften etc.

und

K. Himly,

ofessor der Medizin zu Göttingen, Director
des klinischen Instituts etc.

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.
Göthe.

IX. Stück. September.

Berlin 1810.
Commission der Realschul-Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

Im Verlag bei August Bauer in Leipzig, und in allen Buchhandlungen sind zu haben:

Beauchene Abhandlungen über die Nervenkrankheiten der Frauenzimmer 8. 9 Gr.

Buchan W. Anweisung den venerischen Krankheiten zuvor zu kommen und sie zu heilen. Nach dem Engl. von Dr. *Leune* 2 Theile 8. 1 Rth. 4. Gr.

Carminatti B. Inbegriff der Diätetik und Arzneimittellehre 2 Theile 8. 2 Rth. 3 Gr.

Cicero medicus h. e. Selectos ex M. T. Ciceronis operibus locos, vel omnino medicos, in litterar. med. ctt. usum instruxit S. M. Birkholz med. Dr. 8. maj. 2 Rth.

Crichton Dr. A. Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Geistes-Zerrüttung, 2te vom Professor I. C. *Hoffbauer* vermehrte Aufl. 8. 1 Rth. 16 Gr.

Kausch Dr. medicinische und chirurgische Erfahrungen in Briefen an *Girtanner, Hufeland, Loder, Quarin, Richter* u. s. f. nebst eingegangenen Antworten 8. 1 Rth. 12 Gr.

Nisbet W. practische Abhandlung über Diätetik, übers. vom Dr. *Töpelmann* gr. 8. 2 Rth.

Rothe I. V. Handbuch der medicinischen Litteratur nach allen ihren Theilen, zum Gebrauch angehender Aerzte gr. 8. 2 Rth. 6 Gr.

Struve Dr. K. F. vom Scharlachfieber 8. — 6 Gr.

Taylor I. nova Nosographia ophtalmitica Iconibus artificios. sculptis Fol. maj. 10 Rth.

Wachendorfia, Joannis Burmanni M. D. c. Tab. aen. 8. maj. 6 Gr.

Anzeige.

Annalen (auch Journal) der französischen, englischen, italienischen, spanischen und holländischen Medicin und Chirurgie. Herausgegeben von Dr. Chr. Fr. Harles. Zweiten Bandes erstes Stück. Mit 2 Kupfern. gr. 8. broch. 1 *fl.* 30 *kr.*

Wir haben die Ehre, dem medizinischen und naturwissenschaftlichen Publikum anzuzeigen, daſs wir nunmehr mit dem genannten Heft den Verlag dieser vortrefflichen Zeitschrift übernommen haben. Ihr im-

mer reicher Gehalt hat ihr schon Jahre lang den Beifall eines ausgebreiteten Lesekreises erworben. Sie liefert in gedrängtem geistreichem Auszuge das Interessanteste, was das Ausland in Medizin und Chirurgie (erstere Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes, wo sie besonders auch Physiologie des Menschen begreift) hervorbringt, und erspart auf diese Weise den Ankauf oft kostbarer und nicht selten schwer zu erlangender Werke. Aber nicht blos Auszüge findet man hier, der Herr Herausgeber weiſs durch eigne geistreiche oft überraschend glückliche Ideen und Ansichten den Werth der fremden gesammelten Beobachtungen unendlich zu steigern, wovon unter andern in gegenwärtigem Heft seine trefflichen Bemerkungen zur ersten Abhandlung von Malacarne über einige menschliche Miſsgeburten ein schönes Beispiel liefern. —

Bei den allgemein anerkannten Vorzügen fanden wir uns um so mehr geehrt, als der würdige Herr Herausgeber uns den Verlag derselben übertrug. Das verspätete Erscheinen zweier früherer Hefte — vielleicht in den ungünstigen Umständen der letzten Jahre gegründet — mochte hie und da über die künftige Bestimmung dieser Zeitschrift vielleicht einigen Zweifel erregt haben. Wir werden suchen, den fremden Fehler durch die pünktlichste Lieferung der Hefte zu vergüten, und überhaupt das Vertrauen des Hrn. Herausgebers zum Vortheil des Unternehmens möglichst zu rechtfertigen. Obgleich an einen neuen Verlag übergegangen, wird das Werk doch in derselben Band- und Heftreihe forterscheinen.

I. A. Steinische Buchhandlung zu Nürnberg.

Im Verlage der I. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu bekommen:

Walther, Dr., allgemeine und auf wissenschaftlichen Gründen beruhende Ansicht über die Entstehung und Behandlung der Verbrennung. 1809. 8. 12 *kr.* *od.* 3 *Gr.*

Bei den mancherlei rühmlichen Bemühungen neuer Aerzte, die Theorie der Krankheiten philosophisch zu begründen, ist auf die äuſserlichen Krankheiten immer noch zu wenig Rücksicht genommen worden. Gegenwärtige Schrift liefert einen Beweis, daſs auch äuſserliche krankhafte Zustände derselben philosophischen Konstruction fähig sind, wie die innern Krankheiten.

I.

Von der besten Methode, Taubstumme zu unterrichten.

Von

Ernst Adolph Eschke,

Königl. Preuſs. Oberschulrathe, Director (und Stifter) des Taubstummen-Instituts zu Berlin, Professor und Doctor der Rechte und Philosophie, correspondirendem Mitgliede der galvanischen Societät zu Paris, Ehrenmitgliede der Hülfsgesellschaft zu Zürich.

(Fortsetzung.)

Diesen Elenden zu helfen, welche ihr Elend in seinem ganzen Umfange kaum fühlen, noch weniger klagen können, bestrebten sich einige Männer schon vor zwei hundert und funfzig Jahren. Im Unterrichte hat man sich in zwei Hauptmethoden getheilt. Die Eine lehrte den Taubstummen die vermittelst pantomimischer Zeichen ihnen verständlich gemachte Buchstabenschrift verstehen, und durch diese ihre Gedanken und Empfindungen mitthei-

verwirret sich im Gedächtnisse, sie werden häufig mit einander verwechselt, und sie taugen daher zwar zum Theil und bei ununterbrochenem Gebrauche, aber nicht in aller Rücksicht, und bei lange ausgesetztem Gebrauche, zu Zeichen unserer Gedanken. Dagegen sind die Töne nicht nur in manchen Lagen und Verhältnissen des menschlichen Lebens die einzigen Zeichen, welche uns bei der Mittheilung unserer Gedanken Dienste leisten, z. B. in mäſsiger Entfernung, in der Dämmerung, in der Nacht u. s. f., sondern keine Art von Zeichen sind in unsere Organisation gleichsam so verwebt, und mit den genauesten Unterscheidungen so unvertilgbar begründet, als die Artikulationen unserer Sprachwerkzeuge. Von diesem letzten kann sich jeder durch einen mit sich selbst anzustellenden Versuch leicht überführen. Wenn ich einen Abschnitt in einem Buche las, und hernach den Inhalt durchdenke, so denke ich ihn nicht in den Buchstaben und Schriftzeichen, in welchen ich ihn las, sondern in Tönen, in welche ich jene gleich beim Durchlesen heimlich übertrug. Wer ist wohl im Stande, dasjenige, was er las, in den mancherlei Buchstaben und Zügen, in

welchen er es las, durch die Einbildungskraft lebhaft genug sich vorzustellen? Wie verwischt, wie durch einander laufend, wie unzusammenhängend wird ihm da alles erscheinen! Einzelne Buchstaben können wir uns allenfalls vorstellen, denn sie haben eine Figur; die Wörter aber bestehen aus mehreren solchen zusammen gesetzten Figuren, welche zwar im Ganzen genommen eine Hauptfigur, jedoch keine faſsliche bilden. Wer davon nicht überzeugt ist, der wähle sich achthalbzollige Wörter *) und zähle in Einem derselben die dazu gehörigen Buchstaben, ohne das Wort geschrieben oder gedruckt vor sich zu sehen. Es wird bei der strengsten Aufmerksamkeit ihm viele Mühe kosten; und er soll die Buchstaben — *nur zählen*, sie nicht geschwinde deutlich und zusammen hängend denken. Um es völlig klar zu machen, daſs ein gedrucktes oder geschriebenes Wort in der Einbildungskraft nicht vorstellbar ist, schreibe man ein mehrsylbiges Wort auf: man nehme zwei Personen, welche beide aber das Wort vorher we-

*) — — — *Sesquipedalia verba.*
Horat. Epistol. L. II. Ep III. (vulgo: de arte poëtica, v. 97.)

der gesehen noch gehört haben dürfen: die eine muſs den Rücken gegen das Papier kehren, auf welchem das Wort steht, der andern giebt man das Papier in die Hand, indem man das Wort ausspricht. Beide Personen fangen nun an die Buchstaben zu zählen: jene zählet solche im Kopfe, diese in dem auf dem Papiere stehenden Worte. Zuverlässig braucht die letztere nicht den zehnten Theil Zeit zum Zählen der Buchstaben, als die erstere, welche lediglich mit Hülfe der Artikulationen, einen Buchstaben nach dem andern aus dem Gedächtnisse hervor rufen muſs. Wenn daher einem Taubstummen eine Menge von Gegenständen zuerst in arabischen oder griechischen Charakteren, die er aber nicht zugleich mit aussprechen lernt, durch Hülfe pantomimischer Zeichen bekannt gemacht würde, wie mühsam oder vielmehr wie unmöglich müſste es ihm fallen, eine groſse Menge von dergleichen Schriftfiguren, die bei der so groſsen Verschiedenheit derselben und bei der in's Unendliche gehenden Mannichfaltigkeit von Gegenständen, Begriffen und Gedankenverbindungen, nicht nur zu merken, sondern auch,

ohne alle Verwechselung und Vermischung, fertig zu gebrauchen! Der Grund, warum die zu Zeichen der Begriffe und Gegenstände gemachten Artikulationen sich tiefer einprägen, als andere Arten von Zeichen, und warum es uns also leichter fällt, in erlernter Tonsprache, als in Schriftsprache, zu denken, ist ohne Zweifel dieser: bei dem Aussprechen der Töne werden wir mehr in Thätigkeit gesetzt, als bei Aufzeichnung der Schriftfiguren. Bei jenem werden die Lunge, die Luftröhre, der Gaumen, die Zunge, die Zähne, bisweilen selbst die Nase, in Bewegung oder Erschütterung gesetzt, lauter Theile, welche zugleich mit den innern Gehörorganen in naher Verbindung stehen. Bei dieser braucht man nur die Hand, sonst findet gar keine Anstrengung statt. Hierzu kommt bei uns Hörenden noch, daſs wir in einem gegebenen Zeittheile die in einer Reihe auf einander folgenden Töne mit weit gröſserer Deutlichkeit von einander unterscheiden, als die in einer Reihe folgenden Gesichtseindrücke. Deswegen haftet auch die Erinnerung an jene ungleich leichter, denn der Beschaffenheit des Auffassens der Eindrücke ist

die Beschaffenheit der zurück gelassenen Spuren stets angemessen *).

Was für Hörende Buchstabenschrift ist, das kann, bei der bloſsen Zeichensprache, für Taubstumme nur charakteristische Schrift seyn. Die Buchstaben gelten den Redenden als Repräsentanten der mit ihnen in Verbindung gesetzten Töne und, erst vermittelst dieser, der ihnen entsprechenden Begriffe und Gegenstände, Buchstaben oder Schriftfiguren an sich sind keine unmittelbaren Zeichen irgend eines Begriffes oder Gegenstandes, wie etwa die algebraischen, astronomischen, chemischen oder die verschiedenen Zeichen der Musikschlüssel zu Zeichen der Begriffe und durch diese der Gegenstände selbst gemacht worden sind. Dergleichen charakteristische Zeichen oder Charaktere machen nicht Bestandtheile der Wörter aus, wie die Buchstaben, welche zunächst an entsprechende Laute erinnern und lediglich vermittelst dieser, sich auf entsprechende Begriffe nnd Gegenstände beziehen. So lange nun der Taubstumme nicht bloſs taub, sondern auch stumm gelassen wird, weiſs er nichts von Tönen, folglich gar nichts von

*) *Cäsar* a. a. O. S. 245—248. und S. X—XIV.

der Beziehung, in welcher die Buchstaben mit den Tönen stehen, demnach sind für den Taubstummen alle in sichtbare Figuren zusammengesetzten Buchstaben, welche für Redende schriftliche Wörter ausmachen, nichts als Charaktere, welche sie durch hinzukommende pantomimische Zeichen mit Begriffen unmittelbar verknüpfen lernen. Welche Unbequemlichkeiten mit einer charakteristischen Sprache verbunden sind, wie schwer die grosse Menge von Charakteren zu erlernen ist, wie leicht sie wieder vergessen oder mit einander verwechselt werden, dies ist so klar, daſs man mit Recht die Ursache, warum die Europäer innerhalb weniger Jahrhunderte in Künsten und Wissenschaften viel weiter fortgeschritten sind, als die Chineser, von denen sie doch vorher so sehr übertroffen wurden, vorzüglich darein setzt, daſs die in lauter Charakteren bestehende Gelehrtensprache der Chineser den Fortschritten in Wissenschaften unersteigliche Hindernisse in den Weg legt *). *Bendavid* **)

*) *Cäsar* a. a. O. S. 248—249 und S. XIV—XVI.

**) *Ueber die Erzeugung der Begriffe in Bezug auf Taubstumme*, in der *neuen Berlinischen Monatsschrift* September 1801. S. 176—181.

hat hierüber sehr viel Lesenswerthes geschrieben; kaum kann ich mich enthalten, die hierher gehörige Stelle mitzutheilen.

Dazu kommt noch: Auch der Taubstumme hat das Vermögen, Laute, ja selbst artikulirte Töne, hervor zu bringen, wenn nicht (was mit seinem Hauptgebrechen in gar keiner wesentlichen Verbindung steht) seine Sprachorgane gänzlich unbrauchbar sind. Von denjenigen Tönen, die er aus sich selbst hervorbringt, hat er ein Bewufstseyn und so wohl durch die Bewegung der Sprachglieder als durch die Erschütterung im Schlunde und an den Gehörwerkzeugen eine Empfindung, welche derjenigen korrespondirt, die bei dem Hörenden durch Vernehmung fremder, ihm zugerufener, Töne erregt wird. Man kann in dieser Absicht behaupten: der Taubstumme hört wirklich *von innen heraus*, wenn er gleich nicht von aufsen hinein hört und auf diesem Wege unmittelbar von der Aufsenwelt Vorstellungen erhält. Indem ich ihm nun methodisch gewisse Töne bilden lehre, es auch dahin bringe, dafs er mir es ansieht, wenn ich gegen ihn (indem ich spreche) dergleichen Worte bilde; bringe ich bei ihm eine, wo nicht völlig gleiche, doch

ähnliche Empfindung von der eines unmittelbar Hörenden hervor; ich lehre ihn mittelbar hören — durch die Sinnenvorstellung, die er von seinem Sprechen bekommt, und die ich nicht allein für ein Gefühl der Bewegung seiner Sprachmuskeln, sondern auch der Erschütterung seiner Kopfnerven durch Laute halte. Gehe ich nun weiter und lehre ihn mit diesen von ihm zusammengesetzten, durch den Laut, den er selbst hervor bringt, auf ihn einen Sinneneindruck machenden Worten — Vorstellungen verbinden, und zuerst zwar von in die Sinne springenden Einzelwesen, dann von Zuständen und Handlungen, weiter von allgemeinen und abgezogenen Begriffen, endlich von den in der Sprache vorkommenden Verbindungswörtern: so gelangt der Taubstumme auf diesem Wege zu wirklichen Begriffen; denn die Zeichen, deren er sich bedient, sind derselben Allgemeinheit fähig, welche Sprachzeichen überhaupt haben. — Damit läugne ich nicht, dafs *Bendavid* *) Recht hat, wenn er schreibt: „Käme ein so unterrichteter Mensch plötzlich zu seinem Gehöre, und jemand, *den er nicht sieht*, spräche die Worte

*) A. a. O. S. 175.

aus: gieb mir Brod! so würde er sie eben so wenig *verstehen*, als er sie (den Redenden sehend) verstanden haben würde, wenn er sich während seiner Taubheit bloſs des Fingeralphabeths bedient hätte:" *Bendavid's* Behauptung ist eben so gegründet, als es gewiſs ist, daſs ein solcher Mensch durch das Erlangen des Gehöres um alle seine Kenntnisse, um seine ganze Denkkraft kommen würde.

Das Sprechen hat auch Einfluſs auf die Erzeugung der Begriffe, und hier ist es, wo ich mit *Bendavid* *) nicht überein stimme. Nur durch die Tonsprache lernt der Taubstumme die Bezeichnung Ursache und Wirkung gebrauchen; nur durch sie vermag er Grund und Ursache (zwei verwandte aber doch verschiedene Begriffe) von einander zu unterscheiden, und die gehörige Bezeichnung jedes Mahl gehörig anzuwenden. Das *Absehen* der Worte an unserm Munde und das *Nachbilden* unserer Bewegung der Sprachwerkzeuge, wodurch der unterrichtete Taubstumme weiſs, was wir fragen und er uns antwortet, ist für ihn selbst *eine Wortsprache*. Höhere Geschöpfe scheinen mir oft

*) A. a. O. S. 175—176.

die Taubstummen zu seyn, deren Vernunft durch das Auge und durch die kleine Tausendkünstlerin aller Gedanken und Worte, die Zunge erwacht, weil ihnen ein gesehenes und nachgesprochenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden und sie unterscheidend zu fixiren; wir andern Menschen sind nur Zöglinge des Ohres, durch welches wir die Sprache allmählig verstehen lernen. Hingegen verwundere ich mich nicht so sehr darüber, als zu geschehen pflegt, daſs die Taubstummen ziemlich schnell abstrakte Begriffe fassen. Ist es denn bei hörenden Kindern nicht eben so wunderbar? Sie fangen alle von Anschauungen an und bekommen nach und nach unwillkührlich allgemeinere Begriffe. Ueberdies liegt doch etwas Sinnliches zum Grunde: das Gute und Schöne z. B. giebt auch einen physisch angenehmen Eindruck, das Schlechte und Häſsliche einen entgegengesetzten: kommt dieser Eindruck oft, so muſs er auf etwas allgemeines führen; es hält wenigstens nicht schwer, dies dem Kinde bemerkbar zum machen. In allen Fällen, wo das Aehnliche so fort in die Sinne springt, das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allgemeine

Begriffe, ehe wir den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daſs daher dieser ihre Zeichen in der Sprache eben so früh werden gewesen seyn, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zusammen treffen, ist wohl ganz natürlich. In der *Pantomime* hat man oft bloſs jene, und diese gar nicht; z. B. *Baum* weiſs der roheste Taubstumme zu bezeichnen, aber nicht *Aesche*, *Birke*, *Eiche*, *Fichte*, *Linde*, *Tanne* u. s. f. — Mein Erstaunen steigt nicht selten bis auf das Höchste, wenn ich sehe, daſs viele Personen bei einem Taubstummen schärfere Kritiker sind, als bei einem Hörenden: der taubstumme Knabe soll oft das definiren, worüber sich noch unsere graubärtigen Philosophen streiten.

Man wendet gegen die gerühmte Methode ein: „unser Gesichtssinn stehe in einem vorzüglichen Zusammenhange mit der Einbildungskraft, daher bei der Erinnerung an abwesende Gegenstände immer die sichtbare Seite derselben zuerst vortrete, und sogar unsere Träume, diese Spielgestalten der Fantasie, gröſstentheils mit sichtbaren Gegenständen angefüllt seyn; *) bei den Taub-

*) *Cäsar* a. a. O. S. 241 und S. XI—XII.

stummen pflege noch dazu das Gesicht ungleich schärfer zu seyn, als bei den Hörenden, bei jenen erhalten die Gesichtswerkzeuge einen überwiegenden Eindruck, dagegen der Eindruck von den bewegten Sprachwerkzeugen, ohne gehörten Ton, nur schwach seyn könne." Und hieraus folgert man, daſs der Unterricht in der Schriftsprache allein hinlänglich sey.

Es wird ja auch mir vergönnt seyn, über diese öfter zur Sprache gebrachte und zuweilen mit partheiischer Hitze von beiden Seiten besprochene Sache, nicht mein Glaubensbekenntniſs abzulegen, denn das habe ich schon gethan, sondern alle die Gründe anzuführen, warum ich die mühvollere Methode vorzog.

Hier muſs ich jedoch zur Kindheit zurücksteigen. In der zartesten Kindheit empfinden wir erst, ehe wir denken lernen; das ist: wir nehmen die äuſsern Eigenschaften aller sensibeln Gegenstände schwach und undeutlich wahr, allmählig erkennen wir sie an, im zunehmenden Alter bezeichnen wir sie mit tönenden Nahmen und versichern uns hierdurch der Vorstellung anerkannter Dinge. Wir bringen es auf die Art zu einer

solchen Denkfertigkeit, dafs diese einmahl angenommenen Töne, *Wörter* genannt, uns die innerlich vorgestellten Dinge augenblicklich bezeichnen. So bald wir diese Fertigkeit erlangen, fangen wir an zu denken; wir abstrahiren in uns die Brauchbarkeit oder Eigenschaften der Dinge, wir stellen Objecte oder Vorstellungen zusammen mit der Tendenz, um bei uns selbst auszumachen, ob zwischen ihnen Einstimmung oder Widerspruch, Aehnlichkeit oder Verschiedenheit u. s. f. statt finde. Der Anblick eines auf Papier gedrückten Siegels ist Empfindung. Zunächst erinnern wir uns durch mehrere Empfindungen, dafs der Abdruck die Wirkung eines Petschaftes ist, und das ist blos Vorstellung, welche dient, den Begriff vom Siegel zu berichtigen.

Nun entspringet der Gedanke, das Petschaft sey zur Bestätigung irgend einer Sache darauf gedrückt worden, oder damit niemand anders, als der gehörige Empfänger das Versiegelte erbreche. Dieses ist der Vernunftschlufs oder der eigentlich zusammen hängende Gedanke der ganzen Sache, die sich durch mancherlei Empfindungen nach der Reihe entwickelt. Dies alles geht bei einem

Er-

Erwachsenen sehr schnell vor, bei einem Kinde nur langsam. Es erfordert viele Zeit und Mühe, ehe das Kind bei einem Gegenstande mehr als ein bloſses Empfinden erlangt, ehe es sich unterscheidende Merkmahle eines Dinges abstrahirt, sie richtig im Gedächtnisse aufbewahret und, ohne den Gegenstand selbst vor Augen zu haben, mit Hülfe der Einbildungskraft sich vorstellt. Ein Beweis hiervon war *Cheselden's* *) operirter Blindgeborne, dem es anfangs, als er sehen lernte, unaussprechliche Mühe kostete, die Merkmahle anzuerkennen und dem Gedächtnisse einzuprägen. „*When he first saw, was so far from making any jugment about distances, that he thought all objects whatever touched his eyes, (as he expressed it) as what he felt did his skin; and*

*) Dieses berühmten engländischen Wundarztes eigener Bericht steht ursprünglich in den *philosophical transactions*, vol. 35. London 1729. *Zeune* (welchen Berlin als den verdienstvollen Director einer Blindenanstalt kennt, und den ich seit mehreren Jahren als einen redlichen Menschenfreund schätze, als meinen Freund wahrhaft liebe,) hat ihn in seinem *Belisar* S. 135 — 140 abdrucken lassen: *An account of some observations made by a young Gentleman, who was born blind or lost his sight so early, that he had no remembrance of ever having seen.*

thougt no objects so agreable as those, which were smooth and regular, tho' he could form no judgment of their shape, or guess what is was in any object that was pleasing to him. He knew not the shape of any thing, nor any one thing from another, however different in shape on magnitude; but upon being told what things were, whose form he before knew from freoling, he would carefully observe, that he might know them again; but having to many objects to learn at once, he forgot many of them, and (as he said) at first he learned to know and again forgot a thousand things in a day. One particular only, tho' it may appear trifling, I will relate: having often forgot which was the cat and which the dog, he was ashamed to ask; but catching the cat, which he knew by feeling, he was observed to look at her sted fastly and then setting her down said: so puss! I shall know you another time. —

Die Verstandesentwickelung geht bei einem Kinde langsamer, als bei dem andern; denn es kommt hier auf die Organisation an. *So lange aber ein Kind bloss durch Empfindungen und Vorstellungen also oh-*

ne *Nahmengebung der Dinge*, *denket*, *so lange denkt es wie ein Taubstummer*. Beginnt es, anerkannte Dinge durch Töne zu bezeichnen, so werden seine Vorstellungen deutlicher, sie entwickeln sich in vollständige zusammenhängende Begriffe. Der Mensch fängt nun an zu denken, das heifst: er macht den Anfang, die erlangten und mit Tönen bezeichneten Begriffe anzureihen und sie nach einander zu verweben.

Ich sagte eben, dafs ein Kind, ehe es seine Begriffe mit Tönen bezeichnet, wie ein Taubstummer denkt; und ich drehe nun den Satz um: *Ein Taubstummer denket*, *ohne besondern Unterricht*, *auf dieselbe Art*, *wie ein Kind*. Doch stimme ich Hrn. *Petschke* gern bei, dafs auch hier einige Verschiedenheiten obwalten. Dieser treffliche Lehrer der Taubstummen schreibt: *) „Die Denkart der Taubstummen im natürlichen Zustande mufs von der unserigen ganz aufserordentlich verschieden seyn, denn anstatt, dafs wir blofs die Benennungen der Gegenstände im Gedächtnisse behalten, und uns sogleich, wenn wir das Wort denken, auch den Gegenstand

*) *Raphel's Kunst Taube und Stumme reden zu lehren, herausgegeben von Petschke*, S. 39. Anm.

in der Einbildungskraft darstellen, so denkt sich der Taubstumme bloſs die Gegenstände und die Beziehungen derselben auf einander, die er sehen kann: alles übrige, was es dabei zu hören geben mag, geht für ihn verloren."

Bei der Sprache wirken unfehlbar dunkle Empfindungen auf unser Denkvermögen, und *Moses Mendelssohn* erklärt sich hierüber hinlänglich in folgender Stelle: *) „Wenn wir in einer gewissen Verrichtung eine Fertigkeit erlangt haben, so hindert der Mangel des Bewuſstseyns nicht, daſs deswegen die dunkeln Triebfedern nicht in das Begehrungsvermögen wirken, und die ihnen zusagenden willkührlichen Bewegungen hervorbringen sollten. Denn wodurch hört das Bewuſstseyn auf? Durch die Geschwindigkeit, mit welcher die Begriffe auf einander folgen. Wenn also gleich durch den Mangel des Bewuſstseyns der Grad unsres Erkenntnisses verringert worden, so bleibt in diesem Fall doch die Quantität der wirkenden Triebfedern einerlei; indem an der Kürze der Zeit oder an der Geschwindigkeit das-

*) *Philosophische Schriften* Th. 2. S. 55—56. Berlin, b. Voſs 1761. 8.

jenige gewonnen wird, was von dem Grade des Erkenntnisses abgehet.“

Denkt ein kleines Kind (denn es giebt, wie bekannt ist, auch große Kinder,) die anerkannten Dinge ohne Nahmen, also *wie ein Taubstummer*, und die Mutter oder Amme lehrt ihm das erste Wort, z. B. *Papa*, so zeigt sie mit dem Worte entweder zu eben derselben Zeit auf den Vater, oder sie spricht nur das bloſse Wort aus.

Das Kind empfindet das Wort *Papa* durch sein Gehör sehr oft, ohne zu wissen, daſs es aus Tönen oder Sylben besteht, und des Vaters Nahme ist. Es weiſs eben so wenig, daſs es dies Wort *Papa* bald in das Gedächtniſs, mit oder ohne Gegenstand, bald in die Einbildungskraft, bald wieder in das Gedächtniſs und also wechselsweise hinüber und herüber tragen muſs; als daſs es sich sogleich bei der Aussprache des aus dem Gedächtnisse hervor gezogenen Wortes *Papa* seinen Vater vorstellen lernen soll. Dies alles geschieht ohne sein Bewuſstseyn; denn es ist das erste Wort, welches das Kind lernt. Man kann sich mit ihm darüber nicht einlassen, weil es andere Wörter weder weiſs, noch versteht: die Mutter oder Amme kann

nicht erklären, warum sie das Wort *Papa* lehrte; das Kind lernet es wie andere Wörter, welche symbolische Unterscheidungs- oder Erkenntnifszeichen verschiedener Dinge sind, mit den Dingen selbst anfänglich nur vermittelst der Sinne, ohne dabei Ueberlegung zu haben.

Die mehrmahlige Wiederholung eines Wortes zu dem bewufsten Gegenstande gebärt endlich das Vermögen, mit Leichtigkeit vom Worte an das Object, und vom Objecte an das Wort zu denken, so wie das Object entweder durch das Wort, in und aufser uns, oder das Wort, als der Nahme des Objectes selbst, sollte ausgedrückt werden.

Man gehe selbst mit Kindern um, welche sprechen lernen, und man wird gewahr werden, dafs ihnen dieses unsäglich mehr Mühe kostet, als jenes: sie müssen ihre Kräfte stärker anstrengen, wenn sie von dem Gegenstande an das Wort denken sollen; und es kommt ihnen leichter vor, ihren Gedanken vom Worte auf den Gegenstand zu heften. Ueberhaupt erfordert es bei Kindern viele Bemühung, ehe sie solche abwechselnde Darstellungen und Benennungen lernen und diesen Wechsel in Begriffen zur gehörigen Fer-

tigkeit bringen. Hingegen findet man, dafs bei erwachsenen Personen sich der Gegenstand zu dem ausgesprochenen Worte viel geschwinder darstellt, als das Wort zum Gegenstande. Ich habe nie einen verständigen Menschen gekannt, der ein Wort gesprochen hätte, ohne dessen Object zu kennen; dagegen ist es nicht selten, dafs man einen Gegenstand genau kennt, und doch nicht das Wort dazu finden kann. Es wird den Taubstummen anfangs schwer, sich bei dem abwesenden (geschriebenen) Worte den Gegenstand zu denken. — Spricht man ihnen das sonst wohlbekannte Wort, sprechen sie es auch nach, so verstehen sie es doch nicht eher, als wenn man sie es schreiben läfst.

Die *Töne* sind durch ihren anerkannten Werth dunkle Triebfedern; durch ihren Reiz wird in dem Sinne des Gehöres eine Empfindung bewirkt, welche wir, ohne es zu wissen, als Anfangsleiter (*scalam*) nach ihren tönenden Veränderungen (*intervallis*) annehmen.

Ein aufmerksamer Beobachter der Fortschritte menschlicher Begriffe weifs, dafs die Anerkenntnifs der Dinge in unserer Kindheit einen Schneckengang hat. Die Einbil-

dungskraft erwirbt sich ihre mannichfachen Darstellungen und Begriffe durch Merkmahle von allerlei Farben, Formen, symbolischen, personificirten und andern sensiblen Objecten, oder durch davon abstrahirte Gleichförmigkeiten. Das Gedächtniſs befestiget sie nach ihrer Folge, jedoch ohne Ausschluſs einverwebter und dunkel wirkender Empfindungen, durch tönende Nahmen, so daſs wir Zeit unsers Lebens tonhaft denken. *Mit diesen tönenden Triebfedern* können wir es in Künsten und Wissenschaften zu hoher Fertigkeit bringen.

Der Schriftsetzer, welcher längst vorher in tönenden Zeichen gesprochen und sie im Abcbuche gelernt hat, muſs im Anfange seiner Setzkunst jedes Fach dieser Zeichen, im verkehrten Satze, wieder aufs neue betrachten; nach anhaltender Uebung können wir der Geschwindigkeit seiner Hände kaum mit den Augen folgen, und er findet einen Buchstaben, ehe wir noch merken, daſs er ihn suchen will. Ein gleiches gilt von dem Klavierspieler. Er, welcher seine Musikskala oder einfache Tonleiter *c d e f g a h* *)

*) Mein Freund *P.* spielte auſser dem Klaviere noch Violoncell und Bratsche oder Viole. Bei dem Kla-

ebenfalls zuvor als Scala zum Bücherlesen lernte, verbindet nun die Noten und dazu gehörigen Tasten auf dem Klaviere damit. Anfangs muſs er jede Taste betrachten, ehe er sie anschlägt, durch anhaltende Uebung bringt er es dahin, daſs er die vortrefflichste Musik hören lassen kann *). Ich könnte noch viele dergleichen Gedankenfertigkeiten anführen; aber wozu? — Sie sind sämmtlich tonhaft. Dies ist so apodiktisch, daſs alle Schwärmer, Enthusiasten, Fanatiker und Hirnweber **) ihre Geheimnisse, Einbildun-

vierspielen brauchte er drei Schlüssel, nämlich: Discant- Violin- und Baſsschlüssel, zur Bratsche den Alt- und bei dem Violoncell noch, auſser den genannten, den Tenorschlüssel, welcher bei diesem Instrumente, auſser dem Baſsschlüssel, am gewöhnlichsten ist. Auf dem Klaviere muſste er sich lange besinnen, wenn er Musik in diesem Schlüssel geschrieben lesen und spielen wollte, da er ihn doch auf dem Violoncell ohne Schwierigkeit spielte. Eben so ging es ihm mit dem Altschlüssel auf dem Violoncell; gab man ihm eine Bratsche in die Hand, so spielte er die Noten ohne Schwierigkeit ab, die ihm, wenn er das Violoncell hatte, langes Besinnen kosteten, weil hier der Alt-, so wie dort (bei'm Klaviere) dieser und der Tenorschlüssel nicht oft vorkommen.

*) *Moses Mendelssohn* a. a. O. S. 56—57.

**) Mit diesem Worte benennt *Herder* diejenigen, welche Hirngespinste aushecken.

gen, Empfindungen und Hirngespinste aus möglichen oder fingirten Reichen nicht anders schildern können, als durch Wörter; wenn sie gleich nicht allgemein bekannte Bilder, sondern seltsame Metaphern wählen, die oft zu lange fortgesetzt werden und in dunkle Allegorien ausarten, daſs man sich zermartern und zerarbeiten muſs, einen Sinn aus dem verworrenen Zeuge zu bringen, welches selbst ein *Aristoteles* weder entwickeln noch verstehen würde, wenn er auch blos deswegen aus dem Grabe auferstehen wollte. Die Begierde treibt sie, nicht wie andere Menschen zu reden, und sollten sie den bereits vor ein hundert vier und achtzig Jahren verblichenen *Jacob Böhme* erwecken, so thun sie es, nicht weil sie meinen, daſs Gott ihm das Centrum der Natur anvertrauet habe, sondern weil seine Schreibart so allerliebst dunkel ist. Die Herren haben auch wirklich einigen Vortheil davon: ganz alltägliche Gedanken erhalten einen gewissen Schein der Neuheit, dessen Schimmer einige Minuten blendet. Dennoch müssen die Schwärmer und Hirnweber die Eigenschaften ihrer Geheimnisse und Hirngespinste im Menschenton detailliren; sie mögen ihre Prädikate,

um ein Subject davon zu formiren, auch noch so weit herholen. *Homer's* Chimäre ist vorn ein Löwe, in der Mitte eine Ziege, hinten eine Schlange: alle Eigenschaften seiner Götter und Helden haben tönende Nahmen; und eben so sind die Begriffe des Algebraisten u. s. f. tonhaft.

Ist es nun nicht zu leugnen, daſs wir nach gedachter Art zu denken gezwungen sind, und werden wir gleichwohl oft in der geselligen Fantasie vorbeirauschende Vorstellungen gewahr, die zwar Formen, Farben, Eigenschaften und Aehnlichkeiten von Dingen haben können, die sich aber ohne Namen nicht lange denken lassen, so erinnert uns das an die unbenannte Denkart noch nicht sprechender Kinder und taubstummer Personen.

Bei Erlernung der Schriftsprache (ohne Tonsprache) soll sich der Taubstumme zuerst die geschriebenen Charaktere zu Wörtern vorstellen; hernach muſs er die Verschiedenheit der wörtlichen Ideenbenennungen und endlich die Sache selbst denken und in seine Einbildungskraft führen oder aus seinem Gedächtnisse herbei ziehen, ehe er seine Vernunft darüber anwenden kann.

Diese ihm völlig unbekannte und seiner Einbildungskraft ganz entgegen stehende Art, seine Gedanken zu bezeichnen, kommt ihm sehr widernatürlich vor. Er soll seine Geberdensprache verläugnen, die in leichten einfachen Zeichen besteht: an ihre Stelle soll er sich geschriebene Zeichen angewöhnen, die seinen kalten Gesichtssinn wenig rühren. Er soll geschriebene Buchstaben und Wörter mit dem Gedächtnisse fassen, dieselben ihm einprägen, sie aufbewahren, bei sichtbarer Vorstellung der Dinge oder Handlungen wieder aus dem Gedächtnisse holen und sie zu Papiere bringen, ohne daſs sein Gedächtniſs eine zum Grunde liegende Scala dazu erhielt. — Gewiſs das muſs einem solchen Unglücklichen ungemein beschwerlich seyn. Und Trotz dieser Beschwerlichkeit ist es ein Gebäude, das nicht fest steht.

Der Taubstumme hat nicht zu jeder Zeit und bei allen Umständen Gelegenheit, sich in der Schriftsprache auszudrücken. Daher vernachlässiget er sie und bleibt lieber bei seiner Pantomime, die einfach, kurz, und ihm eben so geläufig ist, als uns Hörenden die Muttersprache. Er erlangt auf die Art nie die nöthige Fertigkeit in der Schrift-

sprache; und das vorzüglich aus der Ursache nicht, weil er durch seine Geberdensprache *die Handlung zuerst* und *das Handelnde zuletzt* bezeichnet, auch alle Hauptwörter zu Zeitwörtern bildet. Schreibt man den' Taubstummen z. B. auf: „Der Friseur *N.* hat dich auf den Rücken geschlagen;" so muſs er nach langsamen Ueberlesen sich erst die Handlung selbst vorstellen und dann bei sich vergleichend überdenken, daſs es ihm gilt, ehe er einen Schluſs daraus ziehen kann: er muſs die Buchstaben oder Wörter empfinden, sich von der dadurch benannten Sache einen Begriff machen, zwischen ihr und seiner Pantomime die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zu bemerken suchen, so kömmt er endlich zum Vernunftschluſs.

Wir Hörenden empfinden auch im Lesen und Reden die Töne, allein das Bewuſstseyn desselben hört durch die Fertigkeit des tönenden Denkens bei uns auf, indem Vorstellung und Vernunftschluſs so geschwinde auf einander folgen, daſs uns nicht einmal alle Empfindungen dabei einfallen. Nie vermag ein Taubstummer vermittelst seines Gesichtssinnes, durch die Schriftsprache allein diese Fertigkeit zu erlangen. Nur mit Artikula-

tionen kann er seine Gedanken verknüpfen lernen. Täglich übt er sich hierin und bekommt immer mehr Fertigkeit: das macht sie fester, und endlich arten sie zu den Gedankenreihen, wie bei uns, in einen Zug von Nothwendigkeit aus.

Ehe der Taubstumme die schriftliche Folge der Buchstaben mechanisch lernt, welche und wie viel Schwierigkeiten muſs er zuvor überwinden! Schwierigkeiten, die so unübersehbar groſs sind, daſs ich mir gar keine Idee davon machen kann! Die Buchstaben weiſs er nicht zu nennen, buchstabiren und sylbiren kann er nicht, Wörter kann er gar nicht lesen! — Der ist ein groſser *Apoll*,*) und er soll die *Phyllis* allein haben,**) der bestimmt angeben kann, welche Gleichförmigkeit ein so unterrichteter Taubstumme den Buchstaben und Wörtern beilegt, und was bei deren Malerei in ihm vorgeht!

Bei den Taubstummen muſs Gefühl mit dem Gesichte verbunden den Mangel des Gehöres, so viel möglich, ersetzen oder da

*) — — — — *Et eris mihi magnus Apollo.*
Virgilii Bucolica Ecl. III. v. 104.

**) — — *Et Phyllida solus habeto.*
Virgilii Bucolica Ecl. III. v. 107.

für den Dienst leisten. Die Töne oder deren Anwendung werden durch eben das Mittel ersetzt, welches sie hervorbringt, nämlich durch die Bewegung der Sprachwerkzeuge: diese beobachtet der Taubstumme an andern und ahmt sie nach, ob er gleich davon nichts höret. Die Artikulationen, nicht die Töne allein, sind das Fundament der Tonsprache, deren sichtbare Kopie die Schriftsprache ist.

Heinike schreibt in den *Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache* Th. I. S. 104: „Die Tonsprache des darin belehrten Taubstummen verwebt sich bald dunkel mit seinen angereiheten Begriffen in das Einverständnifs der dazu wirkenden Seelenkräfte; und es dauert nicht lange, so fängt er sein Gedankenspiel mit seinen neuen Zeichen an: wobei seine Sprachwerkzeuge, jedoch stillschweigend, in einer beständigen Bewegung sind, und er (so zu sagen) seine ihm bekannten und mit Begriffen verbundenen Wörter und Redensarten *käuend denkt*. Dieses Käuen oder Bewegen der Sprachwerkzeuge bleibt ihm eine geraume Zeit gewöhnlich, und es muſs ihm so lange zugelassen werden, bis er genug Begriffe und Fertigkei-

ten erlangt hat, alsdann kann man ihm solches leicht wieder abgewöhnen. So bald sich nun, nach meinem Unterrichte, bei einem Taubgebornen das *Nahmengeben* seiner Begriffe zu mehren beginnt, alsdann fängt er an *im Schlafe laut zu sprechen*: und hierdurch kann man versichert seyn, dafs seine namentliche Denkungsart jetzt Wurzel geschlagen habe." Dieses geschieht selten vor einem halben Jahre. Nur bei einem Einzigen bemerkte ich das *redend träumen*, als er kaum zwei Monat im Institute war. Dieser achtjährige Knabe konnte den Buchstaben *g* nicht aussprechen. Eines Tages strengte ich vergebens alle Mühe an; Abends fragte ich ihn pantomimisch, ob er Lust hätte noch ein paar Versuche mit mir zu wagen. Er nickte, griff sich recht an und brachte verschiedene Laute hervor, aber kein *g*. Als er sich in's Bett gelegt hatte, versuchte er noch diesen Ton so lange bis er einschlief, ohne dem Ziele seines Wunsches näher zu kommen. Ich hörte ihn schnarchen und im festen Schlafe bald darauf das *g* recht deutlich einige Mal sagen. Laut rief er vor Freude; *g habe*! und schlief ununterbrochen dabei fort. So bald der Taubstumme erwachte,

te, nahm ich diesen Buchstaben wieder vor; allein, der Laut war verschwunden, und es währte noch einige Monate, ehe *g* am Tage zum Vorscheine kam.

Aus dem Gesagten erhellet, daſs dem Taubstummen die bestimmte Bewegung der Sprachwerkzeuge und, wenn er dieselben auch nicht bewegt, die bloſse Vorstellung davon zum Zeichen der Begriffe dient. Ich habe folgenden Gang bemerkt: der Taubstumme weiſs erst das Wort und die Bedeutung desselben *an der Stelle*, wo es in *seinem* Buche steht — ebendasselbe Wort und seine Bedeutung weiſs er an einer andern Stelle nicht anzugeben — dann lernt er auch dieses — hierauf lernet er es, wenn es ihm vorgesagt wird und er es aufschreiben kann, — endlich aus dem bloſsen Vorsagen und seinem Nachsprechen anerkennen. Er bringt es darin zu einer solchen Fertigkeit, daſs er die Bedeutung der gesehenen Worte sogleich versteht, ohne sie erst mühsam auf seine Sprachorgane zu reduciren. Es geht ihm, wie uns Hörenden: wir führen bei unsern Gesprächen das Mannigfaltiges-Enthaltende in den zusammen gesetzten Wörtern auch nicht auf den einfachen Ton oder auf jede Sylbe

zurück. Wir Hörenden achten freilich nicht genau auf jene Bewegungen, sondern lediglich auf den Ton, den sie hervor bringen; wir haben also bei unsern Gedanken nur die Vorstellung von den Tönen. Die Art des Unterrichts der Taubstummen, da man sie sprechen lehrt, ist demnach ohne Zweifel viel vortheilhafter, als die Geberdensprache oder die Schriftsprache. Die Geberdensprache ist zu unvollkommen, um alle Verbindungszeichen der Gedanken auszudrücken; und wenn jemand *von einer vollkommenen Zeichensprache*, *von einer innern Pantomime oder von einer aus dem Innern hervor gezogenen Pantomime* spricht, so ist dies, wie *Cicero* sagt, *audax negotium et impudens*, mit einem Worte: eine Charlatanerie. Die Zusammenreihung von Buchstaben, ohne Bezug auf einen vorzustellenden Schall oder auf die ihn hervorbringende Bewegung, ist eben so schwer zu fassen, als sie leicht vergessen wird, weil sie unmöglich in bloßer Vorstellung wiederholt werden kann. Der Taubstumme vermag folglich nicht, wie mit den oben gesagten Zeichen, beständig in Gedanken sich darin zu üben.

Man macht den Einwurf, daß die Taub-

stummen doch nur wenige so verstehen lernen, um mit ihnen reden zu können, da der verschiedene Dialekt und andere zufällige Umstände in der Aussprache ihnen im Wege stehen, sich mit allen zu unterhalten. Allein wir mit Gehör und Sprache begabten Menschen selbst verstehen nur wenige Dialekte der deutschen Sprache. Wer erkennt wohl sein schulmäſsiges Hochdeutsch wenn er einen österreichischen Bauernburschen singen hört:

Wann's Dianàl sauba is, und is nu jung;
Muas da Bua lusti sa, sist kimmt a drum;

oder das Liedchen, welches sich auf die sonst gewöhnliche Befreiung der Baiern von der Rekrutirung in Oberösterreich bezog:

I bin a jungs Biabal von Boaland aha
Und laſs mi halt nöt z' an Soldaten faha:

oder wenn in Oesterreich eine Bauerndirne bei'm Spinnrad' anstimmt:

Das Franzal, das Stanzal, das Lisal, das Dick
Hant alli scha gheirat, just i han koi Glick;

oder versteht er das schwäbische Volkslied:

Harzeli, Schatzeli, hett' i di um antlaſs,
Kuſst' i di, drucht' i di, bis um halbes zwantlaſs?

Wir müssen die fremden Mundarten erst

mühsam lernen. So würden die Taubstummen sich auch darein schicken, wenn es Noth thäte: gewöhnlich reicht ihr Wirkungskreis nicht so weit.

Endlich könnte man für die empfohlene Methode noch die von Hrn. *Frank* *) und Hrn. *Rudolphi* **) (welche beide den Hauptpunkt bei dem Unterrichte der Taubstummen sehr wohl eingesehen und aufgefaſst haben) angegebene wichtige Bemerkung *Galls* anführen, daſs die Kinder, wenn sie nie ihre Stimmwerkzeuge gebrauchen, leicht eine schwache Brust bekommen; daſs, seitdem die Taubstummen sprechen lernen, die vorhin unter ihnen so häufig herrschenden Brustkrankheiten weit seltener geworden sind;

*) *Dr. Joseph Frank's Reise nach Paris, London, und einem groſsen Theile des übrigen Englands und Schottlands, in Beziehung auf Spitäler, Versorgungshäuser, übrige Armen-Institute, medicinische Lehranstalten und Gefängnisse.* Wien, b. Camesina, 1804. gr. 8. Th. I. S. 96.

**) *Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneikunde, auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich, gesammelt von Karl Asmus Rudolphi.* Berlin, in der Realschulbuchhandlung 1804. gr. 8. Th. I. S. 54.

eine Sache, die sich auch sehr leicht begreifen läſst, wenn man erwägt, daſs diejenigen Theile eine gröſsere Kraft erhalten, welche mäſsig geübt werden.

Wer von Hrn. *Wolke's* Schrift *) gehört hat, — gelesen wird sie niemand haben, wer es nicht Amts und Berufs halber muſste, und wem es nicht statt der Tortur zuerkannt ward, — dem wird meine ganze Arbeit sehr vergeblich scheinen. Deswegen ist es nöthig, über jene ein Paar Worte zu sagen. — Hrn. *Wolke's* Einfall, seine *Anweisung* allen Müttern junger Kinder, den Lehrern der Jugend in Familien, in Stadt- und Landschulen, den Lehrern der Taub- und Hörend-Stummen und den Sprachfreunden zu widmen, — muſs man ihn nicht für

*) *Anweisung, wie Kinder und Stumme one Zeitverlust und auf naturgemäſse Weise zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schreiben oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind, mit Hülfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde, nebst einigen Sprachaufsätzen.* Mit 3 Kupfertafeln und einer Lese-Tabelle. Allen Müttern junger Kinder, den Lerern der Jugend in Familien, in Stadt- und Landschulen, den Lerern der Taub- und Hörend-Stummen und den Sprachfreunden gewidmet von *C. H. Wolke.* Leipzig, b. Crusius 1804. XIV. und 496 S. gr. 8.

einen recht unverschämten Kniff einen gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zueignung anders als ein Bettelbrief, seine *Anweisung* überall einzuführen? Wenn, anstatt des Verfassers Nahmen, der Nahme des Verlegers unter dieser Zuschrift stände, so würde ich weiter nichts daran rügen, als dafs dieser vergessen habe, den Lehrern der Jugend in Familien, in Stadt- und Landschulen, den Lehrern der Taub- und Hörend- Stummen in jedes halbe Dutzend Exemplare, das sie verbrauchen würden, das siebente obenein zu versprechen. Aber dafs sich Hr. *Wolke* selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten liefs, das mufs ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht blos lächerlich, es mufs ihn verächtlich machen. Gesetzt auch es wäre unwidersprechlich, dafs seine *Anweisung* vor allen andern eingeführt zu werden verdiente, hätte ein grofser Mann wie er seyn will, — denn alle grofsen Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? — Aber die Mütter junger Kinder, die Lehrer in Familien, in Stadt- und Landschulen, die Lehrer

der Taub- und Hörend-Stummen und die Sprachfreunde, wie haben sich die dabei verhalten? — Sehr leidend; es scheint eben nicht, daſs sie so leicht zu bestechen wären. In der That kann auch für Hrn. *Wolke* selbst nichts wünschenswerther seyn, als daſs sie sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Dedikation achten. Denn ich sorge, man fängt sonst an, den berühmten *Wolke* *) — auszulachen.

Wenn die Lehrer das dickleibige Buch, welches zu gebrauchen sie gebeten worden sind, auf allen Seiten verbessern und widerlegen müssen, welche Achtung können sie für den Autor bekommen? Mit Vorbedacht schrieb ich *Autor*, weil dies Wort von αὐτὸς herkommt. *Auctor* (von *augeo*) kann man Hrn. *Wolke* nicht nennen; womit hat er hier die Wissenschaften vermehrt? — Daſs es wirklich nothwendig sey, ihm auf jeder

*) Man könnte Hrn. *Wolke* manche Beziehlichkeit aus *Aristophanes Wolken* (Dunstgöttinnen) als ihm geltende Weiſsagung verehren; wenigstens wäre er wohl öffentlich aufzufodern, ob er seine *Götterschaft* in einer solchen Eigenschaft als *Sprachforscher*, wie sie die *Schützische* Uebersetzung schon recht vergnüglich wieder gegeben hat, auf diesem Erdenrunde geltend zu machen Lust habe u. s. f.

Seite nachzuhelfen, beweiset die Recension in der *Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung* 1807. Nr. 162. S. 81—88 und Nr. 163. S. 89—91. Der Recensent ist ein Mann, welcher im geringsten nicht streng ist, sondern mit allzugrofsem Glimpfe verfährt; sonst würde er unverhohlen gesagt haben: Hrn. *Wolke's Anweisung* ist so wenig mit Einsicht geschrieben, dafs sie ohne Kritik ganz unbrauchbar bleibt, wegen der gar zu vielen Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, womit Hr. *Wolke* seine Meinungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhlichen Dunst von Worten, theils durch das Gepräge einer eiteln und magern Philosophie vor treuherzigen Lesern ziemlich versteckt werden.

Ein breit Gewäsch und nichts dahinter*). Soll ich mein Urtheil mit Beispielen bestätigen? aber mit wie vielen? mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Doch wer würde mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden müfste! —

*) *Nae ista hercle magno jam conatu magnas nugas dixerit.*
Terentii Heavtontimorumenos A. III. Sc. V. v. 8.

Wir Lehrer der Taubstummen finden in Hrn. *Wolke's* Schrift gar nichts, was wir gebrauchen könnten. Oder sollen wir seine theoretischen Winke befolgen, unsern Zöglingen Wasser in den Mund geben, sich damit zu gurgeln, um *r* aussprechen zu lehren? Sollen wir bei dem *u* die Kohlen anblasen? Sollen wir dem Taubstummen zeigen, wie die Katze ihre Zunge bei dem Milchlecken *drehet*, um *l* hervor zu locken? — Der angeführte Recensent schreibt S. 83: „Das kann Hrn. *Wolke's* Ernst wahrhaftig nicht seyn, oder — er hat nie eine Katze Milch lecken sehen!" Dies ist aber auch die bitterste Stelle, die in der Recension vorkommt. Der Recensent ist, wie gesagt, wiel zu nachsichtig. Wie wenig erinnert er z. B. bei dem *Anhange* der *Wolkischen* Anweisung S. 91; „Der *Anhang* liefert (S. 487—495.) ein Paar Worte *über Pestalozzi und Olivier*. Hr. *Wolke* vermuthete in *Pestalozzi's* Methode eine der *Wolkischen* ähnliche Versinnlichungs-Methode. *Hoc erat in votis!**) „Aber, (setzt er hinzu) diese angenehme Erwartung ist durch die Beschaffenheit seiner erschienenen Elementarbücher zu meinem

*) *Horat. Sermonum Lib. II. Sat. I. v. 1.*

Leidwesen unerfüllt geblieben. Diese enthalten keine Spur von meiner Art, Sprachkenntnisse und Sachenbegriffe mitzutheilen. „„Freilich das ist arg! So etwas ärgert Hrn. *Wolke* mit Recht. Nun hat *Pestalozzi* seinen Beifall ganz verloren. Hr. *Wolke* publicirt das Urtheil „„ *daſs er mit Recht zur Ehre des menschlichen Verstandes zweifeln dürfe, ob je eine unnatürlichere, zweckwidrigere, verkehrtere Methode, als die Pestalozzische ist, könne erfunden werden*"""*) Wir wollten Hrn. *Wolke* wohl rathen, die *Briefe über diese Methode, über Pestalozzi und sein Institut* zu lesen, welche Hr. *von Türk* heraus giebt, und dann trauen wir ihm zu, daſs er die Billigkeit haben wird, dem wackern *Pestalozzi* das Unrecht abzubitten, welches er ihm anthat." — Ich traue es ihm

*) *Istuc est sapere, non quod ante pedes modo est Videre, sed etiam illa, quae futura sunt, Prospicere.*

Der ist ein kluger Kopf,
Der sehen kann, nicht das was *kam*, nein, das
Was kommen *wird*.

Terent. Adelphi A. III. Sc. IV. v. 23—25.

Ganz die *Aristoph.* Weissagungs - und Spürkraft der *Wolken!* unfehlbar ist *Eine* derselben seine göttliche Mutter, oder alle sind seine dunstgöttlichen Schwestern!

nicht zu: die kleine Wolke hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet und will den edlen *Pestalozzi* nieder donnern. Dieser Hochherzige, der seine Nebenmenschen liebt und mit aller seiner Wirksamkeit nur für andere lebt, unterscheidet die Menschen in *Wortmenschen* und *Sachmenschen*: er selbst gehört zu diesen, Hr. *Wolke* unfehlbar zu jenen; und die Wortmenschen beharren gern auf ihrem ausgesprochenen Worte. *Pestalozzi*, der Jahre lang bloſs für das Wohl der Menschheit, für die Erziehung, lebte, der so viele unverdächtige Zeugnisse von dem Werthe seiner Methode für sich hat, soll von Hrn. *Wolke* zerschmettert werden; von einem Manne, der neben der Pädagogik in so vielen andern Künsten und Wissenschaften flüchtig und unstät herum wandert wie eine Wolke, der gern ein *Leibnitz* seyn möchte, und im Erziehungsfache, seinen Schriften nach zu urtheilen, da stehen blieb, wo er schon vor dreiſsig Jahren stand! Indessen hat Hrn. *Wolke's* Zorn seinen guten Grund: *Pestalozzi* übt das Gegentheil von der wohlmeinenden Bemühung des Hrn. *Wolke*; das Spiel selbst wird, nach *Pestalozzi's* Methode, Beschäftigung; da hin-

gegen *Basedow* und Hr. *Wolke* auf den unseligen Irrthum gerathen waren, die Beschäftigung zum Spiele zu machen. Wenn man haben will, daſs ein Geschäft gut besorgt werde, so muſs man sich ja hüten es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muſs der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewiſsen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestoſsen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmäſsigkeit der Methode keinesweges verbergen, sondern ihm vorzüglich darauf aufmerksam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende soll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preis der Anstrengung ist. Wer nur einigermaſsen die für den echt deutschen Geist verderblichen Folgen der *Gallo-Anglomanie* beobachtet hat, mit welcher einige Genies unter den Pedanten in den letzten dreiſsig Jahren Philanthropie trieben, der wird mir gewiſs beipflichten. — Allerdings ist *Pestalozzi's* Methode nicht neu, sie ist die Methode der Lehrer der

Taubstummen. Denn der Grund dieser Methode ruht auf Entwickelung der Anschauung. Ohne Anschauung kein Begriff und kein Wort, als Zeichen des Begriffs; die Anschauung selbst, als in der Endlichkeit, ist quantitativ bestimmter durch Mafs und Ziel. Dadurch stellt sich die Methode der Halb- und Vielwisserei entgegen; das Angeschaute soll nach seinen Mafs- und Zahl-Verhältnissen gründlich gekannt werden, und der Zögling soll sich gewöhnen, nicht mit einem *Worte* sich bezahlt zu machen oder mit einer Erklärung in Worten, die er nicht begreift, weil ihm die Anschauung fehlt. Ganz den entgegengesetzten Weg ging Hr. *Wolke*, er bildete — Kinder der Routine, des bloßen Auffassens eines Dargebotenen, des Nachbildens und Nachahmens, ohne den Geist durch Ideen zu beleben; er machte das Vorzeigen des Vielen und die reichliche Erklärung zur Sitte, nicht eigene Entwickelung der Anschauung selbst an Gegenständen. Ich habe schon manche gebildete Mutter mit lustigem Lächeln bemerken hören: „*Pestalozzi* sage gar nichts neues; so hätte sie ihre Kinder vor zehen, funfzehen und zwanzig Jahren erzogen!“ Ein schöneres Lob giebt

Pedridge Garrik's Spiele nicht, indem er ihn der Natürlichkeit anklagt, als jene Mütter *Pestalozzi'n* geben, wenn sie bei aufgeklärter überdachter Sorgfalt für die Entwikkelung ihrer Geliebten von jeher thaten, was *Pestalozzi* der gedrückten zertretenen Menschheit lehrt.

Die *Erfahrung* kommt zwar in den Köpfen der Spekulanten nur als eine Krücke in Betracht, an welcher der praktische Erzieher, ihres Bedünkens, einher hinkt, weil es es ihm, auch ihres Bedünkens, an den höhern Grundsätzen fehlt, kraft deren sie selbst frei und aufrecht zu stehen und eine Erfahrung wie eine geometrische Figur construiren zu können glauben; und doch sollte die Erfahrung, diese den Spekulanten so verächtliche Lehrerin, nirgend mehr hochgeachtet werden, als in allem, was zur Erziehung gehört. Selbst der Gesetzgeber, welcher politische Experimente nach neuen Grundsätzen macht, hat weniger zu verantworten, als der Erzieher, der, auf seine Unfehlbarkeit bauend, nur einen Seitenblick auf die Erfahrung wirft. Der Gesetzgeber hat es denn doch zunächst mit *erwachsenen* Menschen zu thun, die ihren Willen mehr oder

weniger geltend machen können und dürfen; aber der Erzieher verdirbt die freie Individualität, die er nach Ideen entwickeln soll, im Keime, wenn seine Ideen der Natur widerstreiten, die er meistern will.

Nimmer lehrt die Natur uns Anderes, Andres die Weisheit. *)

Das große Geschäft der Erziehung ist an sich schon Eines der *bedenklichsten* Geschäfte, die ein Mensch mit seines Gleichen unternehmen kann. Je weniger der Erzieher selbst noch der Erziehung bedürftig ist, desto richtiger muſs er den Werth einer freien Individualität zu schätzen wissen. Aber was ist denn schwerer zu erkennen, als eben das Individuelle, das pädagogisch entwickelt, aber nicht unterdrückt werden darf? Auch der sorgfältigste und verständigste Erzieher läuft Gefahr, der Natur und dem Schicksale auf eine vermessene Art in das Amt zu greifen, und die Selbstständigkeit zu hemmen, deren Entwickelung seine erste Sorge seyn soll. *Charakterlosigkeit* zeichnet nur gar zu oft die Menschen aus, die mit der gröſsten Sorg-

*) *Nunquam aliud Natura, aliud Sapientia dixit.*

falt und nach den besten, aber in der Anwendung verfehlten, Grundsätzen erzogen wurden. Fast jeder vorzügliche Mensch mußte, auch wenn er im Ganzen gut erzogen wurde, noch einmal ganz von vorn anfangen, um sich selbst *nach seiner Individualität* zu erziehen. Der gemeine Schlag der Sterblichen überläßt das Geschäft, da fortzufahren, wo der Erzieher aufhörte, dem Zufalle; und der Zufall fährt dann gewöhnlich so fort, daß im reifern Alter nur noch eine schwache Spur der Erziehung zu sehen ist. Deswegen soll der Erzieher die *gemeinen* Naturen eben dadurch veredeln, daß er sie gewöhnt, so wenig als möglich vom Zufalle aus sich machen zu lassen. Aber eben deswegen steht das Geschäft des Erziehers gewissermaßen mit sich selbst im Widerspruche. Denn ist die Autorität des Erziehers für den Zögling nicht auch Zufall? Das fühlen die *nicht gemeinen*, das heißt hier *selbstständigeren* Naturen sehr früh. Darum sträuben sie sich zuweilen ohne allen bösen Willen gegen die Erziehung, während manches der so genannten *folgsamen* Kinder dem Erzieher aus derselben Ursache sein Geschäft so bequem macht, aus der es in

der

der Folge charakterlos dem Zufalle nachgiebt. Wo ist nun hier die Gränze zwischen dem Gemeinen und Nicht-Gemeinen? Noch mehr. Das vorzügliche Talent und die moralische Energie entwickeln sich zuweilen nur im Kampfe mit dem Schicksal. Einen solchen Kampf soll doch der Erzieher wohl nicht methodisch herbei führen?

Eine allgemeine Norm der Veredelung der menschlichen Natur muſs indessen jeder Theorie der Erziehungskunst zum Grunde liegen, und dem Erzieher kann nichts weiter zugemuthet werden, als daſs er jene Norm hinlänglich kenne, und in ihrer Anwendung nicht fehle. Angenommen nun, die Norm selbst sey im Ganzen nicht mehr problematisch, so umfaſst sie doch, von welchem Princip sie auch ausgehen mag, *alle* intellectuellen und moralischen Kräfte, in welche die menschliche Geistesthätigkeit sich getheilt. Es fragt sich also, wie eine Kraft durch die andere so geweckt und geübt werden kann, daſs das menschliche freie Wesen sich am kräftigsten und leichtesten seiner ganzen Geistesthätigkeit für den Zweck seines Daseyns erfreue? — Und eben diese Frage ist die beschwerlichste in der gesammten Theorie

der Erziehungskunst; und wo wirklich g
leistet wird, was die Aufgabe fordert, da ri
tet der Erzieher durch einen *individuell*
Takt, der ihn immer in das richtige Verhä
nifs zu seinem Zöglinge stellt, mehr aus,
durch folgereiche Betrachtungen, die d
Blick fast immer von der Praxis zur The
rie zurück lenken und den ausübenden Ve
stand verwöhnen, den wahren Augenblick en
schlüpfen zu lassen.

Ein feiner *praktischer Sinn*, der sich n
kultiviren, aber so wenig wie andere Tale
te erwerben läfst, ist das wesentlichste T
lent eines guten Erziehers. Durch prakt
schen Sinn und individuellen Takt wird nu
jeder Erzieher um so mehr in seinem Beru
ausrichten, je mehr er die intellectuellen un
moralischen Kräfte in einem solchen Ve
hältnisse zu einander weckt und übt, da
die *Einheit* der ganzen Geistesthätigkeit, un
eben dadurch das wahre Gefühl der Indiv
dualität, und eben dadurch die *Selbstständig*
keit entwickelt werde, die das letzte Zie
aller wahren, die Freiheit als das Höchste i
Menschen respectirenden, und nicht morali
sche Gliederpuppen bildenden Erziehungs
kunst ist.

Und was ist es denn anders, was der so viel besprochene und von Hrn. *Wolke* so gemißhandelte *Pestalozzi* mit seiner durchaus praktischen Erziehungsmethode will, und was der Erzieher der Taubstummen schon längst im Stillen ausrichtete? — Nachahmung dieser Methode ohne jenen praktischen Sinn ist eine Komödie, die nicht abgeschmackter seyn kann. — Ein *System* haben solche Erzieher im Grunde nicht; sie sind den Gang der Erfahrung ganz von unten auf gegangen, und ihr Führer war ihr Herz. — Für die Taubstummen wird durch jene Methode ohne allen Zweifel vortrefflich gesorgt. Aus Taubstummen erzieht man keine Philosophen, keine Dichter, keine Gelehrten, keine Staatsminister und keine Feldmarschälle.

Wenn ich mich nach allen Kräften gegen *die* oder *den Wolke* erhob, so geschah es wahrhaftig nur um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen, nie aus Leidenschaft; denn jede Züchtigung sey gerecht und führe zur *Gottseligkeit*, wie zur *Verdienstseligkeit*!

II.

Halbseitige Lähmung des Gesichts mit Verdrehung des Mundes, durch Lämmerfell geheilt.

Von

Dr. I. C. Succow

in Heidelberg.

Eine fast 40 jährige Frau eines Soldaten, welche von jeher immer eine dauerhafte Gesundheit genoſs und von dem ersten Zeitpunkte des regelmäſsigen Eintrittes der Reinigung solche zur gehörigen Zeit, aber sehr stark und mit deutlichen Beschwerden (*moliminibus menstrualibus*) bekam, behielt diese auch während ihrer mehrmaligen Schwangerschaften fort, in welcher Zeit sie meist, um eine glückliche Niederkunft zu haben, Aderlässe anwenden muſste. Durch viele

Strapazen in den Feldzügen, in welchen sie ihrem Manne folgte, hatte sie ihre vorher dauerhafte Gesundheit nach und nach zerrüttet, wozu noch mehrere Geburten und verschiedene Krankheiten beitrugen.

Geraume Zeit litt sie an hysterischen Umständen und Krämpfen, und ungefähr vor 3 Jahren stellte sich bei ihr ein ungewöhnlicher Eintritt der Reinigung ein, so, daſs sie diese, statt vorher alle 4 Wochen periodisch, jetzt alle 14 Tage sehr copiös bekam, die sich gewöhnlich 8 Tage vor ihrem Eintritte durch beträchtliche Beschwerden zu erkennen gab, worauf sie meist volle 8 Tage anhielt. Der Abgang des Blutes war dabei so stark, daſs sie besonders in den ersten Tagen des Eintrittes genöthigt war, einige male täglich ihre Wäsche und Bettüberzüge zu wechseln. Zugleich war dieser Blutfluſs mit einem unerträglichen Geruche verbunden. Verschwand die Zeit der Reinigung, so behielt die Kranke eine ziemliche Mattigkeit und Entkräftung, worauf sich ein weiſser Fluſs einstellte, welcher bei dem Eintritte ihrer Reinigung wieder verschwand.

Den 16ten Nov. 1809 wurde sie zu der Zeit, da ihre Reinigung auf die eben ange-

gebene Art eingetreten war, in einem Walde, wo sie Holz suchte und sich etwas in die Nacht verspätete, durch einige betrunkene Bauern erschreckt, worauf sie geängstigt nach Hause lief und ihre Reinigung sogleich aufhörte.

Den 18ten Nov., wo ich die Kranke zum ersten male besuchte, fand ich sie im Bette, sehr ermattet, mit Mangel an Appetit, Drükken in der Magengegend, belegter Zunge, üblem Geschmack im Munde, eklem Aufstoſsen, starkem Durste und Kopfschmerz, welcher mit Schwindel abwechselte, einem schnellen Puls, einem ziehenden Schmerze auf der linken Seite des Gesichts mit einer gänzlichen Verschiebung des Mundes nach der rechten Seite zu, (welchen Umstand sie aber schon einige Zeit vorher hatte, und deren Grund ich nicht genau erforschen konnte,) wobei eine Lähmung der ganzen linken Seite des Gesichts statt hatte. Die geringste Berührung der leidenden Seite, oder nur ein kaltes Lüftchen, verursachte ihr die unerträglichsten schmerzhaftesten Zusammenziehungen der leidenden Seite und der Augenlieder derselben, mit starkem Thränenausflusse verbunden.

Nach den oben angeführten Zufällen verordnete ich zuerst ein Brechmittel, worauf die Kranke eine ziemliche Menge Galle ausleerte, wonach die splanchnischen Symptome sich verloren, der Schwindel aber, die Verschiebung des Mundes mit den schmerzhaften Zusammenziehungen anhielten. Gegen Abend liefs ich ihr nach dem Brechen etwas Wein und Fleischsuppe geben, worauf sie sich ziemlich wohl befand.

Einige Tage nachher hatte sich ihre Reinigung wieder in eben solcher Menge, als vorher eingestellt.

Den 20sten Nov. schritt ich, nachdem die splanchnischen Affectionen beseitigt waren, zu dem Gebrauche tonischer Mittel in Verbindung mit flüchtigen, um die aus Schwäche der Gefäfse des Geschlechtssystems entstandene übermäfsige Reinigung zu ihrem periodischen Eintritt zurückzurufen. Zu diesem Zwecke wendete ich ein mit *Decoct. chinae* verbundenes *infus. cinnamom.* an, welchem ich, da bei dieser Person schon eine reichliche *Plethora* von dem ersten Eintritte ihrer Reinigung an, statt fand, etwas *Elixir. acid. Haller.* zusetzte.

Zugleich suchte ich nun auch die krampfhaften Zusammenziehungen und Lähmung der linken Seite des Gesichts, nebst der Verschiebung des Mundes zu heben, wogegen ich ihr äusserlich Einreibungen von *Spirit. vin.* mit *Camphora, Ol. terebinthinae, Tinct. cantharid. Spirit. salis ammoniac. caust.* u. s. w. anwendete. Mitunter gab ich ihr auch gelinde *sudorifera*, und liefs ihr öftern mit Flanell Frictionen an der leidenden Seite machen. Mit allen diesen Mitteln fuhr ich abwechselnd fort, bis zum 1sten December. Die Reinigung hatte sich schon vor mehreren Tagen verloren; wie sie aber verschwunden war, kehrte der weifse Flufs in starker Menge wieder zurück, und die Kranke fühlte sich wieder sehr ermattet. Der Schwindel verliefs sie auch nicht, und war oft so stark, dafs, wenn die Kranke es wagte aus dem Bette aufzustehen, sie sich entweder an der Bettlade oder andern Geräthschaften in der Stube festhalten mufste oder gerade zusammenfiel.

Die Verschiebung des Mundes und halbseitige Lähmung des Gesichtes mit den öftern krampfhaften Zusammenziehungen blie-

ben unerachtet der angewendeten Mittel wie zuvor.

Ich versuchte nun die China ihr in Pulverform zu geben, und liefs alle 3 Stunden 1 Pulver nehmen, wobei ich die *Tinct. cinnamom.* mit *Elixir. acid. Haller.* und *Tinct. Thebaic.* zu 40 — 60 Tropfen nehmen liefs. Gegen den weifsen Flufs wendete ich ein *Decoct. cort. querc.* mit Alaun an, das ich vermittelst eines Schwammes, da der Kranken eine Mutterspritze fehlte, in die Scheide bringen liefs.

Als mich meine gegen die halbseitige Lähmung des Gesichtes und die Verschiebung des Mundes angewendeten Mittel verlassen hatten, erinnerte ich mich eines ähnlichen Falles, den ich vor einiger Zeit an einer Person beobachtete, welche an einer halbseitigen Lähmung des Gesichtes und einer Verschiebung des Mundes nach einem Abscesse, in der Gegend des *nerv. facialis* litte, und nachdem eine Menge innerer und äufserer Mittel vergebens angewendet worden war, dem Rathe eines seiner Bekannten zufolge, einen schwarzen Lämmerpelz auf die gelähmte Seite legte, wodurch die Verschiebung

Den 14ten Decbr. verspürte die Frau wieder die ersten *molimina menstrualia* der wieder von 4 Wochen zu 4 Wochen periodisch eintretenden Reinigung, und

Den 17ten Decbr. traten dieselben wieder seit langer Zeit regelmäſsig nach 4 Wochen ein. Der Blutabgang war nicht mehr so stark, und die Frau fühlte vor ihrem Eintritte, oder nach ihrem Nachlasse, keine erheblichen Beschwerden mehr. Auch erschien der weiſse Fluſs nicht wieder. Die Verschiebung des Mundes, die krampfhaften Zusammenziehungen, die halbseitige Lähmung des Gesichts hatten sich ganz verloren. Dessen ungeachtet lieſs ich noch einige Zeit die Anwendung des Lämmerpelzes fortbrauchen. Die Kur beschloſs ich mit Stahlmitteln.

Da mir bis jetzt nur 2 Fälle aus Erfahrung bekannt sind, in welchen die Anwendung des Lämmerpelzes bei halbseitiger Lähmung des Gesichtes und gänzlicher Verschiebung des Mundes bei allen vergeblich angewendeten Mitteln sehr hülfreich war, so mögen weitere Versuche die Heilung solcher Fälle, durch die Anwendung dieses Mittels zu bezwecken, seine Wirkung näher bestimmen.

III.

Einige Gedanken über das Carlsbad.

Niedergeschrieben

von

Doctor Müller,

adjungirtem Stadtphysikus zu Plauen im sächsischen Voigtland.

Die vortreffliche Abhandlung, über die Bäder Teutschlands, womit uns Hufeland beschenkt hat, las gewifs jeder Arzt, dem wahre Heilkunde am Herzen liegt, mit innigster Zustimmung. Sie enthält, durch Jahrhunderte bestätigte Wahrheiten, die kein Wechsel der Zeit, keine Aenderung der Theorieen, unwahr machen können.

Alles was dieser grofse Arzt über das Carslbad sagte, hat sich auch mir durch viel-

fache Erfahrung bestätiget. Nur seiner Meinung, daſs das Carlsbad, als Bad gebraucht, weniger nützlich sey, als andere Thermen, kann ich nicht beipflichten. Gewiſs verzeiht er mir diese Abweichung von seiner Meinung, da ihm Wahrheit mehr gilt, als seine individuellen Ansichten.

Meine Idee, daſs das Carlsbad, als Bad gebraucht, eben so groſsen Nutzen stiftet, als andere natürliche warme Bäder, gründet sich auf eine zahlreiche Erfahrung. Jährlich gehen von hier, und aus der Gegend, viele Kranke dahin, weil es nur 8 Meilen von uns entfernt ist. Diese haben alle, so weit ich davon unterrichtet bin, mit dem gröſsten Nutzen gebadet.

Wirkt das Carlsbad, als Bad, nachtheilig, so suche ich den Grund hiervon in zwei Ursachen.

1) Wird gewiſs sehr oft zu heiſs gebadet. Alle Quellen haben einen viel höhern Wärmegrad als unser Blut. Sind nun die Bäder nicht wenigstens bis zur Blutwärme abgekühlt, so müssen sie nothwendig, wie alle heiſse Bäder, nachtheilig reizend auf den Organismus wirken. Ich beziehe mich hier-

über auf das, was *Markard*, in seinem classischen Buche über diesen Gegenstand gesagt. Wie leicht Fehler hierin möglich sind, wird mir jeder glauben, wenn ich ihm sage, daſs die Bereitung der Bäder, wenn in den Wohnungen gebadet wird, den Mägden überlassen ist, und daſs auch von ungebildeten Weibspersonen die Bereitung der Bäder in den öffentlichen Bädern abhängt. Man bedient sich zur Bestimmung des Wärmegrads keines Thermometers, sondern man läſst sich vom Gefühl der Hand leiten. Da es jedem bekannt ist, wie langsam das, so innig mit dem Wärmestoff gemischte Wasser, kühl wird; da es den Badenden, nach ihrem Gefühl, angenehmer ist zu warm, als in dem gehörigen Wärmegrad zu baden, so leuchtet es ein, daſs gewiſs viele Kranke zu heiſs baden.

2) Den zweiten Grund, warum die Bäder in Carlsbad bisweilen schaden, finde ich darin; man läſst dort fast alle Kranke, ohne Ausnahme, zugleich baden und trinken. Diese doppelte Einwirkung auf den Organismus muſs schwächlichen Subjecten nachtheilig seyn. Könnte man sich entschlieſsen, manche Kranke in Carlsbad, blos baden zu las-

sen, bestimmte man dabei den Wärmegrad genau nach einem empfindlichen Thermometer, so würde es gewiſs auch eben so trefflich wirken, wie andere natürliche Thermen.

Auf diese beiden Gegenstände habe ich meine Kranken, die ich in dieses Bad sendete, aufmerksam gemacht, und ich muſs bekennen, nie gehört zu haben, daſs das Baden jemanden geschadet hätte, ausgenommen einem, der wieder meinen Willen, kaum von einem *Rheumatismus acutus* geheilt, ins Carlsbad ging, und dort sogleich anfing zu baden. Natürlich muſste diese Einwirkung auf den Körper, der noch eine groſse Opportunität zu der kaum überstandenen Krankheit hatte, nachtheilig wirken, sie muſste die vorige Krankheit wieder herbeiführen. Daselbe würden aber alle Thermen gethan haben, die alle weder während, noch gleich nach einem *Rheumatismus acutus* genommen werden dürfen.

Wenn man die aufgezeichneten Beobachtungen über die Wirkungen der natürlich warmen Bäder aufmerksam liest, wenn man sie mit einander vergleicht, so findet man eine auf-

uffallende Gleichheit derselben. Diese Ho-
iogeneität ihrer Wirkungen muſs von einem
'rincip motivirt werden, welches allen ge-
iein ist. Ich finde dieses in dem Wärme-
toff. Der so innig mit dem Wasser ge-
nischte Wärmestoff, der so fest mit ihm zu-
ammenhängt, daſs er es nur sehr spät ver-
iſst, ist ganz bestimmt eine der Hauptur-
achen der trefflichen, einzigen, durch nichts
nderes erreichbaren, Wirkungen der natür-
ichen Thermen.

Eine Ursache der mannigfaltigsten Lei-
en, besonders beim weiblichen Geschlecht,
t Stöhrung der Hautthätigkeit. Hierin
egt mit der Grund des ganzen, unseren
eitgenossinnen eigenen Heeres der hyste-
ischen Beschwerden, der Hämorrhoidallei-
en, der Krämpfe im Innern und besonders
uch des hartnäckigen, oft allen Methoden
rotzenden weiſsen Flusses. Est ist wohl na-
ürlich, daſs, wenn das gröſste Organ unsers
Körpers, die Haut, in ihrer Thätigkeit ge-
tört wird, Aufhebung des Geichgewichts un-
er den verschiedenen Systemen des Orga-
iismus und abnorme Thätigkeit anderer Or-
gane, dadurch motivirt werden muſs.

Unsere Jungfrauen und Weiber wollen, in unseren nördlichen, dem gröſsten Wechsel der Temperatur unterworfenen Gegenden, durchaus die ätherische Kleidung der Athenienserinnen tragen. Sie haben Arme und Brust unbedeckt, und der übrige Körper ist mit so wenig wärmenden Stoffen umhüllt, daſs auch auf ihn die jedesmalige Temperatur fast unmittelbar wirkt. Was das *Schadende* dieser luftigen Kleidung noch erhöht, ist das: Unsere Kinder, folglich auch die Mädchen, werden in ihrer Kindheit sehr warm gehalten; sie schlafen, auch in die Jahre der Jungfrauen gerückt, noch beständig unter warmen Federbetten. Durch beides bekommt die Haut Geneigtheit zum Schwitzen. Bedenkt man dabei die unsinnigen Tänze, die die Mode gebietet, und die Unvorsicht, mit der sich die Tänzerinnen, durch und durch von Schweiſs triefend, der gröſsten Kälte aussetzen, um natürliche Bedürfnisse zu befriedigen, so leuchtet ein, daſs das Hautorgan, das so anhaltend und oft so plötzlich in seiner Thätigkeit gestört wird, endlich ganz aufhören wird zu wirken. Und dieſs geschieht auch wirklich. Ich kenne Mädchen und Weiber, deren Haut sich be-

ständig trocken anfühlt, und bei denen weder die gröſste äuſsere Hitze, noch die wärmsten Bedeckungen, noch die stärksten Diaphoretica, noch die wüthendsten Tänze einen Tropfen Schweiſs auf die Haut bringen können. Bei diesen Subjecten leidet nothwendig auch die zur Integrität der Gesundheit unentbehrliche unmerkliche Ausdünstung.

Kommt zu dieser gestörten Hautthätigkeit noch Titillation der Geschlechtstheile, oder zu häufiger Beischlaf, oder auch nur eine lebhafte Phantasie, welche physische Genüsse an den so sehr reizbaren Geschlechtstheilen herbeizaubert, dann ist es leicht erklärbar, wie sich ein Theil der *Materia perspirabilis* auf die Drüsen der Geschlechtstheile werfen kann, die dadurch von ihrer normalen Thätigkeit abgeleitet werden, und nun abnorm wirken, woraus sich die Entstehung des weiſsen Flusses, der aus sehr hartnäckigen Ursachen entstehet, und wieder die hartnäckige Ursache mehrere Leiden der Weiber wird, leicht erklären läſst.

Aus dieser angegebenen Ursache lassen sich die mannigfaltigen trefflichen Wirkungen lauer Bäder, gegen vielfache Leiden, beson-

ders des weiblichen Geschlechtes, mit erklären. Sie wirken dazu, der Haut ihre Thätigkeit wiederzugeben. Wenn man ihren Gebrauch mit dem Tragen wollener Kleider auf der blofsen Haut, in Verbindung setzt, dann giebt es keine wirksamere Methode dieses Organ wieder zu seiner Integrität zurückzuführen. Viel wirksamer als künstliche warme Bäder sind zu dieser Absicht die natürlichen. Da der Wärmestoff so fest mit dem Wasser zusammen hängt, dafs seine Verflüchtigung nur sehr langsam von statten geht, so wirkt er, so lange man im Bade sitzt, fortdauernd gleichmäfsig auf die Haut, was bei künstlichen warmen Bädern nicht der Fall ist; denn diese werden nach einer halben oder dreiviertel Stunden so kalt, dafs es die Kranken, wenn kein warmes Wasser zugegossen wird, nicht mehr darinnen aushalten können.

Meine Erfahrungen haben mir gelehrt, dafs zur Erreichung dieser Absicht, zur Herstellung der Integrität der Wirkungen der Haut, keine lauen Bäder mehr wirken, als Schwefelbäder, die mit Hahnemannischer Schwefelleber, oder mit *Calx antimonii*

sulphurata geschwängert sind. Zum grofsen Theil suche ich hierinnen die treffliche Wirkung derselben bei so mancherlei Uebeln und besonders auch bei dem weifsen Flufs. Noch ungleich wirksamer müssen zur Erreichung dieser Absicht, die natürlichen Schwefelthermen seyn. Gewifs mit daher kömmt es, dafs Weiber, die Jahrelang an dem hartnäckigsten weifsen Flufs litten, die weder in Carlsbad noch Töplitz, nahe in eisenhaltigen Bädern Hülfe dagegen fanden, doch endlich zu Aachen davon befreit wurden.

Diese Beobachtung hat mich auf eine Idee geleitet, die ich mittheile: Sollte es nicht möglich seyn, mit Carlsbader Wasser und zugesetztem Schwefel, ein Schwefelbad zu bereiten, welches ungleich wirksamer, als die künstlichen Schwefelbäder, ja vielleicht wirksamer, als die kalten natürlichen Schwefelbäder seyn würde? Wie grofs würde der Gewinn seyn, wenn meine Idee keinen chemischen Widerspruch involvirte, wenn durch das, in allen Carlsbader Quellen befindliche, reine Mineralalkali und zugesetzten Schwefel, eine Schwefelleber erzeugt werden könne, dessen grofser Nutzen keinem Widerspruch

unterworfen ist? Deutschland ist so arm an Schwefelquellen, die vorzüglichste derselben, Achen, haben wir unsern Nachbarn überlassen müssen; wie gut würde es daher seyn, wenn wir durch ein deutsches Wasser, mit künstlicher Nachhülfe, diesen Verlust ersetzen könnten! Ich bitte Chemiker, dieser Idee ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und ist sie unausführbar, den Urheber derselben dadurch zu entschuldigen, daſs er durch Aufstellung derselben etwas Gutes stifften wollte.

Der innerliche Gebrauch des Schwefels, während Carlsbad getrunken wird, erhöht dessen vortreffliche Wirkung gewiſs in vielen Fällen. Nur würde er, da er schwächend für den Magen wirkt, den Gebrauch magenstärkender Mittel nöthig machen.

Innerliche Mittel mit dem Gebrauche des Carlsbades zu verbinden, ist gewiſs zulässig; theils um die Wirkungen desselben zu befördern, theils, greift es den Magen an, diesen zu stärken, oder unangenehme Nebenwirkungen zu beseitigen. Aber dazu müssen immer Mittel gewählt werden, die nicht zu reizend wirken. Durch das Carlsbad wird

die Reizbarkeit sehr erhöht, stürmt man nun auf diese erhöhete Reizbarkeit, durch die stärksten Reizmittel unsers Arzneivorrathes, in großen Dosen ein, giebt man Naphten, Opium, Campher reichlich, so wird dadurch leicht Ueberreizung, mit ihren schädlichen Folgen, entstehen können. Sollte man ja glauben, diese stärksten Mittel, deren Gebrauch seit *Brown* allgemein wurde, nicht entbehren zu können, so gebe man sie immer in den kleinsten Gaben.

Ich habe im Carlsbad, unter den Badegästen, die Meinung bemerkt: Die Bäder aus Sprudel bereitet, wären die wirksamsten. Dieser Meinung kann ich nicht beitreten. Der kochende Sprudel braucht sehr lange Zeit, ehe er sich zur Blutwärme abkühlt. Daher kömmt es, daſs diese Bäder am häufigsten zu heiſs genommen werden. Und dann, erhalten sich nur in dem hohen Wärmegrad desselben die meisten fixen Bestandtheile aufgelöſst, die sich, wird er kühler, daraus präcipitiren, und oben her schwimmen. Aus diesen Gründen glaube ich, daſs die, am wenigsten heiſsen Quellen, zu Bädern die passendsten sind.

Wenn man im Carlsbad an allen Quellen nur sehr wenige Trinkende bemerkt, wenn man selbst am Sprudel deren wenige sieht, so kann man sich am Neubrunnen fast nicht durch die Menge derselben durchdrängen. Woher kömmt denn dies? Die allmächtige Mode gebietet auch hier. Man wogt mit der Menge dahin. Ohngeachtet gewiſs vielen, an hartnäckigen Beschwerden im Unterleibe, mit Krämpfen verbunden, Leidenden, der, in diesen Fällen vorzüglich wirksame Sprudel, mehr nutzen würde; oder ob sich gleich manche schwache Kranke am Theresien- oder Schloſsbrunnen besser befinden würde.

Man bemerkt an denen mit mannichfaltigen Speisen besetzten Tafeln in Carlsbad, öfters Unmäſsigkeit der Kurgäste. Man sieht, daſs sie von 8 oder 10 Schüsseln tüchtig essen, und dann eine ganze Bouteille Wein, vielleicht starken Burgunder, trinken. Eine solche Unmäſsigkeit muſs nothwendig schaden. Ueberhaupt sollte für die Sachsen und Brandenburger eine eigene Tafel bereitet seyn. In diesen Ländern ist der Mittelmann durchaus, und häufig auch der Reiche, an

ne einzige Speise gewöhnt. Geht er, zumal eine Kur brauchend, von dieser Gewohneit ab, so muſs er nothwendig groſsen Schaen davon haben. Weniger schädlich sind iese vielen Speisen für die Böhmen und Reichsländer, die überhaupt mehr an eine, us mehreren Speisen bestehende, Tafel geöhnt sind.

Merkwürdig war mir folgende Wirkung es Sprudels, die ich von dem Aufseher über enselben, einem schlichten Bürger, erfuhr: Hat in Carlsbad, zu jeder Jahreszeit, jemand Diarrhöe, von Erkältung oder andern Ursahen, so eilt er an den Sprudel, trinkt eiige Becher, so heiſs als möglich, und die chnellste Hülfe ist immer Folge. Diese Wirkung ist doch nur dem Wärmestoff zuzuchreiben. Oder soll man sie für eine Betätigung des *Hahnemann*schen Grundsatzes nnehmen, daſs alle Uebel nur durch Mittel geheilt werden, die dem Uebel ähnliche (gleihe) Wirkungen im Körper hervorbringen?

Ich will nun noch zwei Beobachtungen kurz erzählen, die die treffliche, einzige

Wirksamkeit des Carlsbades, die in dem ersten Fall, nicht allein ein hartnäckiges Uebel, sondern auch manche äuſsere nachtheilige Einflüsse überwand, recht endend, und unwidersprechlich beweisen:

Ein ganz armer Mann von hier, der schon Jahre lang vom Mangel niedergedrückt worden war, der weder eine gehörig warme Stube, noch ein wärmendes Bett im Winter hatte, der im Sommer und bis spät in den Herbst, wo bei uns die Witterung schon sehr kalt ist, des Nachts den Feldwächter machte, wurde endlich von einer heftigen Krankheit befallen, welche, der Beschreibung nach, *Rheumatismus acutus* war. Nach einem langen Lager verlieſs er das Bett wieder, aber noch hatte er heftigen Schmerz im rechten Arm. Dieser blieb anhaltend, und brachte völlige Lähmung dieses Gliedes hervor. Das Elend dieses unglücklichen Menschen erstieg nun den höchsten Gipfel. Ohne Verdienst, dem gröſsten Mangel ausgesetzt, störte der wüthende Schmerz auch die einzige Quelle der Erholung, den Schlaf. Abgemagert und aus Mattigkeit schwankend suchte er endlich meine Hülfe. Ich verordnete, was ich hier ür passend hielt; aber da die Lage des Lei-

denden nicht verbessert werden konnte, da kein besseres Verhalten, keine nährende Diät möglich war, so blieben die Mittel ohne Nutzen. Endlich wendete ich mich an den menschenfreundlichen Brunnenarzt, Hrn. Dr. *Braun* in Carlsbad, und fragte bei ihm an, ob er diesen Unglücklichen nicht Aufnahme und Unterstützung in Carlsbad verschaffen könnte. Er versprach beides, und hielt Wort, wofür ich ihm noch hier meinen lebhaften Dank sage. Ich sorgte nun, daſs mein armer Gelähmter Reisegeld bekam, und sendete ihn an die segenreiche Quelle. Zwar wurde mein Kranker sehr menschenfreundlich unterstützt, aber noch blieb er der arme, von Sorgen niedergedrückte Mann, wie zuvor, dem nur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse möglich war. Und demohngeachtet heilte ihn das Carlsbad von seinen körperlichen Leiden so vollkommen, daſs er seit 3 Jahren eine ununterbrochene Gesundheit genieſst, ohngeachtet er sogleich, nach seiner Rückkunft aus dem Bade, wieder die Nachtfeldwachen besorgte.

Er badete 4 Wochen lang täglich im Mühlbade, und trank abwechselnd Sprudel und Neubrunnen.

Die andere Geschichte betrifft eine 60 jährige Frau, die an Leberverstopfungen litt, welche öfters Gelbsucht erzeugten. Schon einige male hatte sie Carlsbad mit großem Nutzen gebraucht. Vor 5 Jahren hatten anhaltender Gram und Sorgen dieses Uebel zu einer, vorher bei diesem Subject nicht beobachteten Heftigkeit gebracht. Beständiger Schmerz wühlte in ihrer rechten Seite, die Haut war dunkelgelb, die Nachtruhe gestört, der Appetit fehlte. Es war Fieber da, welches den Körper, der sonst starken Frau, zum Scelett abmagerte. Ihr geschickter Arzt that alles zu ihrer Heilung, aber ohne günstigen Erfolg. Unter solchen ungünstigen Umständen eilte die Kranke ins Carlsbad. Jeder fürchtete, daſs sie dort ihren Tod finden würde, weil man glaubte, das Carlsbad werde die Flamme des Fiebers zur schnell verzehrenden anfachen. Wie sehr wurden aber alle überrascht, die Theil an dieser trefflichen Frau nahmen, sehr bald Nachricht zu bekommen, daſs ihr das Bad recht gut bekäme. Nach 4 Wochen kehrte sie zurück. Die Farbe der Gesundheit war ihr wieder zurückgekehrt. Alle Beschwerden waren verschwunden. Schon fing sie wieder an stär-

ker zu werden. Sie geniefst seit jener Zeit eine ganz vollkommene Gesundheit, hat ihre vorige Stärke wieder erreicht, und freut sich ihres, aus einer so grofsen Gefahr geretteten Lebens.

Diese Geschichte ist deswegen besonders merkwürdig, weil sie zeigt, dafs das Carlsbad bei schon entstandenem lentescirendem Fieber, nicht nur nicht schadete, sondern sogar nützte. Dieses streitet gegen die zeither gehegte Meinung, dafs man nach entstandenem Fieber Carlsbad durchaus nicht brauchen lassen dürfe. Doch glaube ich, und ein Brunnenarzt, den ich darüber sprach, bekräftigte mich in dieser Meinung, dafs es nur in dem einzigen Fieber mit Nutzen gebraucht werden könne, welches durch Verstopfungen in der Leber erzeugt worden sey, dafs aber die Leber noch nicht in ihrer organischen Structur angegriffen seyn müsse. Sey Eiterung in ihr entstanden, dann würde das Carlsbad nur den Tod beschleunigen. Da die Diagnosis aber, in diesem Fall, immer sehr schwer ist, so ist gewifs, bei Verordnung dieses so sehr wirksamen Mittels, die allergröfste Vorsicht nöthig.

IV.

Einige Surrogate *)

von

Dr. Molwiz
in Stutgart.

Morbi non eloquentia,
sed remediis curantur.

Ueber die für indische Arzneimittel aufzufindenden europäischen Surrogate sind bekanntlich bereits viele, mit unter nicht unwichtige, Ideen in Umlauf gekommen. Nach nöthiger Absonderung des roh Empirischen sowohl, als auch des Transscendenten, sollte aus dem Chaos vielseitiger Ansichten Manches einer öffentlichen, höheren Orts autorisirten, Prüfung würdig befunden werden; und

*) Aus Veranlassung der von der k. k. med. Fakultät zu Wien aufgestellten Preisfragen.

es ist kaum zu zweifeln, daſs nicht, durch eine erhöhte Aufmerksamkeit strenger Beobachter auf den vorliegenden Gegenstand, der, für die leidende Menschheit so wohlthätigen Absicht Sr. K. K. Majestät entsprochen werden möchte.

Zwar finden sich in der ärztlichen Privat-Praxis öfters zu sehr beschränkte Wirkungskreise, um Versuche dieser Art anstellen oder solche hinlänglich verfolgen zu können, und es ist nicht selten der Fall, daſs der bescheidene Arzt, um dem Anscheine von Charlatanerie auszuweichen, sein mühsam gefundenes Scherflein nicht einmal in öffentlichen Anschlag zu bringen wagt.

Wenn von jeher allzu einseitige, oder zu vielseitige Ansichten ein momentanes, Steigen und Sinken des Bewährtseyns der Heilkräfte veranlassen konnten, so müſste allerdings die Preiswürdigkeit der Mittel durch die, nur in gröſsern öffentlichen Instituten mögliche, wiederholt reine Erfahrung, laut ausgesprochen, geltend, und somit einer blos muthmaſslichen Achtung oder Nichtachtung begegnet werden können.

Die Bemühungen einzelner Beobachter,

John Rutty's, *Whytt's* u. a. um die in England einheimischen Gewächse haben nur ein kurzes Aufsehen erregt.

Die Versuche eines *Coste* und *Willemet* über die vornehmsten in Frankreich einheimischen Pflanzen, welche mit Vortheil statt der ausländischen in der Heilkunde angewendet wurden, sind zwar von der Akademie der Wissenschaften zu Lyon als Preisschrift gekrönt worden, aber Albions Speculations-Geist und Kunst fremde Producte geltend zu machen, überwog nicht nur diese, sondern auch andere diessfallsige, nicht unwichtige, früher und später in Frankreich und Deutschland freilich oft nothdürftig aufgekeimte Verdienste um die leidende Menschheit.

Die *Störk*schen, *Hahnemann*schen und andere Unternehmungen sind indessen nur als verdächtige Wagestücke berühmt geworden und die viel versprechenden Entdeckungen eines *Ragolo*, *Molwitz* und anderer, weniger aufgeklärt als angefochten, verblieben für die Kunst in ihrem isolirten Zustande, während die unbedingte Anwendung indischer Heilmittel sich in einer schlechterdings unbegrenzten Sphäre erhielt.

Dass

Dafs solche Bemühungen, Versuche und Unternehmungen in *botanisch* - *chemisch* und *pharmaceutischer* Rücksicht im Moment ihrer Darstellung, den gewissenlos gesteigerten Begriffen von den Wirkungen exotischer Medicinalpflanzen-Produkte nicht den nöthigen Eintrag thaten, war für den unbeschränkten Beobachter weniger auffallend, als dafs das Angedeutete in *therapevtischer* Hinsicht bei weitem nicht gehörig in Ansprache genommen wurde.

Die Erfahrungen *Buchhave's*, *Koohs*, *Baldingers*, *Webers* u. a. von der häufig bei uns wildwachsenden *Merzwurzel*, *Nelkenwurzel*, *Benediktwurzel (Radix Caryophyllata*, *Geum urbanum L.)* als Substitut der Chinarinde, sind eher vergessen als erwogen worden.

Diese Vernachlässigung mufste den Verfasser dieses, der sich ausschliefslich mit Untersuchung der wirksamen Bestandtheile sogenannter specifischer Arzneisubstanzen namentlich *China*, *Opium* u. a. beschäftigte, um so mehr befremden, als bereits seine eigenen Erfahrungen über erstere Substanz mit denen der letzterwähnten Beobachter übereinstimmten.

Außerdem aber ergab sich die Analogie noch einiger *anderer*, vaterländischer Pflanzen-Producte mit der *China* u. a. aus mehrfältigen Versuchen, in so fern nemlich aus Vergleichung der Bestandtheile dieser mit jenen die Wahrscheinlichkeit begünstigt wurde, daß wenn auch einzelne Körper sich unmittelbar zu succediren nicht vermögen, dennoch die Wirkungen durch Combination erzweckt und somit den Primaten unter den Heilmitteln endlich ihr famöser Gang abgewonnen werden könnte.

Die von einer höchlöblichen medicinischen Fakultät zu Wien aufgestellte *dritte Preisfrage* fordert:

„*erstlich*, einen einzelnen Heilkörper
„(den Arsenik abgerechnet) welcher als
„das verläßlichste inländische oder europäische Surrogat der peruvianischen
„Fieberrinde in Hinsicht ihrer spezifischen
„Heilkräfte substituirt werden könnte?

Nach allen Vergleichungen der Bestandtheile der Arzneikörper und bei genauer Beobachtung der Verhältnisse ihrer Wirkungen auf den menschlichen Organismus, giebt es in der Natur keine zwei sich *ganz ähnliche* Substanzen; und offenbar ist die *Fieberver-*

treibende Kraft des *Arseniks*, der *Gelatina* u. a.*) wesentlich von der Chinarinde verschieden, so wie auch das *Geum urbanum*, die *Rinden der Weiden*, *Roſskastanien* u. s. w. nur uneigentlich, *für sich*, als *Succedanea* der Fieberrinde empfohlen werden konnten.

Es ist entschieden, daſs die Art der Wirkung der *China*, das Wechselfieber zu unterdrücken, der Wirkung der *Nelkenwurzel* am nächsten kommt, indem man Beispiele hat, wo letztere hülfreich war, wenn jene unwirksam geblieben.

Ohne tiefer in die Modalitäten und Bedingungen einzugehen, unter welchen ein Vorzug bei einer oder der andern dieser Substanzen statt findet, wird es hinlänglich seyn, auf Verhältnisse der Bestandtheile hinzuweisen, um die Verschiedenheiten aufzufassen in welchen der Heilzweck specifisch erreicht würde.

Wir finden in der *Chinarinde* den, durch *Bitterkeit* auf den Geschmackssinn sich aus-

*) Ob die *Kamillen*, der *Kalmus*, die *Kaffee-* und *Pfefferdecocte*, jedes einzelne *für sich* und *specifisch* die Chinarinde ersetzen können, steht gegenwärtig noch in Anfrage?

zeichnenden *Extraktivstoff*, *Gerbestoff*, *Gallussäure*; *schleimichte*, *harzige* und *ätherisch-öligte* Bestandtheile.

In der *Nelkenwurzel* prädominirt gegen die vorigen offenbar der *aromatische* und ein mit dem *bittern Extractivstoffe* eigenmodificirter, *mehr gebundener* Bestandtheil, der dem Gerbestoff in der Chinarinde *nur entfernt* gleicht, wodurch schon beide, als einzelne Heilkörper betrachtet, keines dem andern *unmittelbar* und *für sich* je wird substituirt werden können.

Bei der *dritten Preisfrage* kommt noch in Ansprache:

„*Zweitens*, welche Zusammensetzung von „mehreren Heilkörpern könnte etwa die „nemlichen Kräfte leisten?

Schon bei den vorerwähnten Untersuchungen und Vergleichungen fand sich, daſs die *Nelkenwurzel* um die mögliche Conformität mit der China zu erreichen, eines *Zusatzes* bedürfe, und Einsender dieses hofft, daſs es ihm gelungen sey, unter nicht wenigen einheimischen Pflanzen-Produkten das scheinbar zweckmäſsigste Beimittel aufzufinden.

Es ist solches die *äuſsere, glänzend-braune, harte Schale der süſsen Castanienfrucht*

(*Fructus Castaneae*,) deren freier vorwaltender *herbsaurer* Grundtheil ihm für den erwähnten Zweck vorzüglich geeignet schien.

Der Verfasser fand nemlich durch mehrere schlichte Erfahrungen bestätigt, dafs diese bei mäfsiger Wärme getrocknete, sodann gemahlene, gestofsene und durchgebeutelte Schalen der efsbaren Samenkerne der Kastanie (*Fagus Castanea L.*) mit der *Nelkenwurzel zu gleichen Theilen* eine Mischung darbot, welche, wenn sie zur rechten Zeit und in Gaben von einem *halben* bis *anderthalb Quentchen* angewendet wurde, das Formale im Wechselfieber-Typus, der fiebervertreibenden Rinde gleich specifisch umzustimmen vermochte, so wie sie aufserdem in Fällen, wo die Chinarinde indicirt war, letztere gänzlich entbehrlich zu machen schien.

Ob diese einfache, noch unbekannte, aus sehr wohlfeilen, einheimischen und genugsam zu habenden Pflanzen-Producten bestehende Mischung, nach fortgesetzter richtiger Anwendung, als das *erste Surrogat* der peruvianischen Fieberrinde anzuerkennen ist, wird aus partheilos wiederholter, reiner Erfahrung hervorgehen.

Im Verfolge der Untersuchungen und

Vergleichungen der schon oben erwähnten specifischen ausländischen Arznei-Substanzen mit einheimischen wurde der Verfasser dieser Abhandlung, in dessen Gegend die *Hyoscia-mus-Pflanze* immer seltener zu werden pflegt, aufmerksam für dieses, als *dem Opium analog angegebene* Mittel, ein *anderes* aufzuspüren.

Bekanntlich ist es immer gewagt, ein in arzneilicher Hinsicht noch gänzlich ununtersuchtes Mittel in der Privat-Praxis in Anwendung zu bringen. Allein, da der *narkotische*, betäubende Stoff entschieden flüchtiger Natur ist, und der eigene widerliche Eindruck des Opiums, des *Hyosciamus*, *Ledi palustris*, *Herb. Conii macul. Stramonii* und ähnlicher Substanzen, schon durch ein geübtes Geruchs-Organ seine entferntere specifische Wirkungen ahnen läſst, so sollte der Verfasser dieses dadurch geleitet werden, ein durch auffallenden *narkotischen Geruch* sich auszeichnendes, in arzneilicher Hinsicht noch gänzlich ununtersuchtes Pflanzen-Product seinen Beobachtungen, und zwar erstlich am *eigenen* Körper, zu unterziehen.

Die indessen bloſs zum ökonomischen Gebrauche benutzte, übrigens allgemein be-

kannte und fast überall in Deutschland gebaute, *Hanfpflanze (Cannabis sativa L.)* war es, welche seine Unternehmungen zu begünstigen schien. *) Und zwar, wurde *aus dem Safte*, der frisch ausgewählten Blätter — wenn diese gewaschen, stark in einem eisernen Mörser gequetscht, dann ausgepreſst, nach einigen Stunden Ruhe abgegossen, und das Flüssige, in einem Wärmegrad unter dem Siedepunkt möglichst eingedickt und unverzüglich in nicht feuchter Zugluft ausgetrocknet wird — ein höchst wirksames *Extract* **) erhalten.

*) Daſs der Mohnsaft unmittelbar *centrisch* ins Nervensystem — das Kali ins *Peripherische* der Nervenfaser einwirke, konnte ich mich aus Wirkungen auf meinen Körper nicht überzeugen; aber daſs die *schnell* reizende Kraft der Hanfpflanze besonders, (specifisch) vielleicht durch Ueberreizung, Verminderung der Lebensthätigkeit — der specifische Reiz des Saffrans aber in seiner *langsam* reizenden Wirkung eine erhöhte Thätigkeit des Gefäſssystems und erst spät ein allmähliges Abspannen veranlaſste, möchte ich nach meinen frühern, schon vor 16 Jahren — wo ich noch von der Hanfpflanze, in medicinischer Hinsicht nirgends Erwähnung fand — angestellten Versuchen behaupten; wenn anders da Behauptungen statt fänden, wo jeder anders fühlt — sieht — denkt und behauptet.

**) Eigentlicher *Extractum e Succo, Succus inspissatus.*

Ist der *Grad der Austrocknung* so weit gediehen, daſs die Substanz sich freiwillig durch Risse zu trennen beginnt; so wird sie, einem *trockenen Extrakt ähnlich*, noch immer stark und widerlich riechend, auch im Wasser völlig unauflöslich, in einem gut verschlossenen Gefäſse aufbewahrt.

Daſs diese Substanz den narcotischen Grundstoff des Pflanzenreichs in groſsem Maſse, zwar weniger mit gummichten und harzigen Theilen gebunden, enthält, ergiebt sich aus den Vergleichungen der Wirkungen *dieser* und der *Opiat*-Präparate auf den menschlichen Körper; wenigstens wird damit *dem Hyosciamus* der Ruhm der *nächsten* Verwandtschaft mit dem *Mohnsafte* durch wiederholte Versuche offenbar streitig gemacht werden können.

Wenn es durch, für ausgedehnte Beobachtung geeignete und autorisirte, gröſsere Kranken-Institute ausgemittelt seyn wird, daſs das *Extr. aquos. Herb. Cannabis sativae* schon in *kleinern* Dosen angewendet, die Thätigkeit des Blutgefäſssystems vermehrt, und in wiederholten Gaben sich, wie beim Gebrauche des Opii, verhältniſsmäſsige Erhöhung der Lebhaftigkeit des Geistes einfin-

t, welche nach Graden bis zur Berauschung steigert werden kann, und wonach, in Zeitamen, welche bis jetzt noch nicht berechnet werden konnten, da so manches von der dividuellen Körper-Anlage und den mitirkenden Einflüssen, eben auch wie bei der Wirkung des Mohnsafts, abhängt, eine mindere oder bedeutendere Abspannung erfolgt, der das Bewegungs-Vermögen vermindert scheint, so wäre vielleicht schon damit dem beabsichtigten Zwecke, ein dem *Opium analoges* Heilmittel aufzufinden, *einige* Genüge geleistet *).

Obschon nun der Verfasser dieses, die auf stärkere Gaben erfolgende, Grade von Betäubung, in seinem beschränkten Wirkungskreise weiter zu verfolgen nicht vermochte, so ist er dennoch durch die bei einem continuirten Gebrauche dieser Substanz auffal-

*) Wenn auch Dr. *Nooth* durch häufige Versuche in den englischen Kriegs-Hospitälern das *Opium* als *einzig* wirkend bei syphilitisch- und antisyphilitisch-befremdender, *kränklicher Reizbarkeit* erklärte, so sind dennoch von der *hier erwähnten narkotischen Mischung*, dem *Mohnsaft ähnliche*, im strengsten Sinne *specifische*, Wirkungen von unpartheiischen Beobachtern — worunter ich vorzüglich meinen acad. Freund L. Med. *Hopfengärtner* zähle — wahrgenommen worden.

lende narkotische Wirkung überzeugt, daſs, statt dem auf *mäſsige* Gaben hinterbleibenden *schlafartigen* Zustande, durch *übermäſsige* Anwendung mehr *kränklich-soporose* Zufälle und endlich Lähmungen des Gehirns, und partielle Ueberreizungen des Nervensystems erfolgen könnten.

In so fern nach den bisherigen unzähligen Versuchen die in unsern Himmelsstrichen gezogene Mohnpflanze schlechterdings weder zu der *Gröſse* noch *Reife* zu bringen war, als sie in ihren vaterländischen, wärmsten Zonen Asiens gedeiht, so wird *der Vordersatz der fünften Preisfrage*:

„Wie läſst sich das Opium im Inlande
„mit Vortheil aus der nämlichen Pflanze
„etwa erzeugen, als es im Orient erzeugt
„wird?

schwerlich gelöst werden können. Dem *Nachsatze* aber dieser Frage:

„Aus welchen *andern* Pflanzen-Gattun-
„gen läſst sich ein dem Opium vollkom-
„men analoges Heilmittel hervorbringen?

versuchte der Verfasser dieses möglichst zu begegnen, indem er der eben erwähnten *heroisch-narkotischen* Substanz, den ihr, in Vergleichung mit dem Mohnsafte, abgehen-

den *bitterlich-aromatischen Bestandtheil*, auf folgende Art beimischte.

Somit wurden *ein Theil* frischer Blätter der *Hanfpflanze* und *ein Theil* getrockneter *Stigmat. Croci sativ. Linn.* *) Tag und Nacht über mit 2 Theilen alten, weissen Wein infundirt; dieses alsdann gut durchgequetscht, ausgepresst und das Flüssige bei mässiger Wärme eingedickt. Freie Säure in Wein befördert die saure Gährung, wodurch das Präparat unwirksam wird.

Dieses *Extractum vinosum* nähert sich gänzlich der *gummi-resinosen* Verbindung der wirksamen Mohnsaftbestandtheile, und enthält nach genauer Zubereitung und vorsichtiger Aufbewahrung immer noch einen Theil feinen *ätherischen* Oels des Safrans, wodurch es *milder* eindringend auf das Nervensystem einwirkt, als gleiche Gaben *Extr.*

*) Die gegenwärtige Kostbarkeit des Safrans kann hier nicht in Betracht kommen, da die k. k. med. Fakultät zu Wien blos einheimische Produkte, ohne Rücksicht auf den Preis, erwartet. Würde die Einführung dieses in kleinen Gaben wirksamen Präparats begünstigt, so könnte mit dem häufigern Medicinal-Verbrauche die Industrie gesteigert und dieses Zwiebelgewächs weniger selten gezogen werden.

Hyosciami, daſs dieses Präperat so, aus einheimischen Pflanzen, auch nach künftigen Beobachtungen andere bisher bekannte narkotische Heilmittel verdrängen, und als dem vorliegenden Zwecke angemessen, ein der Mohnsaft-Masse *analoges* Mittel anerkannt werden könnte.

Werden nun gegenwärtige, mitunter selbst am eigenen Körper des Beobachters abgezogene, Resultate, durch autorisirte, wiederholt-reine Erfahrung bestätigt befunden, so wäre damit *China* und *Opium* für immer im Inlande entbehrlich gemacht, und indem in ihren Heilkräften geprüfte, *inländische* Mittel als die zuverlässigsten *Surrogate* einzelner wirksamer, indischer Heilkörper gegeben sind, wäre gewissermaſsen der *ersten*, *dritten* und *fünften* Preisfrage begegnet.

V.

Ueber die Mortalität in der Stadt Fulda im Jahre 1808.

Von

Herrn Doctor Schneider.

In diesem Jahre wurden in Fulda
getraut: 52 Paare
gebohren: 267, worunter viele Zwillinge und nicht wenige Uneheliche waren.
es starben: 325 Menschen.*)

*) Unter dieser Zahl sind die Juden nicht mitgerechnet, weil es überhaupt schwer hält, von diesem Volke bestimmte Listen zu erhalten. Sie sind bei uns — mag es ihr Geld oder sonstige Einwirkungen machen — so zu sagen *Freiherrn*. So darf z. B. vor 48 Stunden nach dem Tode im Lande kein Verstorbener ohne Beschau und ärztliches Zeugnifs beerdigt werden, aber der Jude, obschon die landesherrliche Verordnung keinen Menschen ausnimmt,

Woher kam wohl die so groſse Sterblichkeit dieses Jahres? Nach dem von uns aus den Pfarrbüchern durch hundert Jahre gezogenen Kalkul (vergl. meine Topographie der Stadt Fulda, Fulda bei Müller 1806 S. 39), ist in Fulda das Verhältniſs der Ehen, Geburten und Todesfälle im verflossenen Jahrhundert folgendes gewesen: 54 $\frac{80}{100}$ Paare wurden jährlich kopulirt, 327 $\frac{57}{100}$ geboren, 185 $\frac{8}{100}$ starben. Die Sterblichkeit war also immer um mehr als ein halb Hundert, geringer, als die Geburtsfälle, dieses Jahr aber war das Verhältniſs umgekehrt, es starben bei uns 58 Menschen mehr als geboren wurden und zwar noch ungeachtet der häufigen Zwillings- und unehelichen Geburten!

Die Witterung des Jahres hat immer viel dazu beigetragen, denn die Temperatur der 3 ersten Monate war sehr streng, noch mehr die des Decembers. Die Frühlingswärme stieg schnell, dann folgte ein ziemlich heiſser Sommer und, obgleich die Hitze eben nicht lange anhielt, so war sie doch ungewöhnlich groſs, darauf folgte ein nasser und ungesun-

begräbt seine Todten ohne Weiteres 6—8 Stunden nach dem Hinscheiden; manchmal noch warm!!!

Herbst,*) lauter Einwirkungen, welche,
nders wegen des öfteren Wechsels als
te Schädlichkeiten und zu Krankhei-
günstige Potenzen angesehen werden
nen.

Krieg, Kontributionen, Einquartirungen,
che neue Lasten und blutige Erpressungen,
ge kontagiöse Krankheiten aller Art, wor-
r aber ganz eigene Typhi und Synochi
Vorzug hatten, überhaupt Hunger, Kum-
und Elend belasteten den Grofsen so-
l als den Mittelmann und die Armen waren

Nach unseren Barometer - und Thermometer-Be-
bachtungen ist das Verhältnifs des Jahres 1808
olgendes:

nate	Mittlere Barometer-stände	Mittlere Thermome-terstände	Unterschied der Barometer-stände.	
ar	27″ 3, 69‴	— 2, 5°	14, 30‴	Das Mittel ist also 27″ 4, 57‴ + 6, 0° R.
uar	27. 4, 37	— 1, 6	14. 17	
	27. 5. 92	0 + 5	6. 92	
l	27. 3, 23	+ 6, 7	8, 96	
	27. 4, 37	+ 12, 9	8, 75	
	27. 5, 04	+ 15, 5	4, 55	
	27. 5, 55	+ 16, 0	6, 44	
ist	27. 4, 21	+ 15, 7	5, 27	
emb.	27. 3, 85	+ 11, 1	10, 87	
ober	27. 4, 84	+ 6, 8	8, 58	
emb.	27. 3, 80	+ 1, 2	11, 60	
mber	27. 4, 27	— 4, 9	11, 68	

gar im desperatesten Elende. — Gehen wir kürzlich das Jahr nach den Monaten, so wie ich es in meinem Diarium finde, durch.

a. *Jänner.* War in Hinsicht der Witterung schlecht und für die Entstehung der Krankheiten ziemlich günstig. — Fast den ganzen Monat hindurch war der Himmel gedeckt, dabei der Horizont gröstentheils neblicht, auch nicht einmal heitere Nächte waren zu bemerken. Mehr Regen als Schnee. Oeftere und viele Winde. Den 17ten war heftiger Sturmwind. Mehreremale regnete oder schneite es ganze Nächte. Am 14ten legte es in der Nacht einen dicken Schnee, welcher bis zu des Monats Ende liegen blieb. Die Kälte war nicht sonderlich und die Atmosphäre sehr feucht. Am 19ten stieg das Thermometer einmal — 9° R. Die im Monate am frequentesten wehenden Winde waren Nordost und Südost. Die Krankheitskonstitution in diesem Monate war rheumatisch-katarrhalisch, synochös und zuweilen typhös. Häufig und fast allgemein herrschten Katarrhe, wozu sich leicht Halsentzündungen, Katarrhalfieber von gröſstentheils asthenischem Charakter gesellten; wurde nicht ärztlich gebraucht, so nahm auch die Krankheit

heit gern einen nervösen Charakter an. Auch kamen mehrere Pneumonien vor, aber alle (wenigstens die ich zu behandeln hatte) waren asthenischer Diathese und gleich Anfangs mit einem synochösen Charakter, der sich gegen des Monates Ende gar noch vermehrte, — verbunden.

Februar. Eigentlich ungesund konnte man die Witterung in diesem Monate im strictesten Sinne nicht nennen, indessen war der Wechsel des Windes doch sehr häufig und geschwind, wir beobachteten in einem Tage drei viererlei Winde und kamen letztere von der Nordseite, so wurde die Temperatur nicht allein auf eine empfindliche und auffallende, sondern auch für den menschlichen Organism schädliche Art vermindert. Am 7ten und 29sten hatten wir Sturmwind. Kam der Wind von den Schönbergen (Ost und Südost), so war er, wegen des auf denselben liegenden Schnees, von dessen Menge und Höhe man seit Menschengedenken kein ähnliches Beispiel aufweisen konnte, äußerst penetrant, und doch etwas feucht dabei. Die Kälte war mehrere male noch bedeutend.

Kranke gab es aber auch genug. Die

Ursache der allgemeinen Kränklichkeit war zweifach: 1) Erbten unsere Bewohner von den aus den Lazarethen rückkehrenden und noch zum Theil kranken, zum Theil auch auf der Reise wieder krank gewordenen Soldaten, welche bei denselben leider einquartirt wurden! — bösartige Synochi und Typhi, theils durch Ekel, theils durch immediate Ansteckung. 2) Ist der Februar selbst einer der schlimmen Monate, in welchem bei uns mehrere Krankheiten als in den andern, besonders aber Brustkrankheiten zu herrschen pflegen. Fulda liegt so zu sagen in einem Bergkessel, die hohen Schön - und Vogelsberge sind ihm ziemlich nahe, und kömmt die Luft von einem oder dem andern, so ist sie in diesem Monate, weil diese Berge noch sehr voll Schnee liegen, sehr ungesund, rauh und disponirt zu Krankheiten. Am schädlichsten ist aber die Schönluft, welche leichter stärker als jene des Oberwaldes und Vogelgebirgs unsere Stadt bestreichen kann, folglich auf ihre Bewohner mehr Einfluſs haben muſs.

Die Sterblichkeit war auch fast in diesem Monate am stärksten weil drei an und für sich schon leicht gefährliche Krankheiten

Pneumonien, Synochi und Typhi herrschten, welche sich gern miteinander komplizirten und durch dieses Verfliefsen in einem Individuum dasselbe gar gröblich mitnahmen.

März, war sehr trocken, und noch ungewöhnlich kalt. Der fast beständig über die beschneiten Schöngebirge wehende Ost- und Nordostwind, war so kalt und empfindlich, dafs man sich demselben unmöglich lange ohne Nachtheil der Gesundheit aussetzen konnte und die Temperatur wurde durch ihn so beträchtlich und ungewöhnlich modificirt, dafs er noch unter die harten Wintermonate gerechnet werden durfte, denn in den letzten Tagen desselben pflegte das Reaumürsche Thermometer noch des Morgens gegen 8 Uhr auf — 5° bis — 6° zu stehen. Sturmwinde tobten öfters. Nimmt man nun diese Witterung und noch dazu dafs auch dieser Monat wie der Februar bei uns ein den Krankheiten günstiger Schelm ist, so ist es kein Wunder, dafs die im vorigen Monate schon herrschende Pneumonien, sich noch mehr und ärger durch obgenannte widrige Winde einstellten, es gab daher allenthalben Katarrhe, Seitenstechen, Lungenentzündungen, hiezu kam noch die jämmerliche Kinderplage

der Keichhusten; rechnen wir nun noch das im vorigen Monate durch Contagium hieher gekommene und sehr ausgebreitete Nervenfieber dazu, so entstand durch diese widrigen Einwirkungen und Complicationen eine wahre Noth, die Krankheiten und Sterblichkeit mehrten sich so, daſs dem Städter todangst und dem Landmanne bang vor der Stadt wurde.

April. Auch in diesem Monate war die Witterung nicht die günstigste. Nebst dem, daſs der Winter zur allgemeinen Traurigkeit noch anhaltend fortdauerte, unsere Berge allenthalben mit Schnee bedeckt und von grüner lockender Saat nur kaum am Ende des Monats etwas zu sehen war, kam der Wind noch sehr oft von der Nordseite, wodurch auch die Temperatur immer tiefer blieb, als sonst im April; dabei regnete es nicht selten, und stürmte fast täglich, wenigstens gab es mehrmalen im Tage starke Windstöſse. Am 6ten fing es des Abends an stark zu regnen, der Wind tobte fürchterlich bis nach Mitternacht, gegen 1 Uhr bildete sich von Südwest nach West ein Gewitter, welches einigemal vernehmlichen Donner und mehrere Blitze entlud. Gleich dar-

auf entstand ein so heftiger Platzregen, dafs die zugleich mit demselben verbundene warme Luft den Schnee auf den Bergen plötzlich schmolz, wodurch nicht allein die der Rhöne und dem Vogelsberge nahe gelegenen Gegenden mehrere Tage lang in Wasser gesetzt wurden, sondern auch Flüsse und Bäche aus ihren Betten traten. Die Fulda hatte ihr ganzes angenehmes Wiesenthal überschwemmt. Nachher wurde es, wie bei uns nach Gewittern in jeder Jahreszeit gewöhnlich, einige Tage wieder kälter, es folgten Winde, unterschiedliche Regen und Schneegestöber. Am 21sten abermals heftiger Sturm, darauf Regen, nachher aber etwas wärmer und mehr Wind, der die Temperatur erträglicher machte.

Kranke gab es noch in Menge. Die herrschendste Krankheit war der Keuchhusten, der nicht allein immer schlimmer, sondern auch durch Komplicationen tödlich wurde. Pneumonieen, Synochi und Typhi herrschten übrigens noch fort.

May. Dieser Monat war ein Wonnemonat im striktesten Sinne. Vom 8ten (wo der lange Winter erst aufzuhören schien) bis zum 1sten Juny. Thiere und Menschen

wurden erquickt, die zurückgebliebne Vegetation schritt mit Riesenschritten vor. Die Obstblüthe, welche äufserst schön und für die Zukunft wonnevoll war, wurde durch kein einziges Ungemach gestört. Die Witterung war für den thierischen Organismus gar zuträglich, manche Tage war es für diese Jahreszeit schon zu heifs, denn mehreremal stand das Thermometer des Mittags 2 Uhr im Schatten + 20° R. Diese ungewohnte Wärme brachte bei manchen Menschen der arbeitenden Klasse Ermüdung, Schwäche und Anlage zum immer noch bei uns herrschenden Synochus. Andere schwitzten sehr, erkälteten sich durch Hinwegwerfen der Kleider oder zu leichtes Kleiden, etc. und Rheumatismen, Rheumatalgien, Gicht, auch Brustkrankheiten kamen an die Tagesordnung. Andere tranken in der Hitze kalt und bekamen Seitenstechen, Magendrücken, Catarrhe, oder auch Durchfälle, welche letztere sehr frequent waren. In der Stadt selbst würden wir indessen wegen der eingetretenen guten Witterung wenig Krankheiten gehabt haben, wenn nicht immer noch hin und her vagirende, beim Bürger einquartirte Lazarethbrüder manchen Nosokomialtyphus und

Consorten mitgebracht hätten. — Der im vorigen Monate so allgemein geherrschte Keichhusten, ließ durch die schönere Witterung in Hinsicht seiner Verbreitung sowohl als Heftigkeit und Gefahr auffallend nach.

Juni Witterung und Temperatur waren in diesem Monate sehr veränderlich. Den Anfang begleitete schönes Wetter, gegen den 7ten fiel aber die Temperatur wieder, es wurde kalt, windig und oft regnerisch, manchmal auch dunstig, den ganzen Horizont deckten nicht selten Nebel. Am 18ten wurde es wärmer bis zu Ende des Monates, wo die Temperatur wieder auf + 24° R. stieg. In den letzten 5 Tagen neigte die Witterung immer zu Gewittern. Der Wind kam mehrentheils von der West- und Nordseite.

Kranke gab es, wie in der Regel in allen Sommermonaten, sehr wenige, die aber vorkamen waren entweder wichtig oder incurabel. Die Typhi und Synochi herrschten immer noch fort, weil sie durch die Truppenzüge unterhalten wurden. Einzeln ließ sich noch der Keichhusten sehen. *)

*) Das Nähere über diese Krankheit und ihr Verhältniß, sammt der Prüfung der *Antenrieth*schen Heilart

Juli, war ungewöhnlich heiſs, Reaumürs Thermometer stand im Schatten mehrere Mittage auf + 24 bis 25° in der Sonne habe ich es gar + 37 bis 38° stehen gesehen. Bis gegen den 18ten war die Witterung gröſstentheils heiter, warm und anhaltend schön, dann erfolgten bis zum 22sten tägliche Donnerwetter, worunter einige sehr stark waren und heftige Regengüsse mit sich brachten, auch hatten sie das Eigene, daſs nach ihnen nicht wie sonst die Temperatur vermindert und man durch ihre Kühle erquickt wurde. Einigemal hatten wir im Tage zweimal Gewitter.

Krankheiten gab es gar wenige. Eigentlich waren in der Stadt bis zum 18ten gar keine herrschend, dann fingen erst Cholera, Durchfälle und Rheumatismen als Folgen der groſsen Hitze zu herrschen an.

August. So wie der Vegetation, eben so günstig war dieser sonst in unserer Gegend gefährliche Monat den Bewohnern von Fulda. Es gab wenige, aber doch unter diesen auch interessante Kranke, weil

S. in *Horns* Archiv für prakt. Medicin und Klinik. 4ten Bds. 2tes Hft. S. 318 — 336. von mir erörtert.

wir die günstigste Witterung hatten, die Hitze war nicht wie sonst zu groſs, und gab es auch einige sehr heiſse Tage, so kühlten die öfter dazwischen kommende Gewitter und Regen bald wieder ab. Der Himmel war mehr gedeckt als heiter, wodurch keine Brennhitze, sondern nur eine Sommerschwüle entstand.

September. Dieser Monat war im Anfange günstig, der herrschende Südwind hielt auch die Temperatur ordentlich. Indessen regnete es doch oft und mehr, als wir schöne Tage hatten.

Gegen des Monates Mitte änderte sich die Temperatur, es wurde kälter und gab manchmal Sturmwinde und Nebel. In den letzten 10 Tagen fiel das Barometer gar noch tiefer, und die Witterung wurde kalt, feucht und ungesund. Kein Wunder also daſs sich die Krankheiten allein neuerdings einstellten, sondern auch vermehrten. Nerven- und sogenannte Faulfieber traten wieder in die Tagesordnung, und dieses, nebst obiger günstiger Witterung aus doppelten Gründen: a) Weil sich der Durchzug der Lazarethbrüder vermehrte und unsere sonst hellsehende Polizei, diese Leute immer noch beim Bürger

Quartier nehmen, folglich ihm Legionen von Krankheitsübeln zubringen liefs; b) und weil endlich gar noch zwei Lehrer der städtischen Knabenschule, sei es aus Dummheit oder anderer Absicht, um in ihren eigenen Wohnungen keine Ungemächlichkeiten zu haben, kranke Soldaten in die Schule legten, und durch diese Verpestung die ganze Schule ansteckten! — — Bei mehreren Kindern rissen die natürlichen Blattern ein! — *)

October. Schlechte Witterung und Krankheiten gaben in diesem Monate einander die Hände. Die erste Hälfte war durchaus regnerisch, feucht und abscheulich. Den 15ten erschienen die Schönberge voll Schnee, und, da um diese Zeit der Wind gröfstentheils von der Südseite kam, so mufste diese nafskalte Luft natürlicher Weise der Gesundheit noch um so schädlicher seyn. Die zweite Hälfte war nicht viel besser als die

*) Es ist sehr traurig nur so etwas sagen zu müssen. In unserer ganzen Nachbarschaft ist die Kuhpockenimpfung gesetzmäfsig und bei mehreren durch Zwang eingeführt, die ganze Welt ist über diesen Punkt einig, und in Fulda debattirt man noch darüber: ob die Vaccina zu einer Polizeiangelegenheit zu machen und allgemein eingeführt werden dürfe!! — — — — [illegible]

erste, feucht und neblicht. Gegen das Ende war der Schnee auf den Bergen wieder geschmolzen. Der Erdboden war so nafs, dafs die Bauern ihre Aecker weder pflügen noch besäen konnten.

Krankheiten gab es daher viele und schlimme und vorzüglich Synochi und Typhi, sonderlich häufig aber fanden sich diese beide Formen unter den Schulknaben ein. Die Menschenblattern griffen noch mehr um sich.

November. Die Witterung war in diesem Monate getheilt, mit dem Anfange war sie herrlich, aber sobald sich der Wind von Norden auf die Südseite drehte und auch auf derselben blieb, gab es wieder abscheuliches Wetter, anhaltende Regen, Nebel, Dünste und Stürme. Das Barometer, welches in der ersten Zeit schon immer unter der mittlern Höhe war, sank tief herunter und blieb es bis zum letzten Tage des Monats (26'' 10, 09'''). Dazu kam noch, dafs es nicht kalt war und der Schnee bis zum 27sten ausblieb. Wir waren also nebst der Nässe noch in feuchter Wärme, folglich in sehr ungesunder Witterung. Daher auch der Synochus und Typhus noch eben so frequent als im vorigen Monate. Jetzt hatte er unter den

Schulkindern, ausgewüthet und nun ergriff er nach und nach die Eltern und übrige Angehörige, viele derselben wurden Opfer seiner Wuth. Nebst diesen herrschten noch natürliche und Wasserpocken, und im ganzen Jahre gab es nicht mehr Venerische als in diesem Monate.

December, war, da der Wind aus trokkenen Gegenden kam, auch größtentheils trocken und dazwischen sehr kalt. Würde es während dieser Kälte noch windig gewesen seyn, so hätte man es nicht ausstehen können. Die Kälte fing schon am 9ten an und dauerte bis Ende. Wir hatten oft — 12° bis — 15° R.

Durch diese große Kälte und Trockenheit kam es, daß die Kranken merklich abnahmen und sich die ganze Konstitution änderte. Das in den vorigen Monaten geherrschte Nervenfieber wüthete nur in einzelnen Familien, wo es sehr eingerissen war und nicht bis auf den letzten Mann zu ruhen pflegte, noch fort, sonst gab es fast gar keine Kranke.

Gut wird mancher unserer Leser sagen, daß wir den vorjährigen Kalender einmal

durch haben? — Mag er es, bei Andern finde ich gewiſs auch wieder Beifall, die mit *Hippocrates* denken: *Quare si quis ad urbem sibi ignotam pervenerit, is ejus situs curam habere debet, ut cognoscat, quomodo ad ventus aut solis exortum sit exposita.* (*Hipp. Op. Edit. Pierer. Altenb.* 1806. *T. I. Sect.* 3. *p.* 206.)

Schon dieser Altvater unserer Kunst hat die Wichtigkeit der Witterung, des Climas und der verschiedenen Gegenden, als directe Wirkungen auf die Menschheit und ihr Wohl deutlich in seinem Buche: *de Aëre, Aquis et Locis* eingesehen und uns Aerzten ans Herz gelegt; jede öffentliche Erinnerung besonders bei unseren Zeiten, wo man diese Sache so sehr zu vernachläſsigen und durch müſsige Spekulationen zu verdrängen scheint, muſs daher, wenn sie auch etwas ausführlich ist, nicht allein verzeihlich, sondern vielmehr verdienstlich seyn, zumal da ich ohnediefs noch öffentlich in *Ehrharts* med. chir. Zeitung 1809. I Bd. N. 3. S. 36 aufgefordert worden bin, mit der Bekanntmachung meiner meteorologischen Beobachtungen fortzufahren.

VI.

Kurze Nachrichten und Auszüge.

1.

Geschichte eines Kindes mit zwei Köpfen, welches 4 Jahre lebte.

Hr. *Taienin* erwähnt in dem *Recueil periodique de la Société de Médecine, Tome* 11. S. 291 einer auffallenden Monstruosität, die er in Hrn. *Hunter's* Cabinet sah. Es war ein indianisches Kind mit doppeltem Kopfe, dessen Geschichte Hr. *Home* in den *philosophical transactions* der königl. Societät für das Jahr 1799 verzeichnet hat. Gegenwärtig erhalten wir darüber in dem *Medical and chirurgical Review* genauere Aufschlüsse, welche wir hier mittheilen.

Dies Kind war nicht, wie man gesagt hatte, in London, sondern in Bengalen geboren. Die Hebamme, welche bei der Geburt half, erschrack über der sonderbaren Bildung, wollte das Kind umbringen, und warf es in das Feuer, wodurch es an Augen und Ohren beträchtlichen Schaden erlitt. Der Körper war gut gebildet, aber außer dem gewöhnlichen Kopfe war auf seinem

Scheitel noch ein anderer Kopf von demselben Umfange und fast eben so vollkommen, befestigt, nur umgekehrt und fest an den untern gewachsen, dergestalt, dafs die Scheitel beider Köpfe zusammenhängend und mit gemeinschaftlicher Decke umkleidet schienen. Der obere Kopf hatte einen Hals von fast 4 Zoll Länge, den eine breite, runde, harte, häfsliche Geschwulst endigte. Das Antlitz dieses obern Kopfes war nicht gerade über dem des untern, sondern in einer schrägen Lage, deren Mittelpunkt unmittelbar über dem rechten Auge sich befand. Als das Kind sechs Monate alt geworden, bedeckten sich beide Köpfe mit einer fast gleichen Menge schwarzer Haare. Man nahm die oberflächlichen Venen des obern oder umgekehrten Kopfes wahr, fühlte aber keine Pulsation in den Gegenden der Temporal-Arterien. Die Bewegungen der Augen kamen nicht mit denen des untern Kopfes überein. Das Auge, welches nicht im Feuer gelitten hatte, behielt sie alle, aber die der Augenlieder und der Iris waren nicht bemerklich. Dennoch zog sich die Iris, wie man ein helles Licht nahe brachte, zusammen, aber nicht so wie im natürlichen Zustande. Die Augenlieder schlossen sich oft, wenn das Kind wachte, und öffneten sich, wenn es schlief. Die Bildung der Ohren war unvollkommen, der Gehörgang schien zu fehlen. Die untere Kinnlade war sehr klein, hatte aber Bewegungen. Die kleine und platte Zunge hing fest an; die innern Oberflächen der Nase und des Mundes waren vom natürlichen Schleime schlüpfrig. Die Muskeln des Gesichts zogen sich zusammen. Der ganze Kopf besafs viel Empfindlichkeit, wovon man sich überzeugen konnte, wenn man die Haut reizte und den Finger in den Mund brachte. Näherte ihm die Mutter die Brust, so versuchten die Lippen zu saugen. M. *Stark*, der sich in Bengalen aufhielt, hat das Kind zwei Jahr alt und im Genusse einer

guten Gesundheit gesehn. Die Augenlieder des obern Kopfes waren damals nie völlig geschlossen, und selbst wenn das Kind schlief, bewegten sich die Augen hin und her. Wenn es wach war, bewegten sich die Augen beider Köpfe zu gleicher Zeit, aber die des oberen Kopfes hatten verschiedene Richtungen und schienen nicht auf dieselben Gegenstände gewendet. Die Thränen flossen fast beständig aus den Augen des oberen Kopfes, deren mehreste Handlungen mit denen des Kindes übereinzustimmen schienen. Wenn das Kind an der Brust sog, sah man das Wohlbehagen auf dem Munde des umgekehrten Kopfes ausgedrückt und der Speichel floſs reichlicher, als zu anderer Zeit. Wenn es lachte, nahmen die Züge des oberen Kopfes ebenfalls an dieser Handlung Theil, aber wenn man die Haut dieses Kopfes kneipte, bezeugte das Kind wenig oder keinen Schmerz. Das Kind war männlichen Geschlechts und mehr als vier Jahre alt, als es am Bisse eines *Cobra de Capillo* starb. Sein Leichnam wurde nach Europa geschickt, und Hr. *Home* lieferte die Beschreibung der beiden Schädel. Die Verknöcherung ist vollkommen, einen kleinen Raum im obern Rande des Stirnbeins des obern Schädels ausgenommen. Die Stirn- und Scheitelbeine jedes Schädels sind zusammenhängend, anstatt daſs sie convex seyn sollten, um den Scheitel des Kopfes zu bilden, und in ihrer schrägen Lage greifen die Knochen des einen in die natürlichen Näthe des andern ein, und bilden eine zirkelförmige Nath, welche beide vereint. Im Schläfenbein des oberen Schädels ist kein Gehörgang. Das Hinterhauptsloch ist klein, unregelmäſsig und unzulänglich dem Rückenmarke einen Durchgang zu gestatten. An seinem Rande ist kein Condylus, noch ein daran befestigter Halswirbel. Das Foramen lacerum der Basis des Schädels ist auf einer Seite vorhanden, aber zu klein, um einer Jugularvene den

den Durchweg zu gestatten. Jeder Kopf hat 16 Zähne. Hr. *Dent*, welcher die Köpfe anatomirte, hat gefunden, dafs jedes Gehirn seine eigenthümlichen Häute hat, dafs aber an dem Orte, wo die beiden Schädel vereint sind, die *dura mater* des obern, fest mit der *dura mater* des Gehirns vom untern Kopfe zusammen hängt, dergestalt dafs beide Gehirnmassen eine Scheidewand trennt, die aus der Verwachsung beider harten Hirnhäute entsteht. Viele grofse arteriöse und venöse Gefäfse gehen durch die beiden vereinigten Membranen und bewirken eine freie Communication beider Gehirne. Auf diese Weise empfing das obere Gehirn seine Nahrung. (*Recueil périodique de la Société de Medecine* 1805.)

2.

Tussis convulsiva.

Die von *Autenrieth* in seinen *Versuchen für die praktische Heilkunde*, im 1sten St. des 1sten B. empfohlene Methode den Keichhusten zu heilen, welche in Einreibung einer Salbe aus *Schweinefett* und *Tartarus emeticus* in die Herzgrube besteht, habe auch ich versucht. Der Kranke war mein eigenes Kind, ein Knabe 5 Jahr alt. Alle die von *Autenrieth* angegebenen Erscheinungen wurden hervorgebracht. Aber da sich die Blattern mit Eiter füllten, und ihr Umkreis entzündet wurde, bekam der sonst geduldige Knabe so heftige Schmerzen, dafs er, bei jedesmahligem Einreiben, und noch lange darnach, heftig bebte. Der Schmerz verliefs ihn den ganzen Tag nicht, und störte des Nachts seine Ruhe. Ich setzte daher, in dieser Periode das fortgesetzte Einreiben aus. Aber demohngeachtet hörte der Keichhusten bald darnach ganz auf.

Auch bei dieser Keichhusten-Epidemie war übrigens Opium mein einziges Mittel, und ich mufste voll-

kommen mit ihm zufrieden seyn. Wenn der Husten anfing verdächtig zu werden, wenn er eigentlich auch noch nicht convulsivisch war, so gab ich schon Opium, und nie erreichte er dann seine fürchterlichste Höhe. Ich gebe Opium nicht in den grofsen, von *Knebel* empfohlnen Gaben, sondern ich lasse es in sehr kleinen Dosen nehmen. Kinder von einem Jahre bekommen alle 2 Stunden 1 Tropfen von der Eckardischen Opiumtinktur. Kinder von 2 — 3 — 4 Jahren 2 Tropfen, und ältere etwan 3 höchstens 4 Tropfen. Ich sah von diesen kleinen Gaben nie narkotische Wirkungen, aber immer trefflichen Erfolg. (Von Hrn. Dr. *Müller* in Plauen.)

3.

Ueber die Wirkungen des Opiums.

Von Nysten. *)

Da man sonst jedem einzelnen Bestandtheile des Opiums besondere medicinische Wirkungen zuschrieb, z. B. dem flüchtigen aromatischen Prinzipe die Wirkung aufs Gehirn, dem harzigen in etwas starker Dose die auf die Nerven, und dem abgesonderten gummosen Theil ausschliefslich die beruhigende Eigenschaft, worauf sich auch die Menge von Bereitungsarten des gummosen Opiumextracts **), und der Vorschlag mehrerer Schrift-

*) Im Auszuge übersetzt. Man vergleiche auch Bemerkungen über den jetzigen Zustand unserer Kenntnisse vom Opium, vom *Gehlen* im N. Berl. Iahrb. für die Pharmac. f. d. J. 1803 S. 168.

Anm. d. Uebers.

**) In Deutschland hat man schon langst nicht mehr so viel Umstände bei Bereitung des Opiumextracts gemacht, als in Frankreich, wo man sich bis auf die neuesten Zeiten so vergebliche Mühe giebt, ein Opiumextract zu bereiten, welches das Opium selbst an Wirksamkeit übertref-

steller gründet, die beim Abrauchen des Extracts sich bildende Haut, wegen ihrer reizenden Eigenschaft abzusondern, so übernahm es Hr. *Nysten*, diese Meinungen zu prüfen, und legte seine Resultate der medicinischen Schule zur Prüfung vor.

Er stellte mit dem aromatischen Bestandtheile des Opiums, den er durch Destillation absonderte, dem Extracte, dem Harze, der krystallinischen Substanz oder dem essentiellen Salze und der Haut, die sich beim Abrauchen des Extracts bildet, vergleichende Versuche an, indem er sie theils auf den Darmkanal, theils auf andere Organe anwandte. Das von mehrern Autoren erwähnte Oel hat er vergeblich versucht abzusondern.

Die Resultate seiner Versuche, die er theils an sich, theils an andern, theils an lebenden Thieren anstellte, sind folgende: die Schnelligkeit und Stärke der Wirkung der Opiumpräparate hängt von dem Grade der Auflöslichkeit und der Veränderungen ab, die sie durch Feuer oder andere Einflüsse erlitten haben. Der sogenannte gummose Bestandtheil des Opiums, der durch Ausziehen mit kaltem Wasser und durch einmahliges Abrauchen erhalten wurde, ist nach dem aufgestellten Grundsatze das wirksamste aller Opiumpräparate, und wirksamer, als das nach *Cornac's*, *Rousseau's* und *Baume's* Methode bereitete Extract, von welchem letztern nur 3 Gran eben so wirksam sind, als 1 Gran des zuerst angegebenen Extracts.

Das Harz, dem man nachtheilige Wirkungen zuschrieb, wirkt eben so als das gummose Extract, nur wegen seiner geringern Auflöslichkeit langsamer, und weniger kräftig.

fen soll. In Deutschland erwartet wohl kein Arzt mehr vom Opiumextracte gröfsere Wirkungen, als vom Opium in Substanz. und wird jenes gewifs nur anwenden, wo er ein schwächer wirkendes Präparat haben will.

Anm. d. Uebers.

Das essentielle Salz, dem *Derosne* allein die Wirksamkeit des Opiums zuschreibt, wirkt weit schwächer als das Harz, ist im Wasser unauflöslich, und löst sich auch in Alkohol weniger auf, als das Harz. *Nysten* fühlte nach 4 Granen nur eine leichte Neigung zum Schlafe.

Die Haut, die sich beim Abrauchen des Extracts bildet und die wahrscheinlich blos durch Einwirkung der Luft und des Feuers verändertes und unauflöslicher gewordenes Extract ist, wirkt noch weit weniger. Der Verfasser nahm 5 Gran davon, ohne die geringste Wirkung.

Der aromatische Theil des Opiums wirkt wie die übrigen Präparate. *Nysten* nahm 2 Unzen destillirtes Opiumwasser ohne Wirkung, gröfsere Dosen verursachten einen leichten Rausch und Schlaf.

Auf welchen Theil des Körpers man auch ein Opiumpräparat anwende, zumal wenn es auflöslich ist, so bringe es die Wirkungen hervor, die es auf den Darmkanal ausübe. Am schnellsten und kräftigsten wirke das Opium, wenn man es auf die Oberfläche des Gehirns oder auf die *Arachnoidea* bringe. Drei Gran Opiumextract in die *Carotis* gebracht, tödten einen mittelmäfsigen Hund eben so schnell, als wenn man ihm 2 Drachmen in den Magen giebt. Eine Einspritzung von einer wäfsrigen Auflösung des Opiums in eine Vene, wie die Crural- oder Jugularvene, tödtet langsamer, als die in die *Carotis*. *)

Injicirt man eine wäfsrige Auflösung des Opiums in das *cavum Pleurae* oder *Peritonaeum*, so tödtet dies ei-

*) Hr. *Nysten* machte jedes Mal vergleichende Versuche mit Injectionen von einem andern bittern nicht narkotischen Extracte. Den Druck auf's Gehirn, auf den der Verf. Rücksicht nahm, verhütete er, indem er die Auflösungen langsam einspritzte. (?)

nen Hund eben so schnell, als eine Injection in eine Vene. Man gebraucht hierzu 8 bis 16 Gran Extract, je nachdem der Hund groſs ist. In das Zellgewebe injicirt, wirkt das Opium schwächer, eben so in die Blase, und es würde eine ansehnliche Menge Opium erforderlich seyn, ein Thier auf diese Art zu tödten. Auf eine groſse Muskelfläche gebracht, bringt das Opium dieselbe Wirkung auf's Gehirn hervor, als wenn es innerlich gegeben wird, ohne den Muskel seiner Contractilität zu berauben. Das Herz lebend aus einem Thiere genommen, behält in einer Opiumauflösung noch lange die Eigenschaft sich zusammenzuziehen. Die von den Physiologen in dieser Hinsicht aufgestellten Behauptungen seyen irrig. Innerlich gegeben, bringt jedoch Opium jedesmal Muskelschwäche hervor, nicht aber indem es auf die Contractilität, sondern auf's Gehirn wirke. Legt man das Opium in Form eines Pflasters auf den *plexus brachialis*, oder einen groſsen Nervenast irgend eines Gliedes von einem Thiere, so bewirke es weder Lähmung noch Convulsionen in demselben.

Nach Hrn. *Nysten* wirkt das Opium nicht auf das Gehirn, indem es die Nervenenden des Magens berührt, wie *Whyt* glaubte, sondern vermittelst der Resorption und des Circulationssystems, zu welcher Meinung ihn folgende Versuche bestimmten. Er durchschnitt bei einem Hunde auf beiden Seiten den *nervus vagus* *), und brachte, nachdem sich die Schmerzen von dieser Operation gelegt hatten, eine zur Vergiftung hinreichende Menge Opium in den Magen. Das Thier starb nach

*) Diese Operation wurde in zwei verschiedenen Zeiten vorgenommen, der zweite Nerve nämlich wurde erst durchschnitten, wenn die Wunde von dem ersten Schnitte wieder geheilt war. Von jedem Nerven wurden zwei Zoll weggenommen, um die Wiedervereinigung zu verhindern. N.

2 Stunden unter den gewöhnlichen Erscheinungen, die Opium in grofsen Gaben hervorbringt. Noch bestätigte Hrn. *Nysten* in seiner Meinung folgende Erfahrung. Tödtete man einen Hund durch Injection einer Opiumauflösung in die *Pleura*, so fand man immer nur einen Theil des injicirten Opiums wieder, und war die Menge des Opiums zur Tödtung des Thieres nicht hinreichend, so fand man bei Oeffnung der Brusthöle alles Opium absorbirt, und konnte durch chemische Versuche nicht wieder aufgefunden werden.

Das Opium enthält kein besonderes beruhigendes und besonderes narkotisches Prinzip, das man von einander absondern könnte, sondern es beruhige durch dieselbe Eigenschaft, durch die es Stupor, Störung der Hirnfunctionen, Schlafsucht, Convulsionen und den Tod bewirke, je nachdem die Dose, die man gab, beschaffen war. Die Erscheinungen, die es in grofsen Gaben bewirke, beweisen nichts für seine reizende Eigenschaft, weil ein Thier, das man aus einer geöffneten Arterie sich verbluten lasse, auch oft unter Convulsionen sterbe. Wenn der harzige Theil des Opiums, als Harz, eine reizende Eigenschaft besitze, so sey diese doch so durch die narkotische Eigenschaft neutralisirt, dafs man auf seine Wirkungen kein sonderliches Gewicht legen könne. Diese Substanz entzünde selbst in grofsen Dosen die Schleimhäute des Magens nicht. Hr. *Nysten* hat sich durch eine grofse Anzahl von Erfahrungen von ihrer beruhigenden Eigenschaft überzeugt. Er empfiehlt sie, weil sie weniger schnell und länger wirkt, als das Extract, und wendet sie mit Nutzen bei habituellen, gewisse chronische Krankheiten begleitenden, Schmerzen an. Er hat sie auch topisch angewandt.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der practischen Heilkunde. Vier und zwanzigster Band. Drittes Stück.

Inhalt.

Journal der practischen Heilkunde

herausgegeben

von

C. W. Hufeland,

Königl. Preuſs. Staatsrath, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse, wirkl. Leibarzt, erstem Arzt der Charité, Mitglied der Academie der Wissenschaften etc.

und

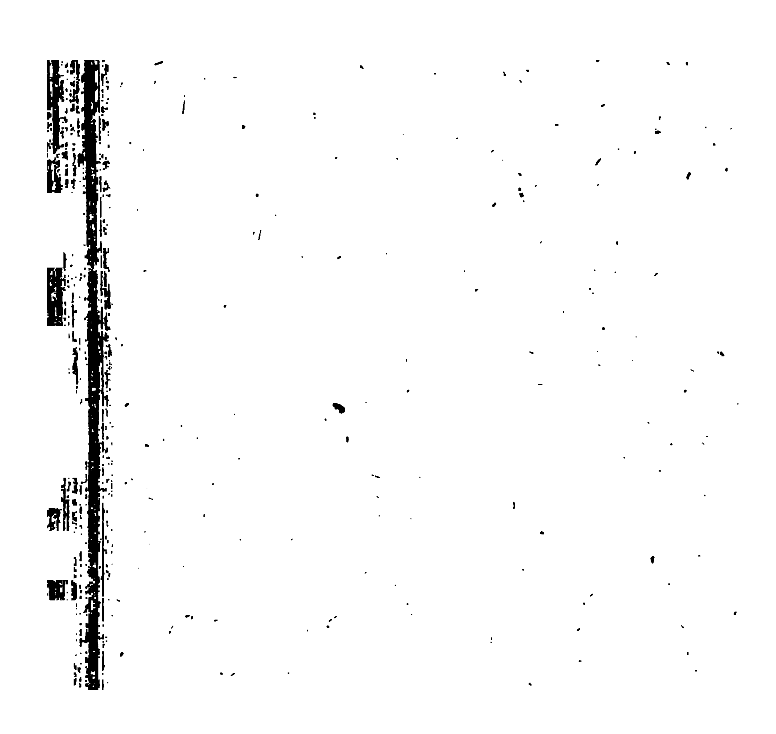
K. Himly,

Professor der Medizin zu Göttingen, Director des klinischen Instituts etc.

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.
Göthe.

X. Stück. October.

Berlin 1810.
In Commission der Realschul-Buchhandlung.



I.

Ankündigung
des
Königl. Poliklinischen Instituts
auf der Universität
zu Berlin
nebst
den Gesetzen desselben
von
D. C. W. Hufeland.

Die Heilkunde ist ihrer Natur nach eine
aktische Wissenschaft. Heilen, helfen, ist
r Zweck, war ihre erste Entstehung, und
ıſs ewig ihre Richtung bleiben, wenn sie
cht sich selbst verlieren soll. Wissen und
ndeln, Wissenschaft und Kunst, sind hier un-
rtrennlich verbunden, und müssen sich im-
er wechselseitig durchdringen und beleben.

Wird sie blos als Gegenstand des Den-
ns, d. h. philosophisch, behandelt, so wird

sie spekulative Wissenschaft, — ein T
der Philosophie. Wird sie blos als Ge
stand der Naturforschung behandelt, so
sie Historie, — ein Theil der Naturwi
schaft. In beiden Fällen aber verlier
ihre eigenthümliche Tendenz, und hör
Heilwissenschaft zu seyn.

Allerdings steht der Mensch mit dem
zen Universum in Verbindung, wird d
dasselbe bestimmt, und ist gleichsam
Brennpunkt, in welchem sich dasselbe
vollkommensten reflektirt, in welchem
die geistige und die physische Welt
rühren. — Der wahre Arzt muſs also
ganze Natur und die Gesetze ihrer W
samkeit kennen lernen, insofern sie sich
den menschlichen Organismus bezieht,
insofern er sich anmaſst, in sie einzugre
und sie nach seiner Willkühr zu lenken.
muſs Physik, Chemie, Naturgeschichte, Psyc
logie studiren, selbst Astronomie, insofern
Einfluſs der Himmelskörper auf den O
nismus nicht zu läugnen ist, und Techno
gie, insofern die Bearbeitung der Naturp
dukte subjectiv und objectiv von wichti
pathologischen und therapeutischen Einf

t; er muſs den menschlichen Organismus ſelbst, seiner Form und Mischung, seinem äuſsern und innern Leben nach, genau kennen lernen, welches die Anatomie, Zoochemie und Physiologie begreift. — Dies alles ist aber eigentlich nur Vorbereitung und Grundlage zur Heilkunst — Kenntniſs des Objects, worauf, und der Kräfte, wodurch gewirkt werden soll. Es ist ausgemacht, daſs Niemand mehr einer allgemeinen wissenschaftlichen Kultur des Geistes bedarf, als der Arzt, und daſs nur ein so gebildeter Geist sich auf den Standpunkt erheben kann, der eines Priesters des Lebens würdig ist.

Nun folgt das Studium der Abweichungen des Organismus vom naturgemäſsen Zustande (Pathologie); der Gesetze und Regeln, nach welchen diese Abweichungen verbessert werden können (Therapie, allgemeine und besondere); und der Naturpotentien, wodurch dieses geschehen kann, in ihrer besondern Beziehung auf die Krankheiten (Materia medica).

Aber dies alles macht noch nicht den Arzt. — Das Wichtigste folgt nun erst —

die *Anwendung;* die Kunst, alle diese Kenntnisse und Regeln auf den bestimmten Fall zu appliciren, aus der ungeheuern Masse das Beste auszuwählen, das Allgemeine zu individualisiren, und das todte Wissen in lebendiges Handeln zu verwandeln. Man kann alles wissen, was zur Medicin gehört, und dennoch ein schlechter Arzt seyn — eine Erfahrung, die sich nur zu oft bestätigt; — durch das Erstere wird man nur ein medicinischer Gelehrter, durch das Letztere erst ein Heilkünstler.

Die grofse Aufgabe ist nun, diesen Uebergang, der immer ein *salto mortale*, sowohl für den jungen Arzt, als für seine Kranken bleibt, mit Sicherheit und Consequenz zu machen.

In ältern Zeiten überliefs man dies ihm selbst. Man begnügte sich damit, ihm die Wissenschaft zu geben — und die Folge davon war leider, dafs die Menschheit die Kosten dieses Experimentireursus tragen mufste.

Die neuern Zeiten haben darin einen grofsen Vorzug erhalten, indem man auf den

Academien selbst *Klinische Anstalten* errichete, und dadurch der medicinischen Bildung erst die Krone aufsetzte.

Diese hier genauer zu betrachten, und lie in ihnen liegenden Verschiedenheiten, o wie ihre zweckmäſsige Verbindung, zu eigen, ist meine Absicht.

Die Aufgabe ist: der junge Arzt soll die ranke, organische Natur, wie sie ist und virkt, nicht blos aus Beschreibungen, sonern in der Wirklichkeit, kennen lernen; r soll zweitens selbst handeln, seine Kenntisse und Kräfte selbst kennen und anwenen lernen; er soll endlich in den ganzen Virkungskreis und die Verhältnisse seines ünftigen Lebens eingeführt werden.

Dies kann auf doppelte Weise geschehen: ntweder in Hospitälern, wo alles den Reeln der Kunst gemäſs eingerichtet und durch ie Oberdirection geleitet ist (*Hospitalkliik*), oder in der Privatpraxis, wo die Kranen in ihren Häusern, in ihrer gewöhnlichen ebensweise, beobachtet und behandelt weren (*Poliklinik*).

Jede dieser Anstalten hat ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Vorzüge und Mängel, und ihren besondern Karakter als Bildungsanstalt.

Die *Hospitalklinik* hat den grofsen Vorzug, dafs hier alles nach den Regeln und Bedürfnissen der Kunst eingerichtet ist, dafs demnach sowohl die Beobachtung der Krankheiten genauer, als die Behandlung bestimmter und idealisch vollkommner angestellt werden kann, dafs alle Hindernisse und Schwierigkeiten der Privatpraxis wegfallen, und der junge Arzt gleichsam ein Musterschema seines Geschäfts erhält. Selbst neue Versuche können hier mit mehr Genauigkeit und Sicherheit angestellt werden.

Hier müssen jedoch wieder zwei Fälle unterschieden werden, nämlich die Klinik in grofsen und die Klinik in kleinen eigends dazu eingerichteten Hospitälern.

Im ersten Fall sind die Vorzüge: die Menge der Kranken, die gröfsere Uebersicht der kranken Natur in ihrer Totalität, die seltenen, ungewöhnlichen Fälle. Aber eben deswegen leicht Ueberhäufung des Lehrlings mit Gegenständen, Verminderung des spe-

-ciellen Studiums der einzelnen Kranken, leicht Angewöhnung an oberflächliche Beobachtung und Kunstausübung, und, was noch schlimmer ist, Angewöhnung an oberflächliche Behandlung des Menschen selbst, wenn die Behandlung zu sehr in Masse geschieht. Da man hier alles Generalisiren muſs, verlernt man das Individualisiren. Man lernt die Krankheiten curiren, aber nicht die Kranken.

Im zweiten Falle ist allerdings das Ideal einer guten Krankenanstalt darzustellen möglich, da die Menge weder den Lehrer, noch den Lernenden hindert, die genaueste Aufmerksamkeit in der Beobachtung und musterhafteste Regelmäſsigkeit in der Behandlung zu erreichen. Aber hier fehlt wieder die Menge der Kranken, um lehrreiche Vergleichungen anzustellen, das eigne Handeln des jungen Arztes kann weniger in Thätigkeit gesetzt werden, und der Lehrling lernt das praktische Geschäft kennen, wie es seyn sollte, nicht wie es wirklich ist.

Die *Poliklinik* unterscheidet sich in allen diesen Beziehungen wesentlich von der vorigen, und da ihre Eigenthümlichkeiten weniger gekannt und gewürdigt zu seyn schei-

nen, und da sie derjenige Theil der prakti-
schen Bildung ist, dem ich mich vorzüglich
gewidmet habe, so werde ich hierbei ausführ-
licher seyn.

Es ist unleugbar, daſs sie in Absicht der
kunstmäſsigen Ausführung des ganzen Kur-
plans, in der pünktlichen Administration al-
ler Heilmittel, in der zweckmaſsigen Ein-
richtung der diätetischen Behandlung, die
oft wichtiger ist als die Arzneimittel, in
der genauen Beobachtung, den Hospitälern
nachstehen; aber dagegen haben sie auch
gewisse Vorzüge, die sie höchst wichtig ma-
chen, sobald die Rede von *Bildung des
jungen Arztes zum künftigen Heilgeschäft*
ist.

Das wesentliche Stück aller Klinik ist
unstreitig *Selbsthandeln unter gehöriger An-
leitung*, und dieſs ist der erste Vortheil, der
in der Poliklinik am vollkommensten er-
reicht werden kann. Hier wird der junge
Arzt selbstthätig, im ganzen Sinne des Worts,
da er hingegen bei den gewöhnlichen Be-
suchen der Hospitäler, sich mehr leidend,
als bloſser Zuschauer verhält, und dadurch

selten das Interesse, die Aufmerksamkeit, die mitwirkende Geisteskraft rege gemacht wird, als bei der thätigen Klinik. Zwischen handeln sehen und Selbsthandeln ist noch ein himmelweiter Unterschied. Man kann zehn Jahre lang auf den besten Schulen fechten gesehen haben und man ist dennoch kein Fechter.

Zum Anfange des praktischen Studiums ist es nicht heilsam, zu viele Kranke und Kurarten auf einmal zu sehen, sondern vielmehr wenig, aber das, was man sieht, recht zu sehen, den gesehenen Fall auf das genaueste zu studiren, Ursache und Wirkung und ihre Verbindung genau auszuforschen, die Indication zur Heilung aufzusuchen, die Gründe pro und contra bei dem Heilungsplan und die Wahl der Mittel wohl abzuwägen, und nun dieses Studium durch den ganzen Krankheitslauf mit Theilnehmung und ungestörter Aufmerksamkeit fortzusetzen. In grofsen Hospitälern ist dies aber, ihrer Natur nach, nicht möglich. Der junge Arzt sieht eine Menge Kranke und Verordnungen, aber gerade das, was das Wichtigste für ihn ist, das Urtheil, das Raisonnement

über den Fall, die Gedankenreihe, die die Erscheinung und Verordnung im Kopfe des dirigirenden Arztes verbindet, verliert er. Die natürliche Folge muſs seyn, daſs sein Geist mit einem Chaos sinnlicher Eindrücke und Recepte angefüllt wird, aber ohne Ordnung, ohne zweckmäſsige Verbindung, daſs er sich nicht an das Nachdenken, an das tiefe Studium des vorliegenden Falles gewöhnt, was allein den wahren Praktiker macht, daſs seine Urtheilskraft nicht geübt wird, und daſs er sich gar zu leicht auf immer eine oberflächliche und wirklich empirische Behandlung seiner Kranken angewöhnt.

Ein äuſserst wichtiger Vorzug poliklinischer Anstalten, ist aber der, daſs hier der Studirende ein weit gröſseres Interesse an seinen Kranken bekommt, und daſs sowohl sein Gewissen, als seine Ambition in Mitwirkung gesetzt werden, für die Rettung des Kranken zu sorgen. Hier ist er sein spezieller Arzt, der Kranke ist seiner Sorgfalt, seinen Kräften, seinem Gewissen allein anvertraut, er haftet für sein Leben und seine Gesundheit. Es entsteht das Band von gegenseitigem Zutrauen und Anhänglichkeit zwi-

schen beiden, was jede Kur so sehr befördert. Der junge Arzt lernt den Kranken bei Zeiten nicht bloſs als ein Object der Kunst, sondern als einen hülfsbedürftigen Freund, der ihm das beste, was er hat, sein Leben anvertraut, betrachten und freundschaftlich, sanft, wohlwollend, behandeln, er gewöhnt sich nicht zuder verderblichen Vorstellungsart, den Menschen als Mittel (sey es auch zur Bestätigung irgend einer neuen Methode oder Kunstansicht) zu betrachten, sondern immer, auch den Aermsten, als Zweck für sich allein. Sein Leben wird ihm, wenn auch nicht durch den Kranken selbst, doch oft durch die Theilnahme seiner Verwandten wichtig, und fordert ihn auf, alle seine Kräfte anzuspannen. — Und hiermit hängt ein anderer Nutzen poliklinischer Anstalten zusammen: sie haben nicht allein auf die wissenschaftliche, sondern auch auf die moralische Bildung des Arztes den wohlthätigsten Einfluſs, indem sie ihm häufig Gelegenheit verschaffen, das menschliche Elend in der Nähe kennen zu lernen, sein Gefühl zu verfeinern, und nicht bloſs durch Receptverschreiben, sondern auch durch Theilneh-

men, öfteres Besuchen, sanfte Behandlung und Unterstützung, der Retter und Tröster dieser Verlassenen zu werden.*

Ferner: In dem Hospital lernt der junge Arzt die Dinge so kennen, wie sie seyn sollten, in den klinischen Anstalten so, wie sie wirklich in der Welt sind, und wie er sie künftig finden wird. Anstatt dafs dort auf den Wink des Arztes alles mit der gröfsten Pünktlichkeit vollzogen wird, so setzen hier der Eigensinn, die Vorurtheile des Kranken, und der Anwesenden, der Mangel und das Elend und eine unzählige Menge Nebenumstände, Hindernisse in den Weg, und diefs hat den grofsen Nutzen, dafs der junge Arzt lernt, sich in die Menschen zu finden, sich an ihre Eigenheiten und Launen zu gewöhnen, Vorurtheile und Widerspenstigkeit auf eine gute Art zu überwinden, die Geduld nicht gleich zu verlieren, sich durch Schwierigkeiten nicht gleich abschrecken zu lassen und selbst bei unübersteiglichen Hindernissen neue Formen und Wege der Hülfe aufzufinden. Und wahrhaftig, diefs sind Eigenschaften, die sich ein Arzt nicht bald genug zu eigen machen kann, und die gar oft mehr

zum Glück seiner Kuren und zu seiner Empfehlung beitragen, als alle Gelehrsamkeit und Kunst. Nur gar zu oft hat die Hospitalbildung die nachtheilige Folge für den jungen Arzt, entweder daſs er Zeitlebens etwas despotisches behält, oder daſs er bald muthlos wird, weil er alles ganz anders findet, als er es im Hospital gewohnt war. Es erhellet hieraus, daſs eben das, was man bisher als Mängel der poliklinischen Anstalten betrachtete, und was auch wirklich, in anderer Absicht, Mängel sind, ihnen, sobald wir auf die Erziehung und Bildung des künftigen Praktikers sehen, einen groſsen Vorzug giebt.

Ein anderer Vorzug poliklinischer Anstalten ist der, daſs der junge Arzt nicht blos Krankheiten, sondern auch Kränklichkeiten kennen lernt, die oft weit mehr Kenntnisse verlangen, als jene, und zu deren Bekämpfung er in der Folge so oft aufgerufen wird. Wer z. B. lernt in Hospitälern die mannigfaltigen Kränklichkeiten bei der Zahnarbeit, die Kränklichkeiten bei der Mannbarkeit, die tausendfachen Gestalten des hypochondrischen und hysterischen Uebels, der

langwierigen Nervenschwäche, die Schwächlichkeiten des Alters, die grofse Klasse der werdenden Krankheiten und den so wichtigen Theil der Heilkunst, die Präservativkur, kennen und behandeln? Und doch sind diefs die Gegenstände, die die Hälfte seiner künftigen Praxis ausmachen, und durch deren gehörige Behandlung er sich vorzüglich wohlthätig machen kann.

Nicht weniger wichtig ist es, dafs der junge Arzt hier einen weit vollständigern Ueberblick des ganzen Krankheitszustandes erhält, als in Hospitälern. Denn da sieht er den Kranken nur, so lange die eigentliche Krankheit dauert, die aber oft nur eine Aeufserung, ein Fragment, des wahren Krankheitszustandes ist. Ist diese gehoben, so wird er als geheilt entlassen, aber man erfährt nichts von den nachfolgenden, meist chronischen, Uebeln, die oft erst den wahren Aufschlufs über die Krankheit geben, und uns zeigen, dafs das, was wir Kur der Krankheit nannten, oft nur ein Metaschematismus war, oder dafs unsere Methode wohl gar, indem sie die Krankheitsäufserung unterdrückte, das Hauptübel vermehrte, oder den Krank-

heits-

heitsstoff tiefer imprimirte. So kommen falsche Resultate in den Kopf des jungen Arztes, und so sind schon viele in die Welt gekommen, die gewiſs ganz anders ausgefallen wären, wenn man den Kranken einige Wochen nachher wieder gesehen hätte. So heilte man die gastrischen Fieber durch China und Wein, und das Faktum war richtig, aber man erfuhr nichts davon, daſs hintendrein hypochondrische Beschwerden, Hektik oder Verstopfung der Abdominaleingeweide, entstanden. So kann man die Gicht durch kalte Umschläge heilen, aber der als geheilt entlassene Kranke bekommt in der Folge Taubheit, Blindheit, chronischen Magenkrampf u. s. w. So kann man die Hämorrhoidalbeschwerden durch kalte Klystiere und Umschläge für den Augenblick wegzaubern, aber man erfährt nichts davon, daſs der Kranke nachher in ein unheilbares Asthma oder Lungensucht verfallen ist. So die Flechten, Krätze u. dergl. durch äuſserliche Schwefel- und Bleimittel, und nach einem halben Jahre ist der so glücklich Geheilte — schwindsüchtig. Zur vollständigen Beobachtung und gründlichen Bildung aber scheint es mir eine Hauptbedingung zu seyn, daſs man die gan-

ze Succession aller Erscheinungen und Metamorphosen eines krankhaften Zustandes übersieht, und in allen ihren Perioden bis zur Zerstörung oder völligen Herstellung, ja bis zur Fortpflanzung auf die folgende Generation, begleitet, welches nur in der Poliklinik möglich wird, wo man Gelegenheit hat, den nämlichen Kranken, die nämliche Familie, Jahre lang zu beobachten.

Ich darf nicht vergessen, daſs man in diesen Anstalten weit besser daran gewöhnt wird, auf den Einfluſs der den Kranken umgebenden Dinge und diätetischer Potenzen zur Erregung und Unterhaltung der Krankheiten zu sehen, da in Hospitälern, bei guter Einrichtung diese Potenzen gar nicht existiren, und folglich die Rücksicht darauf, gar nicht so mit der Bildung des jungen Arztes verwebt wird. Lange hatte ich an einem härtnäckigen Asthma die ganze Kunst vergebens erschöpft, endlich entdeckte ich, daſs der Kranke an einer feuchten Wand schlief; das Bett wurde abgerückt, und die Kur war gemacht. Ein anderer litt lange an den harnäckigsten Magenschmerzen, bis ich bemerkte, daſs er beim Arbeiten immer die

Magengegend gegen den Tisch drückte; ich liess ihn stehend schreiben, und das Uebel war gehoben. Und so können tausenderlei im gewöhnlichen Leben vorkommende Dinge fortdauernde Krankheitsursachen werden, auf die der Arzt beständig sehen muss. Aber dazu muss man die Kranken in ihren Häusern und Geschäften sehen, nicht in Hospitälern, wo diese Umstände gar nicht existiren.

Ein auszeichnender Vorzug ist noch der, dass der junge Arzt hier Gelegenheit hat, sich mit einem der wichtigsten Theile seiner künftigen Kunstausübung, der *Kinderpraxis*, zu beschäftigen, und sich die nöthige Uebung darin zu verschaffen. Man weiss, wie ganz eigen gestaltet, in Absicht der Diagnostik und Therapeutik, diese Praxis, und wie unentbehrlich sie ist. Sie erfordert durchaus ein eignes Studium, eine eigene Ausbildung des Beobachtungssinnes und der Kunstanwendung, und man kann ein sehr guter Praktiker für Erwachsene und doch ein schlechter Kinderarzt seyn.

Zum Schluss erlaube man mir noch eine, und gewiss nicht die unwichtigste Bemerkung.

Wenn eine solche Anstalt den Zweck der medicinischen Bildung ganz erreichen soll, so muſs sie gleichsam als *Erziehungsinstitut* für junge Aerzte betrachtet und behandelt werden, d. h. es muſs jeder insbesondere nach seiner Individualität beurtheilt, gebildet und angeführt werden. Dies ist aber nur in klinischen Anstalten möglich. Da hat der Lehrer Gelegenheit, die Fähigkeiten, Kenntnisse und Charakter eines jeden insbesondere kennen zu lernen: er ist im Stande, ihn auf die Lücken aufmerksam zu machen, die er etwa hat, ihn, wenn er zu furchtsam ist, aufzumuntern, und ist er zu kühn, behutsam zu machen, herrschende Vorurtheile oder Irrthümer zu benehmen, mit einem Wort, jeden, auf den ihm passenden Weg, zum gemeinschaftlichen Zweck zu führen. Dies macht zwar das Geschäft mühsam, aber die Ueberzeugung, daſs es der einzig wahre Weg ist, brauchbare Männer zu bilden, lohnt reichlich dafür. Hierbei kann ich jedoch nicht unterlassen zu bemerken, daſs selbst in der klinischen Anstalt dieser Vortheil verloren geht, wenn zuviel Mitglieder daran Theil nehmen, und ich habe deshalb die Einrich-

tung gemacht, daſs nie mehr als zwölf prakticirende Mitglieder seyn dürfen.

Das Resultat der bisherigen Untersuchung in Beziehung auf medicinische Bildungsanstalten ist nun folgendes:

Eine vollkommene medicinische Bildungsanstalt muſs alle drei Institute vereinigen. — Das kleinere, in der gröſsten Vollkommenheit eingerichtete Hospital, zum wissenschaftlichen Studium der Krankheiten und der Kunst, und zur Darstellung des praktischen Handelns in seiner absoluten Regelmäſsigkeit. — Das groſse Hospital zur Gewährung der gröſsern Uebersicht der Krankheitsklassen, zur lehrreichen, gleichzeitigen Vergleichung mehrerer Krankheitsformen und ihrer Modificationen in den verschiedenen Individuen und zur Kenntniſs der ungewöhnlichern Fälle. — Und endlich die Poliklinik zur Darstellung des praktischen Geschäfts, wie es in der Wirklichkeit ist, zur Uebung in allen Pflichten desselben, zum Selbsthandeln, im wahren Sinne des künftigen Praktikers, mit allen Freuden und Leiden des praktischen Lebens, und zum Studium der Indivi-

dualitäten, Kränklichkeiten, Krankheitsursachen, Kinderkrankheiten.

Die neue Universität zu Berlin begreift alle drei Institute, und bietet dadurch dem jungen Arzt die vollkommenste Vereinigung aller Hülfsmittel zur Ausbildung dar.

Dank dem edlen Könige, dessen Gnade und hoher Sinn uns diese Vollkommenheit schenkte; und Ehre Ihm, der in der Zeit irdischer Bedrängniß dem Reiche des Geistes seine Blicke zuwendete, und, indem er ihm einen neuen Quell geistigen Lebens erschuf, der Menschheit höchstes Gut förderte, und dadurch seinem Namen ein Denkmal setzte, eben so unvergänglich wie jenes!

Mit Freuden übernehme ich von neuem ein Geschäft, was mich schon vor 18 Jahren in Jena so mächtig anzog, und was seitdem, bei allem Wechsel meines Lebens, immer herrschende Neigung blieb, indem ich es für den Schlußstein der ganzen ärztlichen Bildung, und zugleich für den einzigen Punkt des akademischen Studiums halte, wo eine wahre Sokratische Geistesannäherung und Geistesverschmelzung zwischen Lehrer und

Schüler möglich ist. Nur der Geist macht lebendig — der Buchstabe tödtet. — Nur was aus dem Leben kommt, geht ins Leben ein. — Dieses innere Leben des Geistes zu erwecken, es über den Buchstaben, über die Fesseln der Formeln und Systeme, zu erheben, die ganze Natur in diesem höhern Sinne zu fassen — das ist das grofse Ziel, was allein durch ein solches lebendiges Zusammenseyn und Zusammenhandeln erreicht werden kann, was aber auch immer der Karakter und das beseelende Princip einer solchen Anstalt bleiben mufs, wenn sie ihres höhern Zwecks würdig, und nicht wieder blos zum Träger eines neuen Schulsystems oder einer neuen Sekte erniedrigt werden soll. — Von diesem Gefühl durchdrungen, werde ich diesem Geschäft alle meine Kräfte und die Erfahrungen meines Lebens widmen, und es für den schönsten Gebrauch des Rests meiner Tage halten, das, was ich weifs und was ich bin, auf andere zu übertragen, und in ihnen auch künftig fortzuleben.

Einrichtung und Gesetze.

Die ganze Anzahl der das Institut besuchenden jungen Aerzte ist in zwei Klassen getheilt, *auscultirende* und *practicirende Mitglieder*.

Die *erste Klasse* nimmt an den practischen Geschäften selbst noch keinen thätigen Antheil, sondern benutzt sie blos als Zuschauer und Zuhörer, und auf diese Weise halte ichs für sehr gut, eine Krankenanstalt recht bald zu besuchen, nicht um Recepte verschreiben zu lernen, ehe man die hinlänglichen Vorkenntnisse hat, (welches nur Empiriker bildet) sondern um die Krankheiten in der Natur selbst, nicht bloſs aus Beschreibungen kennen zu lernen, die Semiotik praktisch zu studiren, z. E. das Pulsfüh-

en, die verschiedenen Arten des Pulses, der Respiration, des Hustens, des Urins, der Ausschläge, Geschwülste und unendlich viel andere Dinge, die kein Mensch aus einem Buche oder in einem Collegium, sondern nur in der Natur unter Anleitung eines Lehrers erlernen wird; ferner sich in Zeiten an die Kunst, Kranke zu untersuchen, und mit ihnen umzugehen, zu gewöhnen, sich den practischen Tact, der in einer eignen Kultur der Sinnlichkeit und aller Geistesvermögen für die kranke Natur (so wie ihn der Künstler für die schöne Natur sich verschaffen muſs,) besteht, zu erwerben; die verschiedenen Theile der Medicin, Physiologie, Pathologie, Semiotik, Arzneimittellehre, die in den Verhandlungen beständig vorkommen, zu repetiren, und, was das wichtigste ist, diese noch im Kopfe zerstreuten Kenntnisse in practische Verbindung zu setzen, d. h. sie auf den Zweck der Heilung zu beziehen, und sich dazu geläufig zu machen; und endlich die Arzneimittel, sowohl einfache als zusammengesetzte, sich durch Autopsie wohl bekannt zu machen, wozu die mit dem Institut verbundene Apotheke dient.

Die *Klasse der practicirenden Mitglieder* hingegen ist in beständiger Selbstthätigkeit, übernimmt alle Geschäfte und Pflichten eines praktischen Arztes, und jedes dieser Mitglieder ist als ein wesentlicher und constituirender Theil der ganzen Krankenanstalt zu betrachten. Alle halbe Jahre werden aus dieser Klasse 4 Secretarien ernannt, welche die Obliegenheit haben, alle vorkommenden Krankengeschichten in die 4 Haptjournale einzutragen, wovon jedes den vierten Theil des Alphabets enthält.

Die Einrichtung selbst ist folgende:

Alle Tage (Sonntag ausgenommen) versammlen wir uns von 11 bis 1 Uhr. In diesen täglichen Versammlungen werden neue Kranke untersucht und aufgenommen, von den Mitgliedern die Relationen über die ihnen anvertrauten Kranken abgestattet, die neuen Verordnungen bestimmt, die Arzneien verschrieben, auch, so viel es die Zeit erlaubt, bereitet, schriftliche Consultationen mitgetheilt, und die practischen Theile der Kunst sowohl durch Lehrvorträge als auch durch examinatorische Methode er-

örtert und auseinander gesetzt. Es ist in meinen Augen ein Hauptvorzug solcher klinischen Anstalten, daſs der Lehrer dabei Gelegenheit bekommt, sich über eine Menge Punkte herauszulassen, und unzählige practische Winke und Notizen beizubringen, die in den gewöhnlichen Vorlesungen übersehen oder nicht füglich angebracht werden.

Bei jedem neuen Kranken ist das *Examen* die Hauptsache, wobei ich mich gern etwas lange verweile, und so viel möglich alles dem jungen Arzte überlasse (höchstens die Richtung seiner Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Punkt ausgenommen) weil ich weiſs, daſs nichts wichtiger, aber auch nichts schwerer ist, als in diesem Theil der practischen Kunst eine Fertigkeit zu erhalten. Man lernt dadurch, sich mit seinem Kranken in Rapport setzen, seine Semiotik ordnen und sich geläufig machen, und auf *alle* Umstände denken, welches zu Verhütung der Einseitigkeit im Urtheil die Hauptsache ist. Wer das Fragen in der Medicin versteht, der kommt zum Zweck. — Der Secretär, dem der Kranke zukommt, pro-

tocollirt während dessen die Hauptpunkte der Erzählung.

Nun folgt die *Consultation* über den vorliegenden Fall, wobei zuerst der, welcher den Kranken examinirt hat, seine Meinung sagt, sodann aber auch jeder andre das Recht hat darüber zu urtheilen oder anderer Meinung zu seyn. Wir beobachten dabei folgende Ordnung. — Zuerst wird der Name der Krankheit nach der gewöhnlichen Nosologie, oder auch, wo es nöthig ist, nach den Synonymen bestimmt. Ich weiſs zwar sehr wohl, daſs der *Name* der Krankheit nichts zur Kur macht, und warne bestens gegen diesen Irrthum der Empiriker; aber ich weiſs auch, daſs es zur vollständigen Kenntniſs jeder Sache, und also auch jeder Krankheit, unentbehrlich ist, ihre gebräuchlichsten Namen zu wissen, theils um sich andern darüber verständlich zu machen, theils um sich bei andern Aerzten oder Autoren darüber unterrichten zu können. Es scheint mir jetzt häufig der Fall zu seyn, daſs, indem man den ehemaligen Fehler, auf die Namen zu viel Werth zu setzen, flieht, man in den entgegengesetzten Fehler verfällt, sie zu sehr zu

vernachlässigen, und die jungen Leute lernen eine Menge Krankheiten kennen — aber ohne Namen, oder mit neuen ungewöhnlichen Namen, die ihnen eben so wenig helfen.

Hierauf wird aus den entfernten Ursachen, den Phänomenen, der allgemeinen und speciellen Constitution, der Wirkung der diätetischen oder schon angewendeten medicinischen Potenzen u. s. w. die *nächste Ursache*, oder, welches nach meinen Begriffen dasselbe ist, der *wesentliche Charakter* der Krankheit bestimmt, der allein den praktischen Gesichtspunkt für die ganze Behandlung angeben kann. Dadurch lernt man die große Kunst am besten, die Krankheiten zu simplificiren, und die mannichfaltigsten Phänomene und Verwickelungen auf *eine* Idee, z. E. Schwäche, oder entzündlichen Zustand, oder Verdauungsfehler u. dgl. zu reduciren, welches nothwendig auch zu einer einfachen und rationellen Behandlung führt. — Nun aber ist das *zweite*, die besondern Eigenthümlichkeiten dieses speciellen Falls, dieses Subjects und seines Individuellen, aufs genaueste aufzusuchen und zu bestimmen. Und

so wird die höchste Aufgabe der Kunst erfüllt: *die Krankheit möglichst zu generalisiren, aber den Kranken aufs genaueste und schärfste zu individualisiren.* Dies ist das Talent, was den guten Praktiker macht. Nie wird man eine Krankheit richtig beurtheilen, wenn man sie nicht unter allgemeine Klassen, d. h. auf die allgemeinen Fehler des Organismus zurück zu bringen weiſs; aber vergebens, wenn der Arzt nun nicht die Kunst versteht, diese allgemeinen Indicationen dem Individuellen des Kranken so genau wie möglich anzupassen und darnach zu modificiren; er wird bei einer völlig richtigen Kenntniſs der *Krankheit* dennoch den *Kranken* ungeschickt behandeln. Es ist dies das eigentlich artistische Talent des Arztes. Aber dies Talent kann nicht in Hörsälen gelernt, sondern es muſs, so wie jede Kunstfertigkeit, in der Natur, im Studium und Umgang der Kranken, durch die genaueste Aufmerksamkeit auf Idiosyncrasie, Gewohnheiten, Eigenheiten des physischen und moralischen Charakters, Constitution, äuſsere Umstände u. s. w. erworben werden, und dazu muſs man, nach meiner Meinung, Krankenanstalten vorzüglich nutzen. — Nach dieser

estimmung hebt sich auch der Widerspruch, en man häufig bei den Autoren findet, wo as der eine empfiehlt, alles zu generalisien, der andere, alles zu specialisiren; es ird ferner begreiflich, wie es in der prakschen Ausübung oft der gröſste Fehler weren kann, gar zu einfach seyn zu wollen. ie *Idee* von der Krankheit und Methode uſs zwar so einfach wie möglich seyn, aber der Form und Application auf den beimmten Fall können eine Menge Rücksichm eintreten, die oft mannichfaltige Zusätze, orrigentien u. s. w. erfordern, nicht um das Vesen der Kur zu bewirken, sondern um as Mittel dem Subject zu accommodiren nd ihm bessern Eingang zu verschaffen.

Ist dies berichtigt, so folgt die Bestimmung der *Indicationen zur Kur*, welche dann ehr leicht wird, wenn die nächsten und entfernten Ursachen vorher gut ausgemittelt vorden sind. Nie aber darf ein Mittel oder ine Methode genannt werden, ohne vorher lie Indicationen, d. h. den Zweck und Grund les Handelns, festgesetzt zu haben. Dies verhütet am besten, daſs man sich in der Meizin nie gewöhnt, etwas ohne Grund, ohne

Idee zu thun, — die gröſste Schutzwehr gegen den *Empirismus*.

Und nun erst folgt die *Angabe* und *Nennung der Mittel* in specie, wodurch die Indication erfüllt werden kann. Dies giebt die beste Gelegenheit, die Arzneimittellehre in den verwandten Klassen, so wie bei der Krankheitsbestimmung die Pathologie, durchzugehen und zu examiniren. — Hierbei aber kommt es mir weit weniger darauf an, immer neue Mittel zu versuchen, (welches dem jungen Arzt nur einen verdorbenen Geschamck, und eine Art von Modesucht giebt, die dem Gründlichen im Wege steht), als vielmehr die ältern und bewährten Mittel gehörig brauchen zu lernen, die sich bei allem Modewechsel in der Medizin erhalten haben und erhalten werden. Verdient ja einmal ein neuempfohlnes Mittel angewendet zu werden, so wird dabei die Art gezeigt, wie man Versuche damit mit Sicherheit und derjenigen Gewissenhaftigkeit, die der Arzt auch bei dem *corpore vilissimo* nie aus den Augen verlieren muſs, machen kann. Ueberhaupt aber ist es mein Grundsatz gar nicht, bei solchen Anstalten die Arzneimittellehre gar zu sehr

ein-

einzuschränken, weil es hier nicht allein darauf ankommt den Kranken zu heilen, sondern auch dem jungen Arzt alle brauchbare Mittel kennen zu lernen, und die Erfahrung uns so oft lehrt, daſs Mittel, die nach den Bestandtheilen und der Classification völlig gleichbedeutend scheinen, dennoch in der Wirkung auf den Körper gewisse specifische Eigenheiten und Modificationen haben, die in der Praxis sehr wichtig sind, auch bei langwierigen, besonders Nervenkrankheiten, ein solcher Wechsel mit ähnlichwirkenden Mitteln sehr nützlich ist, um gleichsam denselben Eindruck durch die etwas veränderte Form immer wieder neu zu machen, wenn sich die Organe an die vorige Form gewöhnt haben. — Dabei aber wird sehr darauf gesehen, daſs man sich nicht gewöhne, sein einziges Zutrauen auf die Apothekermittel zu setzen, sondern die diätetischen Mittel, d. h. alle gewöhnlich auf den Menschen wirkenden natürlichen Potenzen zum Zweck der Kunst anzuwenden und zu benutzen, ein Theil der Kur, der nur gar zu sehr von manchen Aerzten vernachlässigt wird. — In der Auswahl der Mittel selbst müssen wir es uns im Ganzen zum Gesetz machen, wohlfeil zu

sinnliche Wiederholung der *Materia medica*, und sehr nützliche Vorbereitung zum künftigen Selbstdispensiren, welches doch der Arzt auf dem Lande und im Militair gar nicht vermeiden kann. . . .

Jeder Kranke, der nicht selbst in die Anstalt kommen kann, erhält seinen besondern Arzt, welcher ihn täglich, und bei acuten Fällen, zwei, dreimal des Tages besucht, sein Journal darüber hält, täglich von ihm referirt, die Arzneien und andere Hülfe verordnet, und völlig responsabel für ihn ist. Um den Fall nützlicher zu machen, können ihn mehrere Mitglieder bei seinen Besuchen begleiten. Erwirbt sich eins der Mitglieder durch die gute Behandlung seiner Kranken ein solches Zutrauen derselben, daſs er von mehrern persönlich um seine Beihülfe ersucht wird, so darf er diese Kranken auf Kosten der Anstalt übernehmen und behandeln, eine sehr billige Belohnung des Fleiſses, wodurch er sich dieses Zutrauen erwarb, und Aufmunterung für andere!

Die chirurgischen Geschäfte leitet Herr D. *Bernstein* ganz nach denselben Principien, und auch hier ist das Selbsthandeln, die Uebung in kleinen Operationen, im Ver-

Form, und auf die schicklichen Dosen Rücksicht zu nehmen, und alle dazu gehörige Kenntnisse zu repetiren. Das Recept ist gleichsam das letzte Resultat, in welchem sich die ganze Untersuchung, Beurtheilung und Kunst des Arztes concentrirt darstellt. Ueberdies ist es das einzige schriftliche Document von dem Heilverfahren des Arztes, woraus nicht nur der Sachverständige die Kunst und Geschicklichkeit desselben beurtheilen, sondern was auch, als Actenstück, einen wichtigen forensischen Werth haben kann. Ich suche daher möglichste Achtung für dieses Geschäft zu erregen, und stete Uebung darin zu erhalten. Alle Recepte werden von den jungen Aerzten, so wie sie in der Reihe folgen, verschrieben; hierauf wird jedes Recept laut vorgelesen, und es steht jedem frei, seine Meinung zu sagen, und die etwa vorkommenden Fehler zu rügen.

Nun kommt das Recept (wenn seine Bereitung nicht zu viel Zeit erfordert) in die gleich dabei befindliche *klinische Apotheke*, wo es ebenfalls von den Mitgliedern des Instituts (die nach der Reihe die Beschäftigung in der Apotheke trifft) bereitet wird. Eine neue praktische Uebung des Formulars,

Alle Vierteljahre liefert jeder der Praktikanten die Uebersicht einer Hauptklasse von Krankheiten aus allen Journalen des Instituts mit allem, was darüber merkwürdiges beobachtet werden. Diese Einrichtung ist von großsem Nutzen für die Repetition, für die Kontrolle der Journale und deren genauen Führung, für die Uebersicht der einzelnen Beobachtungen im Ganzen, und als Sporn zum Nachdenken und wissenschaftlichem Studium des Gegenstandes.

Sollte vielleicht jemand fragen: welche Kurmethode, welches System, welcher Ton in unsrer Krankenanstalt herrschend seyn, so dient ihm zur Antwort: *Nichts von allem*. Der wichtigste Grundsatz bei der Bildung des Arztes, ja in der ganzen Behandlung der Medizin, scheint mir der zu seyn, sich *so wenig wie möglich an einen einseitigen Gesichtspunkt, oder an eine vorgeschriebene Glaubensregel, zu gewöhnen*. Niemand bedarf mehr die gröſste *Freiheit des Geistes*, die gröſste Empfänglichkeit für alle Eindrükke, für alle Vorstellungsarten, als eben der Arzt, denn er hat es mit einem so äuſserst complicirten und vielseitigen Gegenstand zu thun, daſs er nur durch die allermannichfaltigsten Ansichten hoffen kann, der Wahr-

heit auf die Spur zu kommen. Diese Freiheit des Geistes aber geht sogleich verloren, sobald man sich in der Jugend an eine vorgeschriebene Schulform oder eine infallible Autorität bindet. Weder der, der blos chemisch, noch der, der blos mechanisch, noch der, der blos nach dem Gesichtspunkt der Erregbarkeit sieht und urtheilt, sondern nur der, der auf alle diese Kräfte und Wirkungsarten, in sofern sie in der thierischen Oeconomie concurriren, und zum lebendigen Seyn erhoben werden, zugleich sieht, hat den wahren und vollkommnen Ueberblick des Ganzen; alles andere ist einseitige Vorstellungsart. Dazu kommt, was wenigstens eben so schlimm ist, daſs auch die *Selbstthätigkeit* des Geistes bei einer solchen Manier, sich sklavisch an gewisse Sätze und Methoden zu binden, verloren geht. Mir kommt's immer so vor, als wenn es bei dem academischen und besonders dem klinischen Unterricht nicht sowohl darauf ankommt, *was* einer lernt, (denn das findet er auch wohl noch in Büchern) sondern *wie* sein Geist geweckt, geordnet, empfänglich gemacht, und zum Selbstgebrauch nach gewissen Zwecken geübt wird. Nicht

der ist rationeller Arzt, der die Hülfe blos weiſs, sondern der sie selbst erfinden kann. Ein solcher wird, auch ohne eine sogenannte Methode, oder mit einer jeden, gut kuriren, da hingegen der am Geist gefangene Nachbeter, er mag nun Stollisch, oder Brownisch oder Hofmannisch u. s. w. geformelt seyn, immer schlecht kuriren wird. Kann man aber wohl hoffen, daſs diese Selbstthätigkeit des Geistes in dem jungen Mann hervorkommen werde, der nichts weiter zu thun hat, als gewisse vorgeschriebene Sätze und Erklärungen nachzubeten, und die eben so vorgeschriebenen Methoden und Mittel anzuwenden? Unmöglich, er muſs die Freiheit und Selbstthätigkeit des Geistes, also gerade das Beste, was der Mensch hat, zugleich verlieren. — Ich hasse daher von ganzem Herzen alles, was nur einer Secte, einem Geistesdespotismus oder einem infallibeln Kurreglement ähnlich sieht, und dringe auf nichts mehr, als auf Selbstprüfen, Selbstdenken, Selbsthandeln. — Wir haben keinen andern Codex als den der Natur und Erfahrung, keine andern Grundgesetze, als die unwandelbaren Gesetze des Organismus (im gesunden und kranken Zustand) und der ganzen Physik auf ihn

ngewendet. Dies sind unsre Autoritäten, in die wir appelliren, und dies die Quellen, us denen jeder, der sie zu nutzen weiſs, ich selbst die besten Aufschlüsse und Regeln der Handlung abstrahiren kann. Dies st auch das einzige, wofür ich die tiefste Achtung einzuprägen suche, *die Selbstthätigkeit der Naturkraft jedes organischen Körpers zu seiner Erhaltung und Hülfe.* Gegen diese sich versündigen, sie hindern, nterdrücken, ihr entgegen arbeiten, — das alte ich für die einzige unverzeihliche Sünde in der praktischen Medizin.

Alle übrigen Einwirkungen auf dieselbe, wenn sie nur ihren Gesetzen und Absichten nicht gerade zu widersprechen, sind von äusserst mannichfaltigen Folgen und Bedeutungen, so wie sie durch die jedesmalige Tendenz jener Kraft so oder so modificirt werden, und ich denke, wir haben nun lange genug beobachtet, und widersprechende Systeme genug gehabt, um sagen zu können: man kann im lebenden Körper oft auf ganz entgegengesetzten Wegen denselben Zweck erreichen. Wer will nun auftreten, und sagen: dieser Weg, diese Methode, ist die allein wahre? — Im Gegentheil glaube ich,

dafs, je mancherlei ein Arzt Wege kennt, ins organische Leben einzuwirken, je mehr er überzeugt ist, dafs es immer die Natur ist, die handelt, und er nur der Anstofs, der sie zur Handlung aufruft oder ihrer Wirkung den bestimmten Grad und Richtung giebt, desto vollkommner ist er. Und diese liberale Denkart in der praktischen Medizin ist es, die in unserm philosophischen Zeitalter endlich allgemeiner werden sollte, und die ich in meinem Zirkel möglichst zu befördern bemühet bin. *)

Zum Schlufs bemerke ich nur noch, dafs das Institut schon seit Februar dieses Jahres in voller Thätigkeit ist, und dafs bis jetzt 700 Kranke darin behandelt worden sind, worüber ich im nächsten Stück in den Annalen des poliklinischen Instituts nähere Nachricht geben werde.

*) Man wird entschuldigen, dafs ich vieles, was ich vor 16 Jahren bei Eröffnung des Jenaischen Klinikums in diesem Journal sagte, hier wieder wörtlich habe abdrucken lassen. — Aber wie wenige meiner jüngern Leser, für die diese Blätter eigentlich bestimmt sind, haben Gelegenheit, jene frühern Bände zu lesen; uud für die ältern mag es zum Beweis dienen, dafs mich noch jetzt die nehmlichen Grundsätze und Ansichten bei diesem wichtigen Geschäft leiten, wie damals.

Gesetze.

Allgemeine Gesetze.

I.

Das klinische Institut besteht aus dem Director, dem Vorsteher der chirurgischen Geschäfte, zwei Assistenten und den praktisirenden und auskultirenden Mitgliedern.

II.

Der Zweck des Klinicums ist zwiefach: Hülfe für arme Kranke, und Bildung junger Aerzte. Folglich muſs zwar jeder Kranke des Districtes Hülfe finden, aber zugleich muſs eine Auswahl getroffen werden, damit nicht die Menge der Kranken und der Mangel an Zeit zur oberflächlichen Behandlung Anlaſs gebe, und den Zweck der Bildung vereitle. Es werden demnach zwar alle Kranke, die sich melden, in der Versammlungsstunde von den Mitgliedern examinirt und der Kurplan wissenschaftlich entworfen, aber nur so viele zur fernern Behandlung vertheilt, daſs ein jeder 6 Kranken auf einmal erhält,

wozu die Instructivsten ausgewählt werden. Die übrigen besorgen die Assistenten und statten dann von Zeit zu Zeit Bericht ab.

III.

Die *Mitglieder* des Klinikums werden in *Practikanten* und in *Auskultanten* eingetheilt. Nur den ersten können Kranke zur Behandlung übertragen werden. Uebrigens geschieht der Beitritt zu diesem Institute immer zu Ostern und Michaelis, jedesmal auf ein halbes Jahr.

IV.

Da auch das unter Aufsicht des Herrn Dr. Flemming stehende Augenkranken-Klinicum damit vereinigt ist, so ist, um den Mitgliedern Gelegenheit zu verschaffen, die mannigfaltigen hierin vorkommenden Augenkrankheiten und ihre Behandlung kennen zu lernen, die Einrichtung getroffen worden, daſs sich dieselben alle Mittwoch und Sonnabend in der Versammlungsstunde einfinden und unter Aufsicht des Vorstehers jener Anstalt von den Mitgliedern des Klinikums gleich den andern Kranken untersucht und besorgt werden.

V.

Jedes Mitglied macht sich zur strengsten Verschwiegenheit, über alles was in dem Klinikum vorgeht verbindlich. Deshalb ist es auch Niemand erlaubt, als Hospitant den gewöhnlichen Zusammenkünften beizuwohnen, es sey denn, daſs er vom Direktor besondere Erlaubniſs dazu erhalten habe.

VI.

Während der Zusammenkünfte, welche täglich von

11 bis 1 Uhr im Universitätsgebäude gehalten werden, darf keiner seinen Platz oder das Zimmer eher, als nach geendigter Stunde, verlassen, aufser wenn es ein besonderes Geschäft erfordert. Auch macht sich ein jeder verbindlich, sich aller nicht zur Sache gehörigen Anmerkungen und Gespräche, insbesondere beim Examiniren der Kranken, und überhaupt alles dessen zu enthalten, wodurch die nöthige Aufmerksamkeit und Ordnung gestört werden könnte.

VII.

Da eine genaue Bekanntschaft mit den Arzneimitteln und Uebung im Selbstdispensiren derselben ein Haupterfordernifs eines Arztes ist, so ist eine eigene *klinische Apotheke* mit dem Institut verbunden, aus welcher den Kranken einfache Mittel sogleich abgereicht werden. Die Arbeiten in derselben versehn sowohl Praktikanten als Auskultanten. Die besondere Aufsicht darüber führt jedesmal ein Mitglied, welches vorzügliche Kenntnisse in der Pharmazie besitzt.

VIII.

Fünf Mitglieder übernehmen die *Sekretariatsgeschäfte* des Klinikums. Vier derselben besorgen das Eintragen der Krankengeschichten in die Hauptbücher; eins führt die Tabellen über die aufgenommenen Kranken und deren Vertheilung unter die Praktikanten. Jedem Sekretair steht es frei, sein Geschäft mit einem Vicarius zu theilen.

IX.

Zur Erhaltung der nöthigen Ordnung, darf sich keiner, aufser den Sekretairs und ihren Vikarien, dem Ein-

tragen in die Hauptbücher und Tabellen unterziehen, wenn nicht ein besonderer Auftrag von Seiten des Direktors oder der Sekretairs ihn dazu berechtigt.

X.

Ein jeder, der an den klinischen Uebungen Theil nehmen will, sey er Praktikant oder Auskultant, trägt einen Friedrichsd'or zur gemeinschaftlichen Armenkasse bei, welche von den beiden Assistenten verwaltet und hierüber Rechnung abgelegt wird. Sie ist zu außerordentlichen Unterstützungen sehr bedürftiger Kranken bestimmt, welche jedes Mitglied hierzu empfehlen kann.

Gesetze für die praktizirenden Mitglieder.

XI.

Jeder, der als praktizirendes Mitglied dem Institut beitreten will, muſs sich zuvor bei dem Director, zu Anfang des halben Jahres gemeldet haben, ehe er in das Verzeichniſs der Praktikanten eingeschrieben werden kann.

XII.

Das wesentliche Geschäft der Praktikanten besteht in der kunstmäſsigen und gewissenhaften Behandlung seiner Kranken. Doch nehmen sie auch an den Arbeiten der klinischen Apotheke und an den Sekretariatsgeschäften Theil.

XIII.

Die *Praxis* selbst wird in die *medizinische* und *chi-*

urgische eingetheilt. Diejenigen, welche sich auch mit der letzten beschäftigen wollen, unterzeichnen ihren Namen noch besonders bei jeder halbjährigen Eröffnung des Klinikums, ohne dafür anderweite Kosten zu haben. Doch steht es einem jeden frei, ob er sich der chirurgischen Praxis unterziehen will, oder nicht.

XIV.

Die *Vertheilung* der medicinischen Kranken sowohl, als der chirurgischen, geschieht pünktlich nach der Ordnung, in welcher die Praktikanten aufgeschrieben sind, wobei jedoch der Direktor darauf sieht, daſs aus der Menge der Kranken zu spezieller Vertheilung immer die lehrreichsten ausgewählt werden. Es wird daher jedesmal von dem Sekrétair der Tabelle bemerkt, wer die letzten Kranken oder Operationen bekam. Fehlt jemand in der Stunde, wo ihn die Reihe der Krankenvertheilung trift, ohne einem andern Auftrag gegeben zu haben, so wird er für diesmal übergangen.

XV.

Da eine zu groſse Menge der praktizirenden Mitglieder die so nöthige Aufmerksamkeit auf jeden einzelnen, so wie eine zu groſse Anzahl der von jedem zu übernehmenden Kranken, ein tieferes und gründliches Studium der einzelnen Fälle unmöglich machen, und dadurch der Hauptzweck des Instituts verhindert werden würde, so wird festgesetzt, daſs die Zahl der praktizirenden Mitglieder nie *über zwölf* steigen, und jeder derselben nie mehr *als sechs Kranke* auf einmal übernehmen darf

XVI.

Mehrere Kranke, welche zusammen wohnen, werden, zur Vermeidung aller Collisionen, nur *einem* Praktikanten übergeben.

XVII.

Bei chirurgischen Fällen, welche von Wichtigkeit sind, erhalten zwei Mitglieder die Besorgung des Kranken; eins, welches die Reihe trift, und das andere, welches vorzügliche Uebung in dergleichen Fällen besitzt.

XVIII.

Von der herumgehenden Krankenvertheilung sind diejenigen Patienten ausgenommen, welche sich bei einem Praktikanten insbesondere melden, und sich seine Hülfe erbitten. Da dies ein Beweis eines ausgezeichneten Zutrauens ist, so bleiben solche Kranken demjenigen überlassen, welchem sie sich anvertrauen. Doch dürfen solche Specialkranke, um eine gar zu große Ungleichheit zu verhüten, nicht über vier steigen. Melden sich mehrere, so werden sie an andere vertheilt.

XIX.

Ein solcher Kranker darf jedoch nicht in die Kur genommen werden, ohne daſs sein Zustand in der Versammlungsstunde referirt, und er in die Tabelle und das Hauptbuch eingetragen worden.

XX.

Die den praktizirenden Mitgliedern übertragenen

Kran-

Kranken werden in ihren Häusern regelmäßsig besucht, und zwar die akuten täglich zwei und mehreremale, die chronischen aber einmal, in wichtigen Fällen in Begleitung des Directors oder eines Assistenten. Ein Jeder sagt seinem Kranken seinen Namen und seine Wohnung, damit er in nöthigen Fällen gefunden werden könne. Wer die Besuche vernachläſsiget, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Kranken einem andern aufgetragen, und ihm weiter keine zur Besorgung anvertraut werden.

XXI.

Wer Patienten zu besorgen hat, und krankheitshalber oder einer andern Ursache wegen, die Stunde oder seine Kranken nicht besuchen kann, überträgt selbige nicht selbst einem andern, sondern meldet es dem Director oder einem der Assistenten, welcher die Kranken einstweilen einem andern Praktikanten übergiebt. Wer dies versäumt, zahlt zur Strafe 8 Groschen in die klinische Kasse.

XXII.

Keiner, der nicht zum Institute gehört, darf von einem Mitgliede zu einem Kranken mitgenommen werden; jedem Auskultanten aber steht es frei, einen Praktikanten bei den Krankenbesuchen zu begleiten; doch muſs die Zahl derselben nicht über zwei auf einmal betragen.

XXIII.

Jeder Praktikant notirt seine täglichen Bemerkungen am Krankenbette in seinem Privatjournale, und referirt *blos aus demselben* in den Versammlungsstunden. Die Relationen geschehen in der Ordnung, in welcher die

Mitglieder folgen, ausgenommen bei dringenden Fällen, welche immer zuerst vorgetragen werden müssen.

XXIV.

Diejenigen Kranken, welche in den Versammlungsstunden erscheinen, werden, nachdem sie sich durch Vorzeigung ihres Armuths-Attests zur freien Medizin legitimirt haben, von den Praktikanten öffentlich examinirt, nach der Ordnung, in welcher die Mitglieder folgen. Der Examinator darf während des Examens von keinem andern unterbrochen werden.

XXV.

Nach dem Examen folgt die Deliberation. Hier wird zuerst der Name der Krankheit bestimmt und derselbe in die Tabelle eingetragen, sodann die wesentliche Beschaffenheit und Ursache aufgesucht, die Indikation zur Kur festgesetzt und die schicklichen Mittel ausgewählt. — Ueber alles dies hat der, welcher den Kranken examinirt hat, das erste Recht seine Meinung zu sagen, wobei er durch andere nicht unterbrochen werden darf. Erst, nachdem er geendigt, steht es jedem Mitgliede frei, auch sein Urtheil bekannt zu machen.

XXVI.

Das Recept verschreibt der, welcher examinirt hat, aber auch außerdem können es mehrere zu ihrer Uebung thun. Bei schon dagewesenen Kranken geht das Receptschreiben nach der Reihe. Das verschriebene Recept wird immer mit dem Datum und dem Namen des Concipienten und des Kranken bezeichnet, laut vorgelesen, und von dem Direktor unterschrieben.

XXVII.

Alle Recepte werden gewöhnlich blos in der Stunde verschrieben. In dringenden Fällen können zwar in der öffentlichen, dazu bestimmten Apotheke Arzneien verordnet werden, doch muſs wo möglich zuvor mit dem Direktor oder einem der Assistenten über die zu verordnenden Mittel Rücksprache genommen werden, und sie nachher zur Unterschrift vorgelegt werden.

XXVIII.

Wenn ein Kranker stirbt, so verrichtet die Leichenöffnung der, welchem der Kranke gehörte, in Beiseyn des Directors oder eines Assistenten. Ist es nicht möglich daſs alle Mitglieder dabei seyn können, so geht es auch hier nach der Ordnung des Aufschreibens, so daſs die eine Hälfte der Gegenwärtigen aus praktizirenden Mitgliedern, die andere Hälfte aus Auskultanten besteht.

XXIX.

Bei sehr dürftigen Kranken, und wo die Kur durchaus eine bessere Nahrung erfodert, erhält der Kranke auf eine bestimmte Anzahl Tage eine Anweisung zu Fleischbrühe, welche von dem Distriktsdirektor unterschrieben, und aus dem Speisehause verabfolgt wird.

XXX.

Ist der Kranke ganz ohne Hülfe in seinem Hause, oder erfodert die Krankheit Hülfsmittel, welche in seinem Hause nicht angewandt werden können, so wird er in die Charité gebracht, wo ihn sein bisheriger Arzt, nebst den andern Mitgliedern, ferner besuchen, und die Kur ferner vom Klinikum aus geleitet werden kann.

XXXI.

Nach Endigung jeder Krankheit wird noch eine summarische Relation der ganzen Geschichte, des Ausganges, auch der Sektion von dem Arzte abgestattet.

XXXII.

Jeder Praktikant befleißigt sich beim Verordnen der Arzneien, so weit es ohne Nachtheil des Kranken möglich ist, der Sparsamkeit, und hält seine Patienten dazu an, die Ueberreste von den nicht ganz verbrauchten und noch fernerhin tauglichen Arzneien sowohl, als Gläser und Büchsen, die nicht mehr gebraucht werden, in die klinische Apotheke zurückzusenden.

XXXIII.

Alle Sonnabende läßt jeder sein Krankenjournal bis Nachmittag 4 Uhr liegen, damit die Sekretairs die fehlenden Nachrichten in das Hauptbuch eintragen können. Wer dies versäumt, oder das Notiren seiner Bemerkungen über die ihm anvertrauten Kranken in seinem Journal vernachlässiget, wird in der nächsten Woche bei der Krankenvertheilung übergangen.

XXXIV.

Alle 3 Monate übernimmt jedes praktizirende Mitglied eine Krankheitsklasse zu einer allgemeinen Uebersicht und Berichtserstattung aus den Hauptbüchern und eignen Journalen, was über diese Klasse in den letzten 3 Monaten in Absicht der Menge der Kranken, der Form und des Verlaufes der Krankheit, ihrer Ursachen, Behandlung und dem Succeß der Mittel beobachtet worden ist.

Gesetze für die auskultirenden Mitglieder.

XXXV.

Den Auskultanten wird zwar kein Kranker zur Behandlung übertragen. Allein sie nehmen in der Ordnung, wie sie die Reihe trifft, an den Arbeiten der klinischen Apotheke und an den Sektionen Antheil, und können, wenn sie wollen, sich auch den Sekretariatsgeschäften als Gehülfen unterziehn. Ingleichen steht es ihnen frei, einen Praktikanten bei seinen Krankenbesuchen zu begleiten, wenn ihrer nicht mehr als zwei sind und es nicht besondere Umstände verbieten.

Gesetze für die Sekretairs.

XXXVI.

Die eigentlichen Sekretariatsgeschäfte können nur von Praktikanten verwaltet werden, und Auskultanten dürfen blos als Gehülfen daran Theil nehmen. Keiner ist gezwungen ein solches Amt zu übernehmen, aber wer sich diesem unterzieht, erwirbt sich ein bleibendes Verdienst um das Institut.

XXXVII.

Alle Vierteljahre werden vier Sekretairs ernannt, welche das Eintragen der Krankengeschichten in die vier Hauptbücher besorgen. Jedem wird ein Buch übertragen, für welches er verantwortlich ist, und in welchem sein Nahme und die Zeit seines Sekretariats eingeschrieben wird.

XXXVIII.

Bei dem Eintragen der Krankengeschichten selbst, richten sich die Sekretairs nach dem dem Hauptbuche beigefügten Reglement. Täglich werden bei jeder Erscheinung eines Kranken in den Versammlungsstunden, sein Nahme, seine Krankheit und die verordneten Arzneien notirt, nach Bestimmung der Anfangsbuchstaben die jedes der vier Hauptbücher enthält. Alle Sonnabende Nachmittags von 3 — 4 Uhr versammeln sich die Sekretairs, um nochmals die Hauptbücher zu revidiren, und aus den vorhandenen Privatjournalen das Fehlende nachzutragen. Ingleichen führen sie ein dreifaches Register bei jedem Buche; das eine für die Nahmen der Kranken, das andere für die Krankheiten, und das dritte für die hauptsächlichsten Mittel.

XXXIX.

Einer von den Sekretairs notirt an einem jeden Sonnabende die fehlenden Privatjournale und übergiebt das Verzeichniſs derselben am nächsten Montage dem Direktor.

XL.

Auſser den vier Sekretairs für die Hauptbücher, wird alle halbe Jahre einer ernannt, welcher die Tabellen besorgt. In die eine Tabelle wird der Nahme, das Gewerbe, das Alter, die Wohnung, die Krankheit, die Zeit der Aufnahme und des Abgangs, und der Arzt des Kranken eingetragen; in der andern aber wird die Vertheilung der Kranken und die übrigen Geschäfte unter die Mitglieder des Instituts notirt. Auch hiebei richtet sich der Sekretair jedesmahl nach der ihm besonders zu ertheilenden Vorschrift.

XLI.

Jeder Sekretair kann sich einen Gehülfen wählen mit welchem er sein Geschäft theilt. Doch müssen beides zur Verhütung aller Unordnung, hierüber zuvor bestimmte Abrede genommen haben.

Gesetze die klinische Apotheke betreffend.

XLII.

Die Verwaltung der klinischen Apotheke führen jedesmal ein Aufseher derselben und zwei andere Mitglieder, nehmlich ein Praktikant und ein Auskultant.

XLIII.

Bei der Wahl eines Aufsehers der klinischen Apotheke wird blos auf Geschicklichkeit im pharmaceutischen Fache Rücksicht genommen. So lange einer diesem Geschäfte vorsteht, ist er von den halbjährigen Beiträgen befreit. Uebrigens richtet er sich nach den besondern Vorschriften, welche das Lokale der klinischen Apotheke betreffen.

XLIV.

Dem Aufseher liegt es ob, die Arbeiten in der klinischen Apotheke zu dirigiren, für die Ergänzung der Arzneien zu sorgen und die Aufsicht über den ganzen, dem klinischen Institute gehörigen Apparat an Instrumenten zu führen, für welchen er verantwortlich ist.

XLV.

Diejenigen praktisirenden Mitglieder und Auskul-

tanten, welche thätigen Antheil an der Besorgu
Apotheke nehmen wollen, schreiben sich bei jede
jährigen Eröffnung des Klinikums auf einen bes
Zettel. In der Ordnung, wie sie dann folgen,
sie sich so ein, dafs jedesmal ein Praktikant u
Auskultant eine Woche hindurch die Apothe
schäfte besorgt. Auch dieses macht keine bes
Kosten.

II.

Ueber die sogenannte Zellgewebsverhärtung neugebohrner Kinder.

Vom
Hofmedicus Lodemann
zu Hannover.

Bekanntlich haben die französischen Aerzte auf diese Krankheit, unter dem Namen: *Endurcissement du tissu cellulaire*, zuerst aufmerksam gemacht. Sie ist besonders häufig im *Hôpital des Enfans trouvés*, im *Hotél-Dieu*, und im *Hospice de Vaugirard* zu Paris beobachtet worden. Die Krankenwärterinnen daselbst pflegen die damit befallenen Kinder *des Enfans durs*, oder *des Enfans gelés* zu nennen, wegen der auffallenden Härte und Kälte, welche solche Kinder dem

Gefühl darbieten a). Man hat sie auch ausserhalb den Hospitälern, hin und wieder in Frankreich angetroffen, besonders in der Nähe von Calais b). *Peter Moscati* hat sie mehrmals in Mailand gesehen c), Herr *Jahn* sahe sie in Meiningen d), Herr *Henke* bei einer erwachsenen Person in der Nähe von Erlangen e), und der verewigte *Stütz*, in Schwaben f). Auch die Engländer *Denman* und *Hulme* beobachteten sie zuweilen in ihrem Vaterlande, wo sie den Namen *Skinbound* erhielt g).

a) Sammlung auserles. Abh. f. prakt. Aerzte. B. XV. pag. 604. seq. *)

b) ebendaselbst.

c) Dessen Giornal fisic. medic. Frebbajo 1793. pag. 152. vergl. *Kühns* und *Weigels* Italiaen. med. chir. Bibl. B. II. St. 2. pag. 85.

d) *Jahn* neues System der Kinderkrankheiten 1803. pag 159.

e) *Henke* Handbuch zur Erkenntniſs und Heilung der Kinderkrankheiten. Frankf. a M. 1809. pag 143.

f) *Hufeland* Journal d. prakt. Arzneikunde. B. XIV. St 4. pag. 32.

g) *Memoires de la Soc. Royale de Medecine, Tom. VIII.* vergl. *Roddelien* Sammlung kleiner Abh. und Beobacht. üb. die Rose und die Verhärtung des Zellgewebes neugeborner Kinder. Lübek 1802. pag. 84. seq.

*) Ich darf hier wohl bemerken, daſs ich von dieser Krankheit in Teutschland glaube zuerst Nachricht ertheilt zu haben in meinen *Annalen der franz. Arzneikunde* I. B. d. II.

Ungeachtet der verschiedenen Abhand-
ngen und Preisschriften, welche über diese
örderische Krankheit *) bekannt gemacht
orden sind, herrscht doch noch eine große
unkelheit über ihre eigentliche Natur, wel-
e möglichst aufzuklären, die Pflicht der
rzte ist.

Vielleicht kann die folgende Beobachtung
ezu einen kleinen Beitrag liefern, indem
e Gelegenheit geben wird, zu bemerken,
aſs in die Geschichte der sogenannten Ver-
ärtung des Zellgewebes, leicht Beobachtun-
en von ganz verschiedenen Krankheitsfor-
en sich einschleichen können, und wirklich
ingeschlichen haben, deren nosologische
Trennung ganz nothwendig ist, wenn wir
on dem Wesen der Krankheit uns einen
eutlichen Begriff verschaffen wollen.

Im September des Jahres 1809 ward eine
durchreisende Frau meiner Bekanntschaft,
von Drillingsknaben glücklich entbunden,
obgleich sie mehrere Meilen unter den hef-
tigsten Wehen gereiset war. Das mittlere

*) Die Mittelzahl der im *Hôpital des Enfans trouvés* an dieser Krankheit jährlich leidenden (und meist sterbenden) Kinder, ist 600. S. *Tenon Memoire sur les hôpitaux de Paris.* pag. 281.

dieser Kinder kam zwar scheintodt zur Welt, ward jedoch durch die halbstündigen Bemühungen der Hebamme, glücklich wieder ins Leben zurückgebracht, und schien darauf, wie seine Brüder, bis zum sechsten Lebenstage sich wohl zu befinden; doch war er zu schwach, um an der Brust seiner Mutter, die etwas zu grofse Warzen hatte, oder auch an der Brust einer herbeigerufenen Amme saugen zu können. Man begnügte sich also, ihn mit der ausgemolkenen Milch der Amme, und abwechselnd mit Chamomillenthee, mittelst eines Löffels zu füttern. Sein jüngerer Bruder liefs es sich indessen an der Brust derselben Amme wohl schmecken, und befand sich ebenfalls dem Anschein nach wohl, bis zum sechsten Tage. An diesem Tage ward ich zuerst zu diesem merkwürdigen Wochenbett hinzugerufen, weil die beiden jüngsten Kinder erkrankt waren. Auch fand ich beide in sehr bedenklichen Umständen.

Das jüngste erlitt deutlich kleine Convulsionen, konnte nicht, wie bisher, an der Amme saugen, und wenn man ihm etwas in den Mund einflöfste, so ward es nicht niedergeschluckt, sondern durch die krampfhaf-

ten Bewegungen des Mundes und Schlundes, wieder herausgepreſst. Dabei aber war es überher warm und weich anzufühlen, hatte eine belebte Hautfarbe, starr geöffnete Augen, und wimmerte unaufhörlich.

Einen andern höchst frappanten Anblick bot der Mittlere, welcher scheintodt gebohren worden war, mir dar. Wie ein geformter kleiner Marmorblock lag er da, steif, blaſs und kalt, wie ein Erfrorner, hart wie Holz oder Stein, ohne irgend einen Ton von sich hören zu lassen, oder die geringste Bewegung mit den Gliedern zu machen. Nur der schwache sehr beschleunigte Puls; das eben so schwache, fast unmerkliche und sichtbar erschwerte Athmen; das nicht gänzlich gehinderte, aber doch nur sehr unvollkommene Niederschlingen des in den Mund Eingeflöſsten; und die von Zeit zu Zeit erfolgende matte Erhebung der obern Augenlieder, wodurch auf Augenblicke der nach vorn und oben unbeweglich gerichtete Augenstern sichtbar, und wegen des etwas vorwärts gebogenen Kopfs, jener Blick hervorgebracht wurde, den man Glupen, oder unter dem Berge aussehen, nennt; dieses waren die ein-

zigen Merkmale des Lebens. Der ganze äussere Habitus war der eines Menschen, der von einem Berge verschüttet worden ist. Ein schwerer Druck schien jegliches Glied zu hemmen, und den ganzen Körper, ja selbst den Willen der Seele zu erdrücken. Auch einer äufsern Kraft, die freilich nur schonend versucht wurde, gehorchten die Gelenke nicht. Die Wangen, die Brust, die Arme, das Gesäfs, die Schenkel, die Bauchgegend, die Beine und Füfse waren mumienartig erhärtet, und der ganze kleine Mensch, wie gesagt, eiskalt, so dafs er nur mit Mühe auf kurze Zeit durch warme Tücher etwas erwärmt werden konnte, sogleich aber in seinen eisigen Zustand zurückkehrte, sobald die Tücher erkaltet waren.

So brachte er unverändert den ganzen Tag und die folgende Nacht zu, bis er am Anfange des siebenten Tages seines Lebens, fast unmerklich starb. Sechs Stunden nach dem Tode, da ich ihn zuletzt sah, war das äufsere Ansehn noch unverändert, und die Härte fast um nichts verändert.

Höchst angemessen einem solchen Zustande wird wohl jeder die Benennung fin-

den, welche die französischen Kinderwärterinnen gebrauchen: *des Enfans durs; des Enfans gelés.* Härter kann ein lebender menschlicher Körper nicht seyn, und mehr nicht der Beschaffenheit eines Erfrornen nahe kommen, als dieses Kind.

In der Sammlung auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, wird im XVten Bande eine Abhandlung von *Andry*, einem Arzte am *Hotel-Dieu*, aus den *Memoires de l'Academie Royale de Médécine* über das *Endurcissement du tissu cellulaire* übersetzt mitgetheilt, die man deshalb, weil sie vorzugsweise vor ähnlichen Aufsätzen anderer französischen Aerzte über diese Krankheit, hier eingerückt worden ist, für die vorzüglichste zu halten berechtigt wird. Hier finde ich pag. 622 die Beobachtung eines deutschen Arztes, des *Joh. Andr. Uzenbes* zu *Ulm* *), als eine ältere Beobachtung von der Zellgewebsverhärtung von *Andry* angeführt, die so sprechend mit dem von mir so eben beschriebenen Falle übereinstimmt, daſs

*) *Schurig* in seiner Embryologia. Dresden 1732. Sect. III. pag. 211. der diese Beobachtung aus den *Ephem. Acad. N. C.* entlehnt hat, nennt ihn *Joh. And. Usenbes*, welches vielleicht richtiger ist.

ich zur Bequemlichkeit meiner Leser mich nicht enthalten kann, sie der meinigen hier wörtlich nachfolgen zu lassen.

„Eine Soldatenfrau," sagt *Uzenbez*, „kam „im October 1718 zu Ende des achten Mo„nats ihrer Schwangerschaft, in dem Kran„kenhause zu Ulm nieder. Die Entbindung „war schwierig, und sie gebar ein Mädchen, „welches die Hebamme, sowohl wegen sei„ner außerordentlichen Kälte, als wegen sei„ner Härte, die so groß war, daß man mit „einem starken Druck auf seine Wangen, „keine Vertiefung in dieselben machen konn„te, für ein Stück Eis angesehen hatte. Sein „ganzer Körper schien ein Stück geräucher„tes Fleisch zu seyn, (*tota corpusculi com„pages erat ad instar carnis, fumo valde „exsiccatae, et induratae. Schurig* a. a. O.) „und wenn nicht ein schwaches Athmen des„selben, die Gegenwart der Lebenskraft zu „erkennen gegeben hätte, so würde man die„ses Kind wirklich für eine leblose Masse „gehalten haben. Uebrigens war es gut ge„staltet, und ziemlich fleischig. Man wickel„te es in gewärmte Leinwand, und hielt es „an das Feuer, um es allmählich zu erwär-

„men.

„men. Es nahm auch Wärme an, aber auf „dieselbe Art, wie ein Stück Holz, denn so- „bald man es vom Feuer entfernte, ward es „auch wieder kalt. *Vom Kopf bis zu den „Füfsen blieb es immer steif.* In diesem Zu- „stande verharrte es einen ganzen Tag, ohne „dafs es Nahrungsmittel zu sich nehmen „konnte, woran die gänzliche Steifheit und „Unbeweglichkeit der Kinnbacken Schuld war. „Nach Verlauf dieser Zeit starb es empfin- „dungslos und bewegungslos, und ohne das „geringste Geschrei von sich hören zu las- „sen."

Wenn *Andry* kein Bedenken fand, diese Beobachtung auf das so oft von ihm gesehene *Endurcissement du tissu cellulaire* zu beziehen, dann durfte ich mich doch auch wohl berechtigt halten, zu glauben, dafs mein kleiner Kranke an dieser Krankheit ebenfalls gelitten habe, denn ähnlicher können zwei Beobachtungen schwerlich seyn. Ich zweifelte daran anfangs auch nicht, nur fand ich die Benennung Zellgewebsverhärtung sehr unpassend, weil ich die Verhärtung in ganz andern Organen, als im Zellgewebe angetroffen hatte, und eben so sehr bedauerte

ich, dafs die von *Andry* empfohlnen aromatischen Bäder, denen ich noch zum innern Gebrauch, so viel er hier verstattet war, das *Infus. Herb. Chenopod. ambros.* (das ich sonst als ein vortreffliches Belebungsmittel bei grofser Lebensschwäche neugeborner Kinder kenne) und Moschus hinzugefügt hatte, mir keine Hülfe hatten leisten wollen.

Nachdem ich aber bei mehrerer Mufse, die Beschreibung von der Zellgewebsverhärtung in den bereits genannten Schriften, und in einigen andern, die ich unten nenne, *) genauer mit dem von mir beobachteten Falle verglichen habe: so mufs ich doch dafür halten, dafs ich eine ganz andere Krankheit vor mir gehabt habe; zugleich aber auch, dafs die *reinen Beobachtungen* von dem sogenannten *Endurcissement du tissu cellulai-*

*) *Girtanners* Abhandlung über die Krankheiten der Kinder Berlin 1794 pag. 118 u. folg.

Hufelands Neueste Annalen der franz. Arzneikunde und Wundarzneikunst B. I. pag. 342.

Chambon maladies des Enfans Paris. an VII. P. I. pag. 292.

Andry in der *Encyclopédie méthodique. Médicine etc. par une Société de Médecins. Tom. I — VII. Paris et Liège* 1787 — 1794 im Auszuge übersetzt von *Reddelien.* a. a. O.

rankheiten sich beziehen, die viel-
it einem andern Namen pathologisch
sich bestimmen lassen.

lieses anschaulicher zu machen, mufs
lie Erlaubnifs nehmen, jene Beschrei-
d meine Beobachtung einander ge-
zu stellen.

hreibung
durcissement
cellulaire.

Haut der an
rankheit lei-
Kinder liegt
i und los auf
gewebe, son-
ist gespannt,
klebt gleich-
len Knochen.

Härte der
so grofs, dafs
dem Finger
Eindruck in
machen kann,
Grube zu-
, ungeachtet
vasat sich un-

Meine Beobachtung.

1) Dieses war ganz anders in dem von mir beobachteten Falle. Die Haut war aller Orten leicht verschiebbar und konnte in beliebige Falten erhoben werden.

2) Auch ich konnte in die steinharten Theile des Kindes keinen Eindruck mittelst der Finger machen; aber daran waren nicht die Haut und das Zellgewebe Schuld, die vielmehr von ganz natürlicher Beschaffenheit waren, und kei-

ter der Haut befindet.

3) Alle muskulösen Theile, besonders an den Extremitäten, fand *Naudeau* sehr erschlafft. (*Hufelands* Journal a. a. O. pag. 49).

4) Die Härte der Haut und des Zellgewebes ist besonders auffallend an den Extremitäten. Beide, sowohl die obern als die untern, sind dergestalt angeschwollen, daſs sie zuweilen gewölbt, krumm oder gebogen zu seyn scheinen. Die

ne Spur eines Extravasats enthielten.

3) Ganz das Entgegengesetzte habe ich bemerkt. Die dem Kinde eigene, so auffallende Härte, gehörte ganz ausschlieſslich dem Muskelsystem an. Ein allgemeiner tonischer Krampf aller Muskeln, machte das Kind einer Mumie ähnlich. Allenthalben konnte man die bekannten Umriſse der kramphaft zusammengezogenen Muskeln anatomisch genau unterscheiden.

4) Ich habe die Härte allenthalben gleich stark gefunden. Etwas gebogen waren freilich die Extremitäten, aber nicht in der Mitte, sondern im Gelenk, indem ohngeachtet des allgemeinen Krampfs aller Muskeln, die Beugemuskeln ein kleines Uebergewicht im Antagonismo behaupteten, so wie sie es auch bei der Lähmung nach Schlagflüssen, geltend

Füſse sind aufwärts gebogen, die Fuſssohlen sind anstatt hohl zu seyn, erhaben.

zu machen pflegen. Darum waren auch die Füſse aufwärts gebogen, und die Fuſssohlen nicht hohl. Aber eine Geschwulst war nirgends bemerklich, wenn man nicht die Bauchung der zusammengezogenen Muskeln so nennen will, durch deren unverkennbare Beschaffenheit, so wie durch die gänzliche Unbiegsamkeit der Glieder, die tonisch krampfhafte Natur des Uebels ausser allen Zweifel gesetzt wird.

5) An den Wangen bemerkt man ebenfalls diese Spannung und Verhärtung. Es gesellet sich sehr oft dazu eine krampfhafte Zusammenziehung der Gliedmaſsen, und ein Kinnbackenkrampf, welcher die Kinder verhindert, Nahrung zu nehmen. In Eng-

5) Alles dieses war in einem hohen Grade bei meinem Kranken vorhanden; es gesellete sich aber nicht erst hinzu, sondern es war die ursprüngliche Form der Krankheit, ein universeller Tetanus. Daſs der Mund nicht fest verschlossen, das Schlingen

land sieht man jedoch diese tonischen Krämpfe nicht leicht, und dann doch nur allein den Kinnbackenkrampf.

nicht ganz verhindert war, hatte seinen Grund im Antagonismo der wirkenden Kräfte, der bei einem gewöhnlichen Trismo wegfällt.

6) Der ganze Körper, besonders aber die erhärteten Theile, fühlten sich kalt an, und leiten die Wärme nach der Art lebloser Dinge, ohne sie zu reproduciren.

6) Diese auffallende Kälte war dem ganzen äuſsern Umfange des Kindes in hohem Grade eigen.

7) Nach der Angabe der französischen Beobachter, und des Herrn *Stütz*, sind die erhärteten Theile der Kranken, besonders die Extremitäten, dunkel gefärbt, violett, purpurn, und oft miſsfarbig, welche Farbe sich allmählich weiter verbreitet.

Die Engländer fanden die Farbe des ganzen Körpers weiſsgelblich, wie weiches Wachs.

7) Mein Kranker sah überher bleich und blaſs, wie ein Erfrorner aus, welche Farbe sich der eines Wachsbildes wohl vergleichen läſst.

8) Die Krankheit ist zuweilen angebohren, und dann gemeiniglich mit der Rose verbunden. (*Girtanner*).

8) *Uzenbez* sah das von mir beobachtete Uebel angebohren, aber gleichfalls so wie ich, ohne Rose.

9) Die Kinder schreien nicht wie andere Kinder, sondern wimmern auf eine eigene Art, und haben ein betäubtes dummes Aussehen.

9) Das betäubte dumme Aussehen fand ich vollkommen ausgedrückt; das Kind, welches vorher geschrieen hatte, war stumm wie ein Fisch, gerade wie in *Uzenbez* Falle.

10) Wenn nach dem Tode längliche Einschnitte in die verhärteten Theile gemacht werden, so fliefst nach den Beobachtungen der Franzosen, eine lymphatisch-seröse Flüssigkeit, die wie Eyweifs in der Hitze gerinnet, nach *Moscati* ein blutiges Wasser in Menge heraus. Das Zellgewebe ist dicht und körnig, das Fett verhärtet und

10) Ich mufs es bedauern, die Sektion nicht gemacht zu haben. Dennoch aber bin ich überzeugt, dafs man weder Wasser ausfliefsen, noch das Zellgewebe verändert gesehen haben würde, wenn man Einschnitte gemacht hätte. Zu genau habe ich die Be-

krumig. Die lymphatischen Gefäſse der Haut und die Drüsen sind angeschwollen. Die Leber ist gröſser als gewöhnlich, mit schwarzem Blut angefüllt. Die Gallenblase enthält eine dunkelbraune Galle, und die Gefäſse des Nabels, wie die Lungen strotzen von schwarzem Blute etc. Die Engländer sahen zufolge der Einschnitte keine Feuchtigkeit ausflieſsen.

11) Nach dem Tode sah *Stütz* die Anspannung und Härte der Haut und des Zellgewebes fast gänzlich verschwunden.

12) Die Kinder überleben, wenn sie sterben, nicht den siebenten Lebenstag, mit Ausnahme seltener Fälle.

schaffenheit der Haut und des Zellgewebes durch absichtliches u. wiederholtes Betasten untersucht, als daſs ich nicht mit Sicherheit behaupten dürfte: Haut und Zellgewebe seyen natürlich beschaffen, und kein Verdacht eines Extravasats, oder einer Infiltration zugegen gewesen.

11) Sechs Stunden nach dem Tode fand ich die vorhin bemerkte Härte beinahe noch unverändert.

12) Mein kleiner Kranke starb am siebenten Lebenstage.

Nach dieser Zusammenstellung wird man nun gefunden haben, daſs die aus den genannten Quellen zusammengetragene Beschreibung der Zellgewebsverhärtung, zwar nach einigen vorzüglich in die Augen springenden Charakteren, mit meiner Beobachtung übereinstimme, nicht weniger aber in noch mehreren wesentlichen Punkten gar sehr von ihr abweiche. Die auffallende monströse Kälte und Härte, der äuſsere betäubte Habitus, die Gegenwart tonischer Krämpfe, und die Endigung des Leidens mit dem siebenten Tage, fallen in die gemeinschaftliche Beobachtung; hingegen die Anspannung der Haut und des Zellgewebes, die Geschwulst der erhärteten Theile, die dunkle violette Miſsfarbe derselben, das Verschwinden der Härte bald nach dem Tode, und das lymphatisch-seröse oder blutige Extravasat im Zellgewebe, habe ich nicht beobachtet.

[illegible] giebt also offenbar zwei Gattungen [illegible]rten und kalten Kindern *(des Enfans* [illegible] eine wo die Härte in der Haut [illegible]abe, und die andere, wo sie [illegible] ihren Sitz hat. Reine Fäl[illegible] scheinen seltener be-

obachtet zu seyn, als Fälle gemischter Art, und hieraus läſst die Dunkelheit in den Beschreibungen, so wie die unrichtige Subsumtion verschiedener Krankheitsformen unter eine Benennung, sich erklären.

Wenn es zufällig sich so trifft, daſs an sich verschiedene, aber seltene Krankheiten, die nicht leicht in die Beobachtung eines und desselben Arztes fallen, eine gewisse auffallende Aehnlichkeit mit einander haben, so erfordert es oft viel Zeit, bevor sie genau von einander getrennt und unterschieden werden. Man denke nur an *Millar's* acutes Asthma und an den *Croup*, die vor *Millar's*, besonders aber vor *Wichmanns* verdienstlichen Bemühungen, wohl immer nur für ein und dasselbe Uebel genommen worden sind, so wichtig wegen ihrer Behandlung, ihre Unterscheidung zu jeder Zeit gewesen seyn würde *)

*) Das Verdienst von *Millar* in dieser Hinsicht, besteht eigentlich darin, die nach ihm benannte Krankheit zuerst genau beschrieben, und ihre glückliche Behandlung eingeleitet zu haben. Hingegen sie genau vom *Croup* zu unterscheiden, war *Wichmanns* Scharfblick vorbehalten. Nachdem ich zweimal Gelegenheit gehabt habe, das *Millar*sche Asthma

Eine ähnliche Verwechselung verschie-enartiger Zustände, hält zum Theil unter em Namen der Zellgewebsverhärtung ebenalls sich verborgen. So rechnet mit grofsem Unrecht *Andry* die Beobachtung von *Uzen-ez* hierher, ohnerachtet sie kein einziges Merkmal enthält, welches an das Zellgewe-e zu denken veranlafst. Die allgemein erbreitete Härte, die gänzliche Steifigkeit nd Unbeweglichkeit aller Glieder, so wie die absolute Stimmlosigkeit, lafsen keine anere Vorstellung zu, als dafs *Uzenbez* eben

in seiner reinen Form zu beobachten, (d. h. fürchterliche Erstickungs-Zufälle, mit beschleunigtem krampfhaftem Pulsschlage, aber übrigens geringen Fieberzeichen; mit sehr entschiedenen, viele Stunden anhaltenden Intermissionen; mit deutlich angegebenem Schmerze, nicht im Kehlkopf, sondern in der Brust, und mit ungewöhnlichem tiefem rauhem Ton beim Athmen und Anhusten, wie man ihn hervorbringen kann, wenn man während einer tiefen Inspiration absichtlich intonirt) *und ganz allein mit Moschus zu heilen*: seitdem kann ich an seinem spezifischen Unterschiede vom *Croup* nicht zweifeln, obgleich andere, sehr gelehrte und erfahrne Aerzte, welche es zufällig nicht *so* gesehen haben, sondern es nur aus Schriften und aus solchen Fällen kennen, wo sie in der Diagnose ungewifs waren, die getrennte Existenz beider Krankheiten nicht zugeben wollen.

einen solchen Starrkrampf aller Muskeln bei seinem Kinde gesehen habe, wie ich bei dem meinigen. Auch unter den von *Andry* selbst mitgetheilten Fällen finden sich mehrere, wo es zweifelhaft bleibt, ob das Uebel dem Zellgewebe oder dem Muskelsystem angehört habe? Mir scheint es wenigstens erlaubt, bei solchen Beispielen, wo er schlechthin anführt, das Kind habe harte und kalte Wangen, und eben solche Arme und Beine gehabt, ohne irgend etwas hinzuzufügen, was ein Leiden der Haut oder des Zellgewebes näher zu erkennen giebt, mehr an einen Muskelkrampf, als an eine Verhärtung des Zellgewebes zu denken.

Ist einmal der Name und die Idee von einer Erscheinung uns geläufig geworden, deren hervorstechender Charakter, (Härte und Kälte) den Sinnen sehr auffallend ist, so ist der Verstand oft wenig bemühet, hier noch Verschiedenheit zu bemerken, und wenig scrupulös, zumal in der Hospitalpraxis, den gewohnten Namen auszusprechen. Nicht selten also mögen in den französischen Kinderhospitälern ein Tetanus, oder andere partielle tonische Krämpfe des Muskelsystems

mit dem Namen des *Endurcissement du tissu cellulaire* abgefertigt worden seyn. *Joseph Frank*, *) dem funfzehn Kranke dieser Art im Findelhause zu Paris gezeigt wurden, bestätigt diesen Verdacht, indem er bestimmt sagt: das Uebel scheine ihm ungemein vieles mit dem Tetanus gemein zu haben.

Nichts destoweniger aber geht aus der Beschreibung der sogenannten Zellgewebsverhärtung, wenn alles Fremdartige und Zufällige davon getrennt wird, das bestimmte Bild einer besondern Krankheit des Zellgewebes und der Haut hervor, und nicht uninteressant scheint die Frage zu seyn: welchen pathologischen Begrif man sich davon machen müsse?

Um hierüber bestimmter urtheilen, oder wenigstens wahrscheinlich schliefsen zu können, wird es erforderlich seyn, die Beobachtungen der französischen Aerzte, nebst denen von *Moscati* und *Stütz*, von den Beobachtungen der Engländer, *Underwood*, *Denman* und *Hulme* zu trennen; denn wenn gleich beide Theile eine wahre Verhärtung

*) *Joseph Frank* Reise nach Paris, London etc. Wien 1804. Th. I. pag. 72.

des Zellgewebes beschreiben, so unterscheiden sich doch die Gemälde, welche sie davon entwerfen, bei einiger allgemeinen Aehnlichkeit, in sehr wesentlichen pathologischen Rücksichten.

Auch die Engländer fanden jene frappante Härte und Kälte, welche in den französischen Schilderungen dieser Krankheit, einen so auffallenden Zug darstellt; auch sie fanden den Sitz der Härte im Zellgewebe, und die Anspannung der Haut so stark, daſs selbst auf den Händen sie nicht im mindesten verschoben werden konnte; aber nie sahen sie eine violette purpurne Farbe der Haut, sondern ihre Kranken sahen am ganzen Körper weiſsgelblich aus, wie weiches Wachs; selten bemerkten sie tonische Krämpfe und dann nur allein den Kinnbackenkrampf, mit der Krankheit verbunden; und machten sie Einschnitte nach dem Tode in die verhärteten Theile, so sahen sie nie das Ausflieſsen solcher lymphatisch-serösen Feuchtigkeiten, wie die Franzosen bemerkt haben.

So wie also im Allgemeinen die *Enfans durs, gelés* in zwei Gattungen zerfallen, in die, wo die Muskeln leiden, und in die, wo

as Zellgewebe angegriffen ist; so theilet
etztere sich wieder in zwei Arten, in die eine,
o die Haut ungefärbt, das Zellgewebe trok-
en ist; und in die andere, wo die Haut
unkel gefärbt, mifsfarbig, und das Zellge-
rebe mit lymphatisch serösen Feuchtigkei-
en angefüllt ist.

Letztere Art bietet eine so auffallende
ehnlichkeit mit einem rosenartigen Zustan-
e dar, dafs Mehrere schon den Gedanken
efafst haben, diese Krankheit sey nichts
nderes, als die, welche unter dem Namen
es *Erysipelas neonatorum* bekannt ist, und
ch glaube, die Richtigkeit dieser Vermu-
hung lasse sich kaum bezweifeln. So ur-
heilte bereits *Underwood*, *) so urtheilten
Hufeland **) und *Wichmann*. ***) Selbst
Andry war so wenig im Stande, das Bild
er Zellgewebsverhärtung, dem Bilde der Ro-
e neugeborner Kinder fest entgegen zu
alten, dafs er in seiner frühern Abhandlung

*) *Reddelien* a. a. O. pag. 87.

**) ebendaselbst Vorrede pag IV.

***) Er hat diese Vermuthung seinen Excerpten über das *Endurcissement du tissu cellulaire*, mit zwei Worten beigefügt.

vom Jahr 1787, welche in der Sammlung auserles. Abh. für prakt. Aerzte B. XV. sich befindet, keinen Anstand nahm, das Capitel von der anomalischen Entzündung neugeborner Kinder bei *Underwood* a) auf die Zellgewebsverhärtung zu deuten, obgleich die daselbst beschriebene Krankheit nichts mehr und nichts weniger ist, als die Rose der Neugebornen, wie sie von *Girtanner*, b) *Osiander* c) und *Reddelien* d) umständlich beschrieben worden ist. In einem spätern Aufsatze, den Herr *Reddelien* (a. a. O. pag. 99.) aus der *Encyclopédie methodique* in der teutschen Uebersetzung liefert, erkennt zwar *Andry* jenes Citat gewissermaſsen als einen Irrthum an, legt aber dadurch ein neues Zeugniſs für die Aehnlichkeit der Erscheinungen in beiden verschieden benannten Krankheiten ab, daſs er den pathognomischen

a) Der Englische Kinderarzt nach den Grundsätzen der Herrn *Moſs* und *Underwood*. Leipzig 1786 pag. 124.

b) a. a. O. pag. 28.

c) Denkwürdigkeiten für Aerzte und Geburtshelfer B. II. St. 2. und Neueste Denkwürdigkeiten B. I. p. 56.

d) *Hufeland* Journal f. pr. A. u. W. B. 10.

schen Satz aufstellt: die Verhärtung des Zellgewebes sey in Frankreich stets mit der Rose verbunden.

Doch abgesehen von allen Auctoritäten, frage ich jeden denkenden Pathologen, ob er sich von der Beschaffenheit der Haut und des Zellgewebes, wie sie zufolge der französischen Beschreibung, bei der Zellgewebsverhärtung, sowohl im Leben, als nach dem Tode Statt finden soll, eine andere Vorstellung machen könne, als daſs sie von einem rosenartig entzündeten Zustande abhängig sey?

Der verewigte *Stütz* glaubte zwar, mit scheinbar gelehrter Anstrengung erwiesen zu haben (*Hufeland* Journal etc. B. XIV.) das Wesen der Krankheit bestehe in einem tonischen Krampf des Zellgewebes, weshalb er ihr auch lieber den Namen des *Zellgewebskrampfs* beigelegt wissen wollte, ich glaube aber nicht, daſs die Pathologen ihm beipflichten werden. Die Contractilität des Zellgewebes, auf die er sich stützet, ist gewiſs von der Contractilität der Muskeln sehr verschieden. Wenn letztere hauptsächlich auf der den Muskeln eigenthümlichen Irritabilität in *Hallers* Sinne, beruhet, so gehört die erstere

mehr nur der (freilich vitalen) Elasticität an, die wir in Häuten und Membranen antreffen. Wollen wir nicht mit dem Worte: Krampf, den Weibern gleich, unbestimmt spielen, so werden wir ihn nur in solchen Theilen suchen dürfen, die Muskelfibern, gleichviel ob roth, oder ungefärbt, besitzen. In der Haut also, und im Zellgewebe, wird kein Krampf statt finden, als insofern muskulöse Theile, Arterienhäute u. s. w. darin enthalten sind, oder durch dieselbe hindurch gehen, die dann wohl eine sogenannte Gänsehaut, wie beim Fieberfrost, aber keine solche Erhärtung, wie sie bei der Zellgewebsverhärtung angetroffen wird, erzeugen können.

Sonderbar wäre es doch auch, wenn ein Starrkrampf im Zellgewebe, Geschwulst und Infiltrationen verursachen sollte, da man gerade das Gegentheil: Verminderung des Umfangs, und Zurückdrängung, oder Auspressung der Feuchtigkeiten davon erwarten darf. Das ganze Raisonnement von *Stütz* über die von ihm aufgestellte Vitalität und organische Wirksamkeit des Zellgewebes, scheint mir auf einem Mifsverstande der Theorie

on *Blumenbach* gegründet, und ein Beweis zu seyn, wie leicht die Dialektik irre führen könne, wenn sie vorgefaſste Meinungen vertheidigen will, ohne von evident richtigen Prämissen auszugehen.

Sehr viel natürlicher und leichter lassen die Erscheinungen der Zellgewebsverhärtung, wie die französischen Schriftsteller sie angeben, aus einem entzündlichen Zustande sich ableiten. Der Entzündung ist es eigen, die Theile, welche sie ergreift, zu verhärten, zu verdichten, und durch Anhäufung von Feuchtigkeiten anzuschwellen. Der Rose insbesondere ist es eigenthümlich, Infiltrationen von lymphatisch-serösen Feuchtigkeiten im Zellgewebe zu veranlassen. Die entstellte violette oder purpurne Farbe der Haut an den verhärteten Theilen, welche die Franzosen und auch *Stütz* bemerkt haben, und die allmählich sich weiter verbreiten soll, deutet doch auch auf keinen andern Zustand so vernehmlich hin, als auf eine rosenartige Entzündung, welche fortzuschreiten sehr gewohnt ist. Zuweilen fand man auch bei der sogenannten Zellgewebsverhärtung die Rose so deutlich charakterisirt, daſs man ihre Beigesellung un-

ter die bezeichnenden Merkmale in der Beschreibung mit aufgenommen hat. (No. 8. der Beschreibung. vergl. *Andry* a. a. O.) Vergleichen wir endlich die Resultate der Leichenöffnungen bei der Zellgewebsverhärtung und bei der Rose der neugebohrnen Kinder *), so finden wir die auffallendste Uebereinstimmung, und zwar vorzüglich in Rücksicht der Haut und des Zellgewebes, welche Theile am meisten hier in Betracht kommen. Momente genug, denke ich, um es mehr als wahrscheinlich zu finden, daſs beide Krankheitsformen wesentlich nicht von einander verschieden sind.

Man würde nun nicht begreifen, wie diese Krankheit von erfahrnen Aerzten so könne verkannt werden, daſs sie eine neue blos symptomatische Benennung ihr beilegen, da doch der pathologisch bestimmte Name der Rose von uralten Zeiten her bekannt ist, wenn man aus der Beschreibung sich nicht erinnerte: die Krankheit erscheine da, wo sie als Zellgewebsverhärtung angesehen wird, mit solchen auffallenden Modificationen, daſs sie als Rose dadurch sehr unkenntlich wird.

*) S. *Reddelien* a. a. O. pag. 26. und pag. 106.

So ist es allerdings sehr bemerkungswerth,
lafs bei diesen Kranken an den verhärteten
'heilen eine sehr merkliche Kälte wahrge-
ommen wird, da es doch sonst zu den cha-
akteristischen Merkmalen der Entzündung,
nd namentlich der Rose neugebohrner Kin-
er gehört, dafs die Wärme stark vermehrt
ey. Auch pflegt gewöhnlich die Rose der
leugebohrnen ein deutliches Fieber zu be-
leiten, was bei der Zellgewebsverhärtung
icht bemerkt wird. Und endlich ist es un-
ewöhnlich, weit von einander entfernte
'heile zugleich von der Rose befallen zu
hen; gemeiniglich verbreitet sie sich pro-
ressiv von einem Punkte aus. In den mei-
en Beobachtungen von der Zellgewebsver-
irtung aber wird erwähnt: man habe die
Vangen, die Arme und Beine zugleich er-
irtet gefunden.

Alle diese Abweichungen können als eben
viele Einwürfe gegen die von mir geäus-
rte Meinung angesehen werden, ich werde
so versuchen müssen, sie als solche zu ent-
räften, und fange bei dem Auffallendsten
ieser Phänomene, bei der Kälte an.

Entzündung und Kälte scheinen allerdings

im Widerspruch mit einander zu stehen. Gehen wir indessen davon aus, dafs die in Frage stehende Krankheit in der Regel nur ganz junge Kinder befällt, die mit der Ungewohnheit des selbstständigen Lebens noch zu kämpfen haben: dann dürfen wir wohl auf Anomalien in der Aeufserung der Lebenskraft gefafst seyn, und nicht schwer fällt es, zu denken, sie wirke hier so schwach, dafs eine so passive asthenische Entzündung, wie die Rose der Neugebohrnen wohl immer ist, in manchen Fällen keine Wärme erzeuge, sondern den Gesetzen der peripherischen Ohnmacht, oder Lähmung, ebenfalls gehorche. Die Entbindung und das Ausstralen der thierischen Wärme stehen ohne Zweifel mit ihrer Quelle, dem Umlaufe des Bluts und dessen vitalen Bedingungen, im genauesten Verhältnisse. Wird das arterielle Blut durch äufsere Hindernisse, z. B. durch die zu grofse Kälte des Mediums, worin das Thier sich befindet, von der Oberfläche des Körpers zurückgewiesen; oder durch relative Schwäche des Herzens verhindert, bis dahin zu gelangen; oder wird wegen chemischer und dynamischer Verhältnisse des Bluts und der darauf wirkenden Organe, namentlich auch der

kleinsten Gefäſse und der Nerven, der Wärmestoff nicht hinlänglich frei gemacht *): so wird in allen solchen Fällen eine Kälte der äuſsern Theile wahrgenommen werden. Vorübergehend ist diese Erscheinung nicht selten. Wir kennen sie als eine gewöhnliche Begleitung hysterischer Krämpfe und Ohnmachten, warum sollten wir uns dieselbe, bei einem mehr absoluten Mangel an Lebenskraft, nicht bleibend gedenken? Nichtsdestoweniger kann der Zustand, welchen wir passive oder asthenische Entzündung nennen, zugleich auf der Oberfläche des Körpers statt finden, wenn nämlich die Venen und das lymphatische System, von gleicher Ohnmacht zugleich ergriffen, ihre Verrichtungen ebenfalls einstellen, und dadurch Entstellung und Desorganisation der mit Stockung der Säfte behafteten Theile bewirken; daſs alsdann nicht eine weiche oedematöse, sondern eine harte elastische Geschwulst erzeugt wird, das erklärt sich meines Erachtens leicht daraus,

*) Man vergleiche *Autenrieths* vortreffliches Handbuch der empirischen Physiologie. Tübing. 1801. Th. I. pag. 337. seq. und die gleich vortrefflichen Preisschriften von *Sömmering* und *Reiſseisen* über die Structur, die Verrichtung und den Gebrauch der Lungen. Berlin 1808.

dafs die stockenden Feuchtigkeiten in der Regel nicht extravasirt sind, wie die französischen Aerzte anzunehmen geneigt sind, sondern in den elastischen Kanälen ihrer Gefäfse selbst stocken, die man ja auch bei den angestellten Sectionen beträchtlich erweitert und ausgedehnt gefunden hat.

Dafs nun aber die sogenannte Zellgewebsverhärtung zunächst das Produkt mangelnder Lebenskraft sey, und mithin solche Bedingungen enthalte, welche den chemisch-dynamischen Procefs der Wärmeentbindung stöhren können, das beweisen aufser dem Lebensalter, worin sie zu entstehen pflegt, die schwächliche Leibesbeschaffenheit, welche man sehr häufig bei den damit befallenen Kindern angemerkt hat, *) die Mifsfarbe der angegriffenen Theile, die Unordnungen des Nervensystems, die oft in der Form tonischer oder clonischer Krämpfe hinzutreten, und die glückliche Behandlung der

*) *Doublet*, Arzt am *Hospice de Vaugirard*, traf sie häufig bei Neugebohrnen, die zugleich an venerischen Uebeln litten, und bemerkte überhaupt, dafs ein Kind um so eher davon ergriffen werde, je schwächer es von seiner Geburt an ist. *Reddelin* a. a. O. pag. 103.

mit der sogenannten Zellgewebsverhärtung sich verbindet. *) Namentlich glaube ich, daſs die harten Wangen, welche fast in allen Beobachtungen angemerkt werden, gewöhnlich nichts anderes als eine Folge des Trismus seyn mögen. Nur ein genaues skeptisches Betasten, oder die Probe mittelst der Einschnitte, werden hier in bestimmten Fällen, die leider nicht immer sehr bestimmt erzählt werden, richtige Auskunft geben können. Fände sich an mehreren von einander entfernten Stellen, die verdächtige dunkelrothe blauliche Farbe zugleich nebst der Härte, besonders aber auch das vorgebliche lymphatisch - seröse Extravasat im Zellgewebe: dann erst würde man eine anscheinende Abweichung von dem gewöhnlichen Gange der Rose, annehmen können, ohne dennoch geradezu dadurch zu beweisen, daſs die Erscheinung überall nichts mit der Rose gemein habe; denn abgerechnet, daſs ich bei der wandernden Rose der Säuglinge, mehrmals, von einander entzündete Flecken und Streifen gesehen habe, **) weshalb auch die

*) Ich erinnere hier wieder an *Joseph Franks* Bemerkung. l. c.

**) Bei eigentlich Neugebornen, habe ich die Rose

Alten, z. B. *Storch* (in seinen Kinderkrankheiten, Eisenach 1751. Th. III. pag. 169) das Flugfeuer, *Volatica*, *Maculae volaticae* mögen genannt haben, warum sollte nicht aus allgemein verbreiteter Ursache, dieselbe Wirkung an verschiedenen Stellen zugleich hervorgebracht werden können?

Was ich bisher von der Aehnlichkeit, oder Identität der Rose, und der Zellgewebsverhärtung vorgetragen habe, beziehet sich, wie oben schon erinnert worden ist, allein auf die Krankheit, wie sie von den französischen Aerzten, von *Moscati*, und *Stütz* beobachtet worden ist.

Diejenige Art der Zellgewebsverhärtung hingegen, welche die Engländer beschreiben und *Skinbound* nennen, hat mit der Rose nichts Aehnliches, indem sich weder eine entzündliche Röthe der Haut, noch eine Anhäufung oder Stockung von Feuchtigkeiten im Zellgewebe, dabei befindet.

Sie bietet also eine besondere Art dar, deren pathologischer Charakter noch dunkel

noch nie beobachtet, fünfmal oder sechsmal aber, bei älteren Säuglingen, niemals bei Entwöhnten.

ler ist, als derjenigen, welche wir vorhin betrachtet haben.

Nach der Beschaffenheit des Zellgewebes, wie sie hier nach dem Tode wahrgenommen wird, fest nemlich, verdichtet, und trocken, könnte man sich mit *Denman* weit leichter bestimmt finden, einen Krampf des Zellgewebes anzunehmen, als unter den von *Stütz* beobachteten Umständen, wenn nur nicht ein Starrkrampf des Zellgewebes, wie ich oben glaube erwiesen zu haben, eine pathologisch unrichtige Idee voraussezte. Daſs *Denman* ihn nicht als idiopathisch annimmt, sondern aus einer fehlerhaften Beschaffenheit der Verdauung ableitet, mithin für consensuell erklärt, verändert nichts in dieser Hinsicht.

Sollen wir also lieber mit *Chambon* an eine durch die Kälte bewiikte mechanische Erhärtung des Fetts denken, welches allerdings nach *Hulme's* Bemerkungen, erhärtet und körnig bei diesem Uebel angetroffen wird, da es doch sonst bei jungen Kindern flüssiger seyn soll, als bei Erwachsenen? Ich denke aber, daſs dazu ein solcher Grad von Kälte erforderlich seyn werde, der vielmehr ein gänzliches Erfrie-

Wahrheit nützlich seyn, wenn sie geäufsert, und Andere dadurch bewogen werden, sie zu berichtigen oder zu widerlegen, so dafs sie ferner nicht mehr Statt finden können. Ich trage also kein Bedenken, meine Meinung dahin abzugeben, dafs die Zellgewebsverhärtung der Engländer, grofse Aehnlichkeit zu haben scheine mit der *Phlegmatia dolens alba* der Wöchnerinnen, die unter den sogenannten Milchversetzungen lange eine bedeutende Rolle gespielt hat, bis die Engländer *Ferriar* a), *White* b) und *Hull* c) ihr andere Stellen im nosologischen System angewiesen haben d).

Die

a) *Ferriar Essay on an affection of the lymphatic vessels hitherto misunderstood*, in dessen *Medical Histories and reflections*. 3 *Volum*. 1795—1798.

b) *Charl. White Inquiry into the nature and cause of that Swelling in one or both of the lower extremities, which sometimes happens to lying-in-Women. Edit. alt Lond*. 1801.

c) *John Hull. An Essay on Phlegmatia dolens*. 1800.

d) Den ersten Anstofs zu dieser Idee empfing ich von meinem gelehrten Freunde, dem Herrn Leibmedicus *Stieglitz*, welcher glaubte, der Zustand, welchen ich bei dem kleinen Drillingsknaben gesehen habe, möge nicht Tetanus, sondern etwas der oben genannten Krankheit Aehnliches gewesen seyn.

Die Uebereinstimmung beider Krankhei-
beruhet auf der Wachsfarbe der Haut,
der Härte, Geschwulst und Kälte, die
den gemein ist. Ob die Zellgewebsver-
tung ebenfalls schmerzhaft sey, läſst sich
ht füglich ausmachen, weil die Kinder
ht sprechen können; ihr Winseln läſst es
lessen vermuthen, und die erwachsene Per-
n, bei der Herr *Henke* das Uebel beob-
htet hat, klagte deutlich über Schmerz.
chstwahrscheinlich also stimmen sie auch
rin überein, und vielleicht ist auch die
gentliche Natur beider Uebel dieselbe.

White, der die *Phlegmatia dolens alba*
r schön beschrieben hat, irret doch sehr
hrscheinlich in ihrer Erklärung, indem er
von einer Zerreiſsung lymphatischer Ge-
se während der Geburtsarbeit herleitet.
ar viel besser erklärt *Ferriar* sie für ei-
n entzündlichen Zustand des lymphatischen
stems, wozu allerdings bei einer Neuent-
ndenen, wie bei einem neugebohrnen Kin-
eine bestimmte Anlage mit gutem Rech-
angenommen werden kann. Ohne auf ir-
nd eine Art die abgedankte Vorstellung
n einer wirklichen Milchversetzung sich

zu eigen zu machen, ist es doch leicht gedenkbar, daſs der zu der Erzeugung der Milch erforderliche Orgasmus des lymphatischen Systems, diesen Zustand bei Wöchnerinnen hervorbringen könne, wenn er, anstatt in den Brüsten eine verhältniſsmäſsig starke Entladung zu finden, durch Erkältung oder andere Einflüsse in andern Theilen fixirt, und gleichsam angehalten wird.

Eine ähnliche relativ vermehrte Erregung des lymphatischen Systems, müssen wir nun ebenfalls bei den neugebohrnen Kindern annehmen, weil wir sonst die Erzeugung der Milch in ihren kleinen Brüsten, die so gewöhnlich und oft sehr beträchtlich wahrgenommen wird, nicht würden erklären können; wir werden aber alsdann auch eine ähnliche pathologische Entwickelung, bei ähnlich einwirkenden Ursachen, nicht wunderbar finden dürfen.

Warum nun aber diese Gattung der Zellgewebsverhärtung, welche ich die lymphatisch-entzündliche nennen möchte, bisher nur allein in England gesehen worden ist, (die Beobachtung von *Henke* ausgenommen); in Frankreich hingegen, wie in Italien und

Deutschland, die rosenartig entzündliche sich zeiget; ob dieses climatischen, oder nationalen Verhältnissen beigemessen werden müsse? darüber wage ich nicht zu urtheilen.

Ueberhaupt, wie ich schon erklärt habe, maafse ich mir keineswegs an, die Meinungen, welche ich vorgetragen habe, über allen Zweifel erhaben zu halten. Ich halte sie aber der Prüfung werth, und glaube sie für die nähere Bestimmung, welche sie vorzüglich von aufmerksamen Beobachtern erhalten könne, denen die verschiedenen Krankheitsformen, von denen hier die Rede gewesen ist, selbst vorkommen, etwas besser vorbereitet zu haben, als es bisher geschehen war. Auf jeden Fall denke ich dahin mitgewirkt zu haben, daſs zwei gefährliche Kinderkrankheiten, der allgemeine *Tetanus*, und das sogenannte *Endurcissement du tissu cellulaire*, künftig genau unterschieden werden, was in Rücksicht der Behandlung niemals gleichgültig seyn kann, denn ohne Zweifel erfordert ein rosenartiges Uebel, oder jede andere Krankheit der Haut und des Zellgewebes, eine andere Modification der Heilmethode, als ein Starrkrampf der Muskeln.

Fände man ferner meine Vorstellung von der Englischen Zellgewebsverhärtung gegründet, so würde nothwendig daraus auch die Folge sich ergeben, dafs ihre Heilung von andern therapeutischen Bedingungen abhängig seyn müsse, als die Französische.

Ob übrigens der allgemeine Starrkrampf der neugebohrnen Kinder, wenn er in solchem Grade angetroffen wird, wie ich und *Uzenbez* ihn gesehen haben, überall eine Heilung zulasse; oder ob bei ihm jedesmal die Klage sich erneuern werde, die *Werlhof* *) über eine Art desselben, den *trismus neonatorum* äufserte, der in allen Fällen ihn unbezwingbar fand? das lasse ich dahin gestellt seyn.

Besondere aetiologische Bemerkungen über den von mir beobachteten Fall des Starrkrampfs, habe ich kaum hinzuzufügen. Das schwache Leben eines scheintodt gebohrnen Drillingskindes enthält wohl das Hauptsächlichste, was sich in dieser Hinsicht sagen läfst. Unter die ungünstigen äufsern Ursachen, die seine Entwickelung und Fortdauer gehindert haben, rechne ich indessen vor-

*) Opera ed. *Wichmann*, pag. 704.

üglich den Umstand, daſs das Kind nicht lie ihm angemessenere Muttermilch, sondern lie Milch einer Amme zu trinken bekommen hat, die bereits länger als ein halbes ahr gestillet hatte. Wenigstens ist es sehr uffallend, daſs der Aelteste dieser drei Knaen, bei dem man wegen des kleinen Tumults, den eine mehrzählige Geburt zu veranlassen pflegt, am leichtesten eine Vernachässigung in den ersten Momenten vorausetzen dürfte, an der Brust seiner Mutter ch immer wohl befunden hat, indessen sei beiden jüngern Brüder, die an die Amme rwiesen werden muſsten, unter übrigens eichen und nicht ungünstigen Bedingungen r äuſsern Luft und Pflege, an einem Tage krankten und starben. *)

*) Da obiger Aufsatz fast ein Jahr auf den Abdruck warten muſste, so ist es natürlich, daſs er von Hrn. *Horns* u. a. schätzbaren Bemerkungen über diesen Gegenstand nichts enthält; doch wird er auch ohne dieſs gewiſs allen denkenden Lesern willkommen seyn. d. H.

III.

Ueber das sogenannte Besprechen der Rose.

Ein Beitrag zur Geschichte des vitalen Magnetismus.

Von

Dr. K[illegible]mann.

So wie das Quecksilber gegen syphilitische Krankheiten, und die China gegen das Wechselfieber bei den Aerzten als specifisch anerkannt wird, in eben dem Grade steht bei dem gemeinen Manne das Besprechen der Rose in dem Rufe des einzigen Mittels gegen diese Krankheit; und daher wird der Arzt so selten, wenigstens von denen aus der geringern Klasse daran leidenden, dabei zu Rathe gezogen, und selbst in den höhern Klassen erzählt man nicht selten die guten Wi-

kungen, die das Besprechen bewirkt haben soll. Ein Mittel das einen so allgemeinen Ruf sich erworben hat, verdient, meiner Meinung nach, nicht mit einem bloſsen Achselzucken oder Bespötteln abgefunden zu werden.

Ich richtete daher seit längerer Zeit meine Aufmerksamkeit auf dies Besprechen der Rose, und hatte einigemahl Gelegenheit zu beobachten, daſs die sich immer weiter verbreitende Entzündung sich nach dem Besprechen nicht weiter verbreitete, und die damit verbundene, nicht selten sehr heftige Schmerzen, gleich nach dem Besprechen verschwanden. Eine so schnelle Wirkung leistete keines, der bis jetzt gegen diese Entzündung empfohlenen Mittel, und muſste den Wunsch in mir erwecken, in den Besitz dieses Mittels zu gelangen, um so mehr, da ich nie üble Folgen von demselben sah.

Nach manchem vergeblichen Versuch gelang es mir endlich jemanden zu finden, der mich mit dem Verfahren bei dem Besprechen bekannt machte. Ich nehme um so weniger Anstand dies Verfahren bekannt zu machen, da es mir einen Beweis zu geben

scheint, daſs der vitale Magnetismus unter dem gemeinen Mann seit langer Zeit ausgeübt, und seine Kraft erkannt wurde, ohne von demselben selbst Kenntnisse zu haben.

Die Verfahrungsart, wie mich solche gelehrt wurde, ist folgende: der so die Rose besprechen will, ist mit dem Leidenden allein in einem Zimmer, neigt sich mit dem Gesichte auf die Entzündung und in der Entfernung von etwa 2 Zoll, spricht er blos durch die Bewegung der Lippen, ohne irgend einen Laut von sich zu geben, die Worte: wildes Feuer hüte dich, das gute Feuer treibet dich u. s. w. und dann haucht er dreimahl auf die Entzündung, in der Art, daſs er mit jedem Hauche die Entzündung von oben nach unten bestreicht.

Wie dies Verfahren, welches ganz das Gepräge desjenigen Zeitalters trägt, wo man bösen Dämonen die Ursach der Krankheiten zuschrieb, und durch Austreibung derselben die Krankheiten zu heilen glaubte, und welches zugleich das Alter des Besprechens der Rose angiebt; wie dies Verfahren den glücklichen Erfolg hervorbringen kann, würde unserm Zeitalter unerklärbar scheinen, wenn

nicht in eben dem Grade, als der Aberglaube bekämpft wurde, eine reinere Ansicht der Naturkräfte uns geworden wäre. Die Kenntnifs von der Wirkung des vitalen Magnetismus giebt uns einen Aufschlufs, wie das Besprechen der Rose wirksam seyn kann, in welchem, nach meinen Ideen, ganz die Manipulation des Calmirens liegt.

Wienhold sagt in seinem Werke über die Heilkraft des thierischen Magnetismus 1ster Theil §. 14. sub 6: „Der Magnetiseur „fixire sich während der Manipulation soviel „möglich auf seinen Kranken, agire mit einer gewissen Anstrengung seines Willens, „gleichsam als wolle er dem Kranken von „seiner Kraft etwas mittheilen;“ und sub 7: „Der Magnetiseur suche soviel möglich sich „zur Zeit der Manipulation in einer frohen „heitern Stimmung zu befinden, vermeide „alle leidenschaftlichen Ausbrüche, bleibe „ruhig, zeige Theilnahme und Begierde zu „helfen.“

Dies scheint mir das zu seyn, was der Besprecher der Rose durch die Gebetformel bewirkt; er sammelt hierdurch seine Gedanken wie zum Gebete, ruft gewissermaßen

die Gottheit um Beistand an, glaubt durch diese zu wirken, und setzet so seinen Geist in eine Stimmung, die der, welche *Wienhold* von dem Magnetiseur verlangt, gleich ist; welches um so mehr erreicht wird, da er mit dem Leidenden allein ist, und so von niemanden gestört wird.

Ferner sagt *Wienhold* am a. O. §. 7. 8. 9. „Die Manipulation mit der flachen Hand „nennt man Calmiren, es geschieht, indem „der Magnetiseur mit einer oder beiden fla„chen Händen in einiger Entfernung von „dem Körper von oben nach unten streicht, „und zwar so, daſs er während des Strei„chens die Hand immer mehr von dem Kör„per abwärts bewegt, als wolle er von ihm „etwas wegstreichen oder abwischen; zwi„schendurch haucht er oft in die Hand. „Mehrentheils nimmt dies Manöver den vor„handenen widernatürlichen Zustand einzel„ner Organe weg, mindert oder hebt die „Schmerzen, und tilgt das widrige Gefühl, „das der Kranke empfindet.“

Das Wesentliche des Calmirens scheint darin zu liegen, daſs hier mit Flächen, bei den andern Manipulationen aber mit Spitzen

gewirkt wird. Folgt man *der* Theorie von der Wirkung des thierischen Magnetismus, nach welcher der Magnetiseur dem zu magnetisirenden Subjecte einen unsichtbaren Stoff mittheilet, so setzet dies voraus, daſs dieser Stoff in dem Magnetiseur seyn muſs, und aus seinem Körper vermöge des ernsten Willens ausströmen kann *).

Nun ist, wenn wir das Besprechen der Rose mit dem Calmiren in Vergleich stellen, es wohl nicht unmöglich, daſs aus dem Gesichte des Magnetiseurs eben jener unbekannte Stoff ausflieſsen kann, wie aus seinen Händen, die er nur als die zur Ausübung der Operation zweckmäſsigsten Orga-

*) Die Meinung daſs der glückliche Erfolg des Magnetisirens von der Einbildungskraft oder der Macht des innern Glaubens herrühre, könnte sich vielleicht auch dadurch widerlegen, daſs in einigen Gegenden, namentlich in Thüringen, sehr häufig das kranke Vieh mit dem glücklichsten Erfolge, gerade so wie die Rose beim Menschen besprochen wurde. Nach dem Glauben des gemeinen Mannes war freilich das Vieh nur behext. und wurde durch die heiligen Worte davon befreit. Demnach hat man auch mit Recht gegen diesen Aberglauben geeifert, aber schade ist es doch, daſs man auch hier vielleicht das Wesentliche nicht erkannte, und das Kind mit dem Bade verschüttete.

ne gebraucht. Diesemnach vertritt beim Besprechen der Rose das Gesicht die Stelle der *flachen* genäherten Hand, und das leise Sprechen ist nichts anders, als was durch die Bewegung der Hand ebenfalls hervorgebracht wird. Auch hier wird von oben nach unten gewirkt, und nicht von unten nach oben. Der Erfolg stimmt ganz mit dem überein, was *Wienhold* von der Wirkung des Calmirens sagt.

Nach diesen meinen Ideen habe ich da wo sich Gelegenheit fand, und die Verhältnisse es erlaubten, das Besprechen der Rose angewendet. Um zu wissen, ob das mich gelehrte Verfahren das richtige sey, wandte ich es anfänglich strenge so an, wie es mich gelehrt worden, in der Folge verwechselte ich dies mit der öfter wiederholten Manipulation des Calmirens, und bei beiden Verfahrungsarten sah ich den nemlichen glücklichen Erfolg, wie beifolgende Geschichten beweisen mögen.

B. ein Mädchen von 15 Jahren, hatte eine heftige Blatterrose bereits überstanden; nach ohngefähr 8 Tagen der überstandenen Krankheit zeigte sich an einem Abend wieder ein heftiges Fieber unter bedeutender

ngenommenheit des Kopfs. Am folgenden
ige zeigte sich die Rose im Gesichte, wo-
i die Zufälle nicht abnahmen, sondern noch
ihr stiegen; die Angst, Unruhe, Eingenom-
enheit des Kopfs nahm zu, und die Ent-
ndung breitete sich allmählich weiter aus;
der folgenden Nacht wurde das Fieber
tiger, und am Morgen hatte die Entzün-
ng, die gestern Abend nur die Backen ein-
nommen hatte, sich über die Nase nach
r Stirn hin verbreitet, und das Gesicht
ır stark angeschwollen, der Schmerz und
r übrige Zustand nahm zu, es zeigte sich
bst mitunter Irrereden. Bis jezt hatte sie
os diaphoretische Mittel gebraucht. Der
stand erforderte mir die Anwendung des
lomels mit dem Opium, doch entschloss
n mich zur Anwendung des Besprechens
r Rose strenge nach der Art wie es mich
lehrt worden war, und ehe noch die ver-
dneten Arzneimittel aus der Apotheke ka-
en, hatten die Schmerzen nachgelassen, die
ihe war wiedergekehrt, und es zeigte sich
rchaus kein Irrereden mehr, so dass es der
ıwendung derselben nicht bedurfte. Auch
s Fieber zeigte sich nicht mehr, die Ent-
ndung stand, nach einigen Tagen hatte

sich die Röthe und Geschwulst verlohren, und so war sie wieder hergestellt.

K. eine Frau von einigen 50 Jahren, von schwächlicher Constitution, die jedoch nie eigentlich krank war, ausser daſs sie öfter an der Rose im Gesichte litt, bekam ohne bekannte Ursach ein rheumatisches Fieber, nach welchem sich am 3ten Tage eine Röthe im Gesichte mit heftigen Schmerzen zeigte. Ungewohnt viel Medicin zu gebrauchen, bediente sie sich nur einiger Tassen Fliederthee; am 2ten Tage nachdem sich die Röthe gezeigt, bis diesen Augenblick immer weiter verbreitet hatte, und die Schmerzen sehr heftig waren, unternahm ich das Besprechen der Rose und zwar in der Art, daſs ich die mich gelehrte Art mit der Manipulation des Calmirens verband. Ich hielt nämlich meine flache Hand, in die ich gehaucht hatte, einige Augenblicke gegen die Entzündung, fuhr dann, so wie es das Calmiren lehrt, mit derselben über die Entzündung hin, und wiederholte dies ein Paar mal, neigte mich dann mit dem Gesichte gegen dieselbe, wehete einen leisen Hauch stoſsweise über dieselbe, und hauchte dann einigemal stärker

einem Zuge längs der Entzündung von
en nach unten. Augenblicklich liefsen die
hmerzen nach, und kehrten nicht wieder,
Röthe blieb zwar noch einige Tage und
rlohr sich allmählig, doch verbreitete sie
h von dem Augenblicke des Besprechens
nicht weiter.

IV.

Ueber mein untrügliches Prüfungsmittel der Chinarinde.

Vom
Professor Grindel
zu Dorpat.

Die Anmerkungen des Hrn. M. R. *Hagen* im 4ten Stücke des Journals würden mich in den Verdacht setzen, eine Unwahrheit gesagt zu haben, wenn ich schwiege, und die Sache so abgethan ließe, wie sie nach jener Replik erscheinen möchte. Habe ich mich vielleicht etwas unbestimmt geäußert, so irrte aber Hr. M. R. *Hagen* gewiß noch mehr; doch ich bin weit entfernt zu glauben, unser würdiger *Hagen* wolle blos mit An-

torität abspeisen. Ich bin ihm vielmehr
ukbar dafür, dafs er mich zu einer noch-
ligen Untersuchung aufforderte, wodurch
Sache gewonnen hat. Mir ist es gleich,
rch Wen.

Die umständliche Untersuchung soll im
n Bande meines Jahrbuches nächstens er-
ieinen. Hier soviel, was den prüfenden
st zunächst interessiren könnte.

Wenn eine Rinde, die *H.* für eine schlech-
hielt, und doch das salzsaure Eisen das
coct grün machte, so war sie gewifs eine
inarinde, vielleicht eine schlechte. Aber
Reagens kann nicht die verschiedenen
ide in der Güte, sondern nur zeigen, ob
n eine Chinarinde vor sich hat. Das
ufsere, das Decoct u. s. w. bestimmt das
brige.

Durch einen Schreibfehler läfst *H.* von
em Pfunde bis auf 12 Unzen einkochen,
ch es zeigt sich, dafs die Decocte mittel-
fsig stark waren aus der Beschreibung
selben.

Das salzsaure Eisen war dunkelbraun und
s Eisen darin vollkommen oxydirt. Die
ige ist hier: ob die Säure nicht prädomi-

nirte, denn die ältere Meinung, daſs Gallus-säure, Gerbestoff u. s. w. nur auf vollkommne Oxyde wirke, fällt nach meinen frühern Versuchen ganz weg *).

Wenn das Eisensalz auf splittrige, schlechte Chinarinde eben so wirkte, wie auf die beste Rinde, so thut das nichts, denn beide haben den gesäuerten Gerbestoff (Chinasäure, Kaffesäure oder Bitterstoff), nur giebt der gröſsere oder geringere Holzantheil, den man schon *sehen* kann, den Unterschied in der Wirkung. Das Reagens zeigt aber, daſs *beide ächt sind.*

Wenn die Decocte der Eichen- Weiden- und Roſskastanienrinde auch grünlich wurden, so täuschte die starke Verdünnung, wodurch das Gelb des Eisensalzes vorwaltet und mit dem Schwarz grünlich werden konnte. Ausgenommen die Roſskastanienrinde, welche immer bläulich-grün ist, aber weniger im concentrirten Decocte und wo das Opalisiren eine optische Täuschung giebt.

Die *China nova*, welche *H.* nennt, ist von der sehr verschieden, die ich kennen lernte und noch besitze **). *H.'s China nova*

*) S. mein russ. Jahrb. vom Jahr 1808. oder 6ter B. S. 188. u. S. 239.

**) S. mein Jahrb. von 1807. S. 249.

mufs wirklich eine ächte aber schlechte China seyn.

Dafs ein nur mäfsig starkes Eichenrindendecoct durch concentrirtes braunes salzsaures Eisen grün werde, ist durchaus ein Irrthum. Nur sehr verdünnt, schimmert es durch das Gelb der Eisenauflösung grünlich, concentrirt wird es schwarzbraun oder schwarz — giebt eine schwarze Tinte, wie bekannt.

Die *China nova* sah ich noch nie im Decoct opalisiren, wie es *H.* bemerkt haben will.

Schrader's Abhandlung kannte ich damals, als ich mein Chinasurrogat schrieb, noch nicht, jetzt bin ich überzeugt, dafs die sogenannte Chinasäure in mehrern Vegetabilien vorkommt, doch nie in dem Maafse, wie in den Chinarinden, sondern immer dem groben Tannin mehr genähert.

Weiden-, Rofskastanien- und Eichenrinde brauchen wir nicht erst durch mein Reagens von China unterscheiden zu lernen, denn durch ihr Ansehn und durch ihre Absude sind sie schon verschieden. Das Decoct der Rofskastanie gegen einen dunklen Körper gehalten, opalisirt, Eichen- und Weidenrindendecoct werden erkaltend nicht mil-

chicht, wie die China. Wir wollen nur Rinden, welche der China *sehr ähnlich*, aber unbekannt sind, und welche wir noch durch kein Mittel genau unterscheiden, mit dem Reagens entlarven.

Seguin hat (so wie ich) wohl nicht auf das Mehr oder Weniger bei der Anwendung der Leinauflösung gesehn. *Buchôlz* so wie *Hagen* irrten doch wohl. Denn das stärkste, aber durch Papier filtrirte Chinadecoct giebt mit Leimauflösung kaum eine Spur eines Niederschlages, und geschieht es mehr, so hat man viel Harz ausgekocht, weshalb man schwächere Decocte nehmen mufs; aber die schwächsten Decocte der Galläpfel, Eichenrinde, Rofskastanienrinde u. s. w. geben im Augenblick einen starken Niederschlag, der charakteristisch ist. —

Das älteste Kennzeichen soll nun das sicherste Merkmahl für die Aufrichtigkeit der China bleiben, nämlich das Trübwerden der blassen, mehr oder weniger gelbröthlichen Abkochung bei dem Erkalten. Wie aber, wenn meine *China nova*, die keine Chinarinde ist, bei dem Erkalten etwas milchigt wird und röthlich ist, wenn andere Harz enthaltende Rinden nach starkem Kochen bei

dem Erkalten milchigt werden? Weiſs man nicht schon, daſs gewissenlose Apotheker in frühern Zeiten solche Decocte etwas roth färbten? Ich erinnere mich nicht genau wo ich davon hörte oder las.

Die Resultate meiner neuèsten Versuche, die ich in meinem Jahrbuche bekannt mache, sind nun, zur Bestätigung meiner *hundertmal* selbst in Gegenwart meiner Zuhörer früher angestellten Versuche, wie erwartet ausgefallen.

Wenn man mit schwachen Decocten der genannten Rinden oder mit Infusen operirt, so zeigen sich die Unterschiede unvollkommen, denn so prädominirt die gelbe Tinte des braunen salzsauren Eisens und das schimmernde Schwarz macht die Flüssigkeit grünlich.

Ich nahm verschieden, Weidenrinden, Eichen, Roſskastanien und Chinarinde, ʒjj von jeder Rinde mit ℥jj destillirtem Wasser nur ein Mal aufgekocht und durch Papier filtrirt, alsdann mit ℥vj destillirtem Wasser verdünnt waren — die verdünnten Decocte.

Wenn man starke Decocte von allen jenen Rinden bereitet und sie nur wenig verdünnt, so wird das braune salzsaure Eisen, wenn es nicht prädominirende Säure enthält, entscheiden. Das braune salzsaure Eisen muſs schwarzbraun, undurchsichtig, doch nicht trübe seyn und wird so hinzugesetzt. Die Decocte hatten folgende Concentration, ʒjj von jeder Rinde mit ℥vj destillirtem Wasser bis auf ℥jj eingekocht, durch *Papier filtrirt* und noch mit ℥j Wasser verdünnt.

Die Roſskastanie ist es allein, welche eine bläulicht-grüne Farbe behauptet, die anderen Rinden werden schwarz oder schwarzbraun und nur die Chinarinde grün.

Wenn ich fehlte, so lag es darin, daſs ich die Verfahrungsart nicht so genau wie hier angab.

Nicht zu verwerfen ist auch das grüne schwefelsaure Eisen, von welchem *Seguin* schon sagte, es fälle ein Chinadecoct gar nicht, wenn die Rinde recht ausgewählt war. Dieſs fand ich später bestätigt und konnte darnach sogar die Güte der China bestimmen, nur muſs das Salz in dem Zustande genommen werden, wo das Oxyd vollkommen

gebunden und die Säure prädominirend ist, also gerade umgekehrt als vorher. Man nimmt dazu *ganz frisch* bereitetes schwefelsaures Eisen, oder den grünen Vitriol, der zur medicinischen Anwendung in der Apotheke bereitet wird. Letzteren mufs man aber beschaben, damit die Theile welche zunächst der Luft ausgesetzt waren, entfernt werden, so, dafs man gleichsam den Kern des Krystalles nimmt. *Dieses Salz wird in dem Decocte der Königsrinden sich auflösen ohne etwas zu verändern, in dem Decocte der rothen und braunen China wird es die Farbe ein wenig dunkler machen*, aber Eichen-, Weiden- und Rofskastanienrinden - Decoct wird gleich schwarz, oder das letztere höchstens bläulichschwarz.

Alle diese Proben sind *für den Augenblick* entscheidend, durch längeres Stehen der Flüssigkeiten mit dem Reagens erfolgen endlich Zersetzungen auch in dem Chinadecoct, zu welchem grünes schwefelsaures Eisen kam; doch wird die Mischung dann auch grün, — das Oxyd wird alsdann durch Einwirkung der Luft freyer und hann nun auf die vegetabilische Substanz wirken.

V.

Kurze Nachrichten und Auszüge.

I.

*Geschichte eines sehr heftigen und lange dauernden Hustens, der durch Eisenvitriol geheilt wurde *).*

Miss M., zwei und vierzig Jahr alt, unverheirathet, von laxer Constitution, zarter Organisation, sitzender Lebensart, und von Jugend auf an alle Bequemlichkeiten gewöhnt, welche ein ansehnliches Vermögen gewähren, und welche im Allgemeinen, vorzüglich aber bei dem weiblichen Geschlecht schwächliche Constitutionen begründen, litt von Kindheit an häufigen Brustbeschwerden, Husten, Brustschmerzen, Heiserkeit, schwacher Stimme und Symptomen von schleichendem Fie-

*) Ich nehme diese und die folgende Bemerkung aus einem höchst gehaltvollen, neuerlich erschienenen, und noch wenig bekannten Englischen Werke, (*Medico-chirurgical transactions, published by the medical and chirurgical Society of London. Vol. I.* 1809.) wovon nächstens eine Uebersetzung erscheinen wird.

d. H.

ber. Selten warf sie viel aus; einigemal, wiewohl sehr selten, war ihr Auswurf mit Blut untermischt. Dabei klagte sie auch über Magenbeschwerden, Mangel an Apetit, Flatulenz, Drücken nach dem Genuſs von Speisen; und die Functionen der Leber und der übrigen Eingeweide schienen sehr langsam von statten zu gehen; bald litt sie an Verstopfung, bald an Durchfall. Zuweilen befiel sie ein unausstehliches Kopfweh, und zwar durch die unbedeutendsten Ursachen veranlaſst. Die monatliche Reinigung trat gewöhnlich zu der bestimmten Zeit regelmäſsig ein, aber meist zu reichlich, dauerte längere Zeit, als sie sollte, und wurde von einer Art von weiſsem Fluſs begleitet. Die Haut war bleich, fliegende Hitze wechselte oft mit Kälte; die Extremitäten waren gemeiniglich kalt, die Muskeln schlaff, bleich und kraftlos, und die Thätigkeit des Herzens und der Arterien langsam und schwach.

Es war nichts scrofulöses zu entdecken, die Lungen schienen noch frei von organischen Fehlern zu seyn, und der Grad der Krankheit schien in einer allgemeinen Schwäche zu liegen, die beim weiblichen Geschlecht so häufig durch eingeschlossene Luft, nicht nährende und doch reizende Diät, Seelenreize und Mangel an Bewegung erzeugt wird, und die hier besonders die Lungen zu ihrem Sitz gewählt hatte.

Bei der Einwirkung solcher Ursachen war Miſs M. selten nur frei von einem lange dauernden Husten, welchen man früher, als ich sie sah, antiphlogistisch behandelte. Er war so hartnäckig in seiner Dauer, und zehrte ihre Kräfte so auf, daſs sie sich auf das Land begab, wo die reine Luft und angemessene Bewegung den Zustand ihrer Gesundheit sehr verbesserten. — Zehn Wochen nachher, als ihre Freunde den Zustand für eine schon sehr weit fortgeschrittene Lungensucht hielten,

wurde ich zur Kranken gerufen. Sie litt an sehr heftigen Anfällen von Husten, wobei die Inspirationen sehr tief, die Exspirationeh dagegen sehr laut waren, welche bei einer kleinen Bewegung des Körpers, einer lebhaften Gemüthsbewegung oder einem schnellen Wechsel der sie umgebenden Atmosphäre leicht und schnell zu entstehen pflegten. Der Husten dauerte so lange, dafs die Kranke sich immer nach demselben sehr erschöpft fühlte, und beunruhigte sie vorzüglich des Nachts durch öfteres Wiederkommen und durch seine lange Dauer. Der Auswurf dabei, der Quantität nach unbeträchtlich, schien natürlicher Schleim aus der Luftröhre und den Bronchien zu seyn. Sie klagte über Schmerzen in dem gröfsten Theil der Brust, wenn sie ruhig war, und wenn sie hustete, über Zunahme und Heftigkeit derselben vorzüglich in dem untern Theil des Brustbeins und den Rippen. Dieses Symptom war indessen nicht so heftig und bestimmt auf eine Stelle eingeschränkt, noch mit solchen Nebenumständen verbunden, dafs man mit Gewifsheit auf eine Brustentzündung hätte schliefsen können. Bei vollkommener Ruhe der Patientin war der Puls langsam und nicht über sechzig, bei Bewegung wurde die Respiration, und folglich auch der Puls sehr beschleunigt. Am Tage war die Zunge meist feucht, mit einem weifsen Schleime überzogen, der Mund klebrig. Durst und Appetit hatte sie wenig, eher Neigung zum Erbrechen, und der Darmkanal war träge und unregelmäfsig in seinen Functionen. Im Allgemeinen war die Haut kalt, oder roth, die Hitze derselben dabei aber nur selten beträchtlich. Der Urin war weder hochgefärbt, noch gering an Quantität, hatte einen Bodensatz, zuweilen auch Schleim, zuweilen ein ziegelrothes Ansehen. Ihre körperliche Stärke und ihre Kräfte waren sehr geschwunden.

Als ich sie zum ersten male sah, verordnete ich ihr

vorläufig ein Pflaster von Burgundischem Pech und ein Blasenpflaster auf das Brustbein. Innerlich wurde Tolubalsam und ein Squillapräparat gegeben, dann durch Citronensaft neutralisirtes Kali, Antimonialwein und schmerzstillende Mittel. Ihre Diät bestand blos aus vegetabilischen Stoffen und Graupenschleim.

Hierauf ging ich zum Gebrauch eines mehr tonischen Mittels über, und verschrieb ihr ein leichtes Infusum von Quassia mit neutralisirtem Ammonium, einen schmerzstillenden Linctus, um die Heftigkeit des Hustens zu vermindern, und ein Opiat für die Nacht. Einige Tage nachher verordnete ich noch zu der vorigen Medizin Squilla und Ipecacuanha, und erlaubte etwas mineralische Nahrung. Der Husten wurde dadurch nur wenig erleichtert, die Kräfte wenig aufgerichtet. Ich nahm nun meine Zuflucht zu Pillen, welche aus Ipecacuanha, Benzoe, Zinkkalk und Schierlingsextrakt bestanden, rieth ein stärkeres Quassia Infusum, mehr mineralische Kost und Bier. Etwas Vermehrung des Appetits und Zunahme der Kräfte schienen durch diese Mittel gewonnen zu seyn, doch nicht so, dafs es hinreichend gewesen wäre; der Husten und die Brustschmerzen waren, wenn gleich im Ganzen, doch wenig gemindert. Da nach meiner Ueberzeugung, der Husten mehr krampfhafter Natur und kein Lokalleiden dabei vorhanden war, das abgerechnet, was in einer zu grofsen Thätigkeit der Lungen bestand, verordnete ich ihr eine Mixtur mit einer Drachme Opiumtinctur, um sie in vierundzwanzig Stunden zu gebrauchen. Einige Tage wurde diese fortgesetzt, aber mit wenig Erfolg, um den Husten zu besänftigen, und im Gegentheil mit einer nachtheiligen Wirkung auf den Appetit und die geschwächten Kräfte. Columbo, Rhabarber und Natrum mit einander verbunden, in Begleitung von animalischer Kost, Bier und auch etwas Wein wurden ebenfalls mit etwas mehr Nutzen

versucht, doch waren die Fortschritte in der Heilung zu unbedeutend und es schien ein weit stärker wirkendes Mittel nöthig zu seyn.

Da ich fand, daſs bei tonischen Mitteln und animalischer Diät der Brustschmerz sich nicht vermehrt hatte, daſs der Puls langsam war und sich gleich blieb, wenn denselben nicht Husten oder Bewegung beschleunigten; daſs der Urin nicht verringert noch hochroth gefärbt, daſs die Haut im Allgemeinen und vorzüglich die Extremitäten kühl waren; daſs jedes Symptom verminderte Lebensthätigkeit andeutete, entschloſs ich mich zu einem Eisenpräparat überzugehen. Drei Gran Eisenvitriol mit der doppelten Quantität von Kali und Myrrhe wurden täglich zweimal gegeben, und damit der Genuſs von thierischer Kost, Malzwasser, Kraftbrühe und sonst nährenden Speisen verbunden.

In wenig Tagen schon hatte ich das Vergnügen, den Husten schwächer, den Appetit des Kranken vermehrt zu finden, und ich stieg allmählig mit dem Eisenvitriol bis sechs Gran auf einmal. Der Puls, welcher in einer Minute bei ruhigem Zustand der Patientin unter sechzig Schläge hatte, war fast bis zu siebenzig Schlägen gestiegen; die Haut war röther, der Appetit besser und die Kranke hatte augenscheinlich an Stärke und Kräfte gewonnen. Der Husten hatte sich allmählich vermindert, und die Schmerzen in der Brust waren verschwunden, der ruhige Schlaf kehrte wieder und in weniger, als einem Monat, nach dem Gebrauch dieses kräftigen Mittels, reiste sie sehr zufrieden als Rekonvalescentin auf das Land und befindet sich seitdem, zwei Jahre völlig gesund.

Es giebt viele, mit Husten begleitete Beschwerden der Lunge, in welchen man tonische Mittel mit gutem Erfolg anwendet. Bei Katarrhalbeschwerden, nach Beseitigung des inflammatorischen Zustandes, wenn die

relche Husten erregt, durch den Ausfluſs von
n Schleim entsteht, und letzterer Folge von
r Bronchialdrüsen ist; bei dem *Asthma humi-*
dem Husten alter Leute, wo eine ähnliche
und Erschlaffung, als nächste Ursache der
angesehen werden kann; bei Geschwüren der
der Abnahme der Kräfte mächtig mit stär-
tteln entgegengearbeitet werden muſs; in allen
en sind tonische Mittel unstreitig passend, und
chon hier früher mit groſsem Nutzen Eisen
Auch im Keichhusten, wenn keine inflamma-
Symptome mehr vorhanden sind, sind tonische
wirksamsten. Bei konsensuel von Schwäche
ehrter Schleimsekretion des Magens entstan-
sten, sind sie sehr schön, und Eisen ist viel-
kräftigste Mittel dagegen. (Vom Professor
, London.)

2.

erkwürdige Fälle von Pocken-An-
; des Foetus im Mutterleibe, ohne
Pockenkrankheit der Mutter.

Kind der Mistreſs W. zu impfen, wurde ich
vor fünf Jahren vom Hrn. D. *Croft* auf den
place gerufen, wo sie wohnte. Die flüssige,
dem Arm eines andern Kindes genommene
ewirkte nichts, als eine sehr schwache Röthe
elle, und auch diese verschwand nach wenigen
roſs war meine Verwunderung hierüber, doch
noch gröſser, als mir die Mutter des Kindes
Geschichte mittheilte:

Tage kurz vor ihrer Entbindung erblickte sie
nen sehr ekelhaft aussehenden, ganz mit dem
schlage bedeckten Kranken; und das Aeuſsere,

wie der pestartige Geruch dieses Unglücklichen erschütterten ihr Innerstes. Bei ihrer Rückkunft erzählte sie den unangenehmen Zufall, dachte aber, da sie selbst schon in früher Kindheit die Pocken gehabt hatte, nicht an die Gefahr, welche hieraus für den Foetus erwachsen könnte. Vollkommen wohl schien das Kind die ersten Tage nach der Geburt, den fünften wurde es indeſs sehr unruhig und den siebenten erschien eine vollkommene Pockeneruption. Die Blattern, deren Anzahl unbeträchtlich war, standen sehr schön, und Dr. *Croft*, welcher das Kind früher behandelte, begierig zu wissen, wie die aus diesen Pocken aufgefangene Materie wirken möchte, gab aus diesen Pusteln genommene Lymphe einem zuverlässigen, sehr beschäftigten Arzt; und sie brachten, wie jede andere gute Lymphe, genau die Krankheit hervor. Mistreſs W. fühlte dabei keine Unpäſslichkeit, noch sonst Symptome, welche Begleiter dieser Krankheit zu seyn pflegen. — So durchdrang und ergriff das Pockengift die innersten Theile des Organismus, ohne äuſserlich an seinen Wirkungen und ihn begleitenden Symptomen erkannt zu werden. Mit wie wenig Gewiſsheit läſst sich daher umgekehrt blos von vorhandenen äuſsern Zeichen auf eine gegenwärtige Krankheit schlieſsen?

Einen anderen, im Ganzen dem vorigen sehr ähnlichen Fall, machte kürzlich Hr. *Henry Gervis*, einer der vorzüglichsten Wundärzte zu Aſhburton in Devonſhire bekannt. Hr. *Gervis* mag selbst sprechen: Da sich die Pocken in dem Dorfe *Woolson-Green*, drei Meilen von *Aſhburton* entfernt, gezeigt hatten, impfte ich den 6ten Mai 1808 die in dem letzten Monat der Schwangerschaft stehende Frau des *James Baskwell*. Den Tag vorher waren ihre drei Kinder durch den Chirurg, welcher die Armen-Kranken des Kirchspiels zu besorgen hatte, geimpft worden, doch er hatte es nicht wagen

wollen, bei diesen Umständen die Mutter selbst zu impfen. An jedem Arm machte ich daher zwei kleine Einstiche, alle fafsten gut, die Frau überstand glücklich die Krankheit und befand sich nur an dem zehnten und eilften Tage, als die areola mehr Umfang, wie gewöhnlich, hatte, etwas unpafs. Während des Verlaufes ihrer Krankheit sah ich sie oft und auch zweimal nach ihrer vollkommenen Genesung; ich kann daher mit Gewifsheit behaupten, dafs sie, die krankhaften Erscheinungen abgerechnet, welche die Kuhpocken immer zu begleiten pflegen, sich sonst vollkommen wohl befand. Bei diesem fortdauernden Wohlbefinden wurde sie den 11 Juni glücklich von einem Mädchen entbunden, welches bei der Geburt einen Ausschlag hatte, der ganz einer noch nicht ganz ausgebildeten Eruption der Pocken glich. Dieser Zufall trug sich fünf Wochen nach der Impfung zu, und einen Monat nachher war sie der Ansteckung der Pocken ihrer eigenen Kinder und mehrerer anderer Personen im Dorfe ausgesetzt. Als ich den vierzehnten das Kind wieder besuchte, fand ich die Zahl der Blattern bis zu einigen Tausenden vermehrt und sehr charakteristisch ausgebildet. Viele der geschicktesten Aerzte und Wundärzte aus Totnefs, Afhburton und der Nachbarschaft hatten die Güte auf mein Ersuchen, zu der Wohnung dieser armen Frau zu kommen und Zeugen dieses merkwürdigen Falles zu seyn. Um aber noch mehr Gewifsheit zu erhalten, fing ich mit meiner Lanzette Lymphe davon auf und brachte durch Inoculation derselben die Blattern wirklich hervor. Den 18ten bekam das Kind leichte Convulsionen und am Morgen des 19ten war die Kleine bereits verblichen. (Von Hrn. Dr. *Jenner* in den *Medico - chirurgical transactions* mitgetheilt. *)

*) Diese Fälle scheinen mir höchst merkwürdig. Sie beweisen offenbar:

3.

Beobachtung einer geheilten Lungenschwindsucht.

Genannte Lungenschwindsucht war durch eine heftige katarrhalische Entzündung der Lungen entstanden, und, als der Verfasser Antheil an der Behandlung nahm, hatten sich schon sehr gefährliche Symptome eingestellt, heftiger und sehr ermüdender Husten, begleitet von beträchtlichem Eiterauswurf, Erbrechen der genossenen Nahrungsmittel, außerordentliche Abmagerung, fortdauerndes Fieber, klebrige Schweiße, und selbst Emphysem in der rechten Lunge, dem Hauptsitz der Vereiterung. Die Heilung geschah durch den Druck, der mit den natürlichen Anstrengungen verbunden, mit beitrug die rechte Lunge zu entleeren; durch den Gebrauch der rothen China, im Anfange in kleinen Dosen, allmählig aber bis zu drei Drachmen in vier und zwanzig Stunden; des isländischen Mooses, der Eselsmilch, einer am Arm gelegten Fontanelle und folgender sehr von dem Ver-

1) Dafs ein Foetus ohne Pockenkrankheit der Mutter angesteckt werden kann.

2) Dafs auch die Pokkenkrankheit der Mutter das Kind nicht sichert, wie man oft geglaubt hat.

3) Dafs die Vaccine der Mutter das Kind eben so wenig für der Ansteckung sichert.

4) Dafs das Contagium durch den Körper der Mutter in das Kind dringen kann, auch wenn jene keine Empfänglichkeit mehr für dessen Ausbildung hat.

5) Ja, dafs es für uns noch ganz unbekannte Ansteckungsweisen, vielleicht durch bloße Vermittlung der Phantasie (des Sensoriums), giebt, wie wenigstens die erste Geschichte beweiset, und woran auch bei Epilepsieen niemand zweifelt, aber bei specifischen Contagien bisher nicht gedacht wurde.

d. H.

erfasser gerühmten Pillen, welche er lange gebrauchen ēfs: *Rec. Gumm. Myrrh.* ℥xj½. *Mastic.*, *Flor. sulph.*, *scc. Liquirit. ana* ℥j. *Balsam. Peruv. q. s* Von diesen Pillen nahm der Kranke viermal täglich fünf Stück, de 3 Gran schwer. (*Bulletin des Sciences April* 1810.)

4.

Ehrenrettung der Schutzblattern.

ch kann nicht genug eilen, dem ärztlichen Publico einen Fall mitzutheilen, der ganz dazu geeignet ist, den erdacht, welchen der Herr Garnison-Medicus *Muhau*s durch die im Juni Stück dieses Journals erzählte rankheitsgeschichte wider die Schutzblattern erregt, u widerlegen und abzuwenden. Liebe zur Wahrheit nd die Sache der Menschheit, welche hiebei höchst teressirt, fordern mich dringend dazu auf.

Ich hatte den 4ten Juni dieses Jahres der Wittwe *nerdt* hieselbst als den Tag bestimmt, an welchem ich aren zwei Kindern die Schutzblattern einimpfen wolle. Zu meinem Befremden stellte sie sich aber nicht in, und ich erfuhr denn bald, daſs eines dieser Kiner am 3ten krank geworden war. Zehn oder zwölf Tage darauf lieſs mich die Mutter bitten, dieses Kind u besuchen, und erzählte mir, als ich hinkam, folgenes: Bei ihrem Kinde, welches ungefähr ein Jahr alt st, habe sich erst am rechten Vorderarm ein rother leck von der Gröſse eines 4 Groschenstücks gezeigt, velchen sie für eine Flechte hielt, allein den andern Tag schon breitete sich die Röthe nicht nur nach unen über die Hand, sondern auch nach oben über das Ellenbogengelenk und den Oberarm beinah bis zur Schulter aus, und zugleich war der ganze Arm etwas geschwolen. Allmählig zog sich die Röthe von diesen Theilen

nach der Brust und dem Rücken, von da
linken Arm, Hüften, Lenden und Beinen.
das Kind äußerst unruhig und die befallen
sehr heiß anzufühlen. Dieß die Mutter. Ich
Lende des Kindes, ich kann mich aber nicht
ob es die rechte oder linke war, noch sehr
warm, das Gesicht blaß und eingefallen, ein
Fuß wo sich die Röthe bereits verloren ha
tös, die Haut, Lippen und Zunge trocken,
schlaflos. Da es meine Absicht nicht ist,
über die Behandlungsart dieser nicht ganz se
derkrankheit zu sagen, so begnüge ich mich
hinzuzufügen, daß, ungeachtet sich das I
Ganzen bald besserte, gleichwohl die Röt
Lende noch einige Tage, und die ödematöse
wohl 14 Tage dauerte, und daß am Fußg
zuletzt gar ein Absceß bildete, der aber bal

Ein ähnlicher Fall ereignete sich bald
dem Kinde des Tagelöhners *Bonemann* hie
mit dem Unterschiede, daß hier die Krankh
nachdem die Pocken bereits abgetrocknet wa
te, und die Röthe sich nur auf einen Arm
ohne von da weiter zu gehen. Die Impfst
von neuem an zu schwären, dies dauerte
lange der Arm entzündet war, und konnte a
Folge der Entzündung betrachtet werden.

In welchem nachtheiligen Lichte würden
blattern erscheinen, wenn ich das Kind, wie
der Mutter verabredet hatte, den 4ten geimp
die Krankheit einige Tage später zum Ausbr
men wäre! Ich gestehe, daß bei mir selbst
der die Vaccination entstanden wären, und
Zweifel durch die Krankheitsgeschichte des
Michaelis vielleicht bei mir zur Gewißhei
wäre, daß in allen dreien Fällen zwischen

und der Pockenaffektion ein ursächliches Verhält-
n obgewaltet habe. Die Gefahr, in welche die noch
e nicht allgemein genug verbreitete Schutzblatternimpfung kommen konnte, und die Betrachtung, dafs
sich vielleicht in der Folge Fälle ereignen könnten, wo
Zufall der guten Sache weniger günstig wäre, bewog mich, diesen Fall, so viel an mir war, zur Kenntniss des hiesigen Publikums zu bringen, welches aber
lich nur durch mündliche Mittheilungen geschehen
konnte. (Von Hrn. Dr. *Schoenemann* zu Driesen.)

Anzeige
an die Herren Mitarbeiter.

Alle Honorarien bis zum Schlufs des vorigen Jahres
für das Journal und die Bibliothek sind jetzt berichtigt, und ich bitte um eine Quittung des richtigen Empfanges, wenigstens an den Auszahler, um die Portokosten zu vermeiden. Stillschweigen wird als Quittung angenommen.

Berlin, den 30. September 1810.

Dr. Hufeland.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der practischen Heilkunde. Vier und zwanzigster Band. Viertes Stück.

Inhalt.

Literarischer Anzeiger.

Im Verlage der I. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu bekommen:

Kapp, G. L. C. Dr., Lehrbuch der Receptirkunst nach den richtigsten Principien für akademische Vorlesungen entworfen. 1810. 8. 36 *kr. oder* 9 *Gr.*

Wir haben zwar an ähnlichen Werken keinen Mangel; aber die meisten sind Geburten einer rohen Empirie. Vortheilhaft zeichnet sich daher gegenwärtige Schrift aus; indem sie überall auf die rationale Anschauung des Organismus sich gründet. Eine Folge davon ist, daſs die Receptirkunst auf weit einfachere Grundsätze und Regeln zurückgeführt wurde, und die angehenden Jünger der Heilkunst oder die jungen Aerzte nicht in ein solches Chaos von unübersehbaren Vorschriften u. s. w. verwickelten, wie dieſs in den meisten über diese Doctrin bisher erschienenen Schriften geschieht.

Kapp, G. L. C. Dr., Recepttaschenbuch über den zweiten Theil der preussischen Landespharmakopoe. 8. 1808. 2 *fl. oder* 1 *Thlr.* 8 *Gr.*

Man erwarte hier keine Sammlung von lauter schon bekannten Recepten aus anderer Aerzte Schriften mechanisch zusammengetragen. Mit Ausnahme weniger Formeln rühren die Verordnungen alle von der Hand des Verfassers her, und es muſs daher diese Schrift als ein selbstständiges, wissenschaftliches Werk betrachtet werden. Bei der Composition der Arzneimittel sind die neuesten Beobachtungen über die Verwandtschaft der Stoffe glücklich benutzt. Der erfahrne Arzt wird aber auch zugleich eine durchgängige Rücksicht auf die Modificationen bemerken, welche die Kraft des lebendigen Organismus in den Gesetzen der chemischen Wahlanziehung hervorbringt. Der Verfasser ist gleichweit entfernt von blinder Empirie und von dem vor einiger Zeit so beliebten chemischen Dogmatismus.

Wedekind, G. Ch. G., Dr., Abhandlung von der wahren Kenntniſs und Kur der Krankheiten der ersten Wege, und von den Krankheiten, die von der wi-

dernatürlichen Affection derselben entstehen und mit derselben verwickelt sind. Aus dem Lateinischen, mit Anmerkungen. Zweite Auflage. gr. 8. 1808. 1 *fl.* 15 *kr. oder* 20 *Gr.*

Diese merkwürdige Schrift eines unserer geschätztesten Aerzte, verdiente wohl eine Bekanntmachung in unserer Muttersprache. Die Ansichten des Verfassers sind einer um so ernstern Beherzigung werth, da derselbe, unabhängig von einseitigen Systemen, hier, wie in allen seinen Schriften, nur der Natur zu folgen bestrebt war. Die Anmerkungen enthalten mehrere der entgegengesetzten Ansichten anderer Aerzte; sie geben eine fast vollständige Literatur dieses Gegenstandes, und setzen den denkenden Leser in Stand, mit freiem Urtheil sich zu entscheiden.

Pharmacopoea Borussica, oder Preufsische Pharmacopoe, Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Dr. Carl Wilhelm Juch. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit der Arzneitaxe. gr. 4. 1808. 4 *fl.* 54 *kr. oder* 3 *Thlr.* 6 *Gr.*

Die Preussische Pharmokopoe hat durch unverkennbare innere Vorzüge ein klassisches Ansehen gewonnen, und in der That, sie ist vollkommen werth, zur Grundlage ähnlicher Arbeiten zu dienen. Der verdienstvolle Hr. Hofrath *Juch* konnte also dem medizinischen Publikum wohl kein angenehmeres Geschenk machen, als indem er dieses Werk teutscher Einsicht und teutschen Fleifses auch in teutscher Sprache gab, und dadurch demselben einen noch ausgebreitetern Wirkungskreis verschafte. Auch hat der Herr Herausgeber den Werth des Werkes durch gehaltreiche Zusätze und Anmerkungen beträchtlich erhöht, und überall auf die neuesten und interessantesten Beobachtungen im Gebiete der Chemie Rücksicht genommen.

Walther, Dr., über den Egoismus in der Natur, nebst einem Anhange, die Wirkungsart des Sauerstoffs auf den thierischen Organismus betreffend. 8. 1807. 1 *fl. oder* 16 *Gr.*

Diese Schrift verdient wohl mit allem Recht die Aufmerksamkeit, welche ihr selbst von grofsen Denkern zu Theil wurde. Indem der Verf. das Wort Egoismus auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückführt, und in demselben das individualisirende Princip aller Dinge aufzeigt, vergifst man gerne jenen armseligen Auswuchs ei-

nes verderbten Gemüths, den man gewöhnlich Egoismus nennt, und gegen diesen kann gegenwärtige Schrift ein sehr wirksames Gegengift abgeben.

Walther, über Geburt, Daseyn und Tod. 8. 1807. 12 kr. *oder 3 Gr.*

Man kennt die originelle Manier des Verfassers, womit er, ohne die Eigenthümlichkeit seines Wesens aufzugeben, sich den Geist einer geläuterten Philosophie anzueignen wufste, und auf der von grofsen Denkern eröffneten Bahn muthig fortschreitet. Wer ihn in seinen gröfsern Productionen liebgewonnen, wird auch diese kleine Schrift, welche die wichtigsten Monumente unsers Daseyns umfafst, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

An die, welche über die Kuhpocken Rath und Belehrung wünschen.

Ich erhalte so viele Anfragen über diese neue Sicherungsmethode gegen die Menschenblattern, dafs es mir, bei meinen überhäuften Geschäften unmöglich ist, sie zu beantworten. Ich verweise daher Alle die darüber Rath und Belehrung suchen, an eine Schrift, die alles so gut und besser enthält, als ichs ihnen sagen könnte:

Die Kuhpocken.
Kurzgefafste
Uebersicht
dessen
was wir von der Geschichte, von dem Verlauf und der Wirkung der Kuhpocken glaubwürdig wissen, und was in Berlin angestellte Erfahrungen und Versuche darüber gelehrt haben.
Für Eltern und Nichtärzte.
Nebst
einer vollständigen Beschreibung der Impfungs-Methode
von
J. J. Bremer,
Königl. Hofrath, dirigirendem Impf-Arzt am Königl. Schutz-Blattern-Impfungs-Institut und bestallten Arzt bei dem Königl. grofsen Friedrichs-Waisenhause etc.
Mit einer nach der Natur ausgemahlten Kupfertafel.
Dritte Auflage.
Berlin, 1810. Bei Hande und Spener.

Ich halte dies Buch für das beste, was bis jetzt für Nichtärzte über diesen wichtigen Gegenstand geschrieben ist. Sie finden darin die genaueste Beschreibung der Krankheit, die Vortheile und auch die dagegen gemachten Einwürfe, so dafs sie sich danach selbst bestimmen können. — Und was den Werth dieser Schrift noch mehr erhöht, ist dafs ganz vortrefflich unter Direction Hrn. D. *Berger's* ausgemahlte Kupfer, welches die beste und naturgemäfseste Abbildung der Kuhpocken nach allen Tagen enthält, die bis jetzt erschienen ist, und vorzüglich zur Unterscheidung der ächten von den unächten dienen kann.

(Berlin, den 21. Febr. 1802.)

Dr. *Hufeland.*

Dies von einem der berühmtesten Aerzte Deutschlands gleich nach der Erscheinung der Schrift gefällte, und der zweiten im Jahre 1804 erschienenen Auflage vorgedruckte Urtheil ist die beste Empfehlung für die in dieser Ostermesse erschienene dritte wörtlich abgedruckte Auflage, und als solche, auch dieser wiederum vorgedruckt worden.

Es ist durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands für 14 Gr. geheftet zu bekommen.

Berlin den 30. August 1810. Haude und Spener.

Anzeige
Horns Archiv betreffend.

Von dieser vortrefflichen, mit jedem Bande an innerm Gehalt steigenden Zeitschrift, sind nun des Jahrgangs 1810 1tes bis 5tes, oder die Doppelhefte Januar bis October, in den Händen des Publikums. Das Doppelheft November und December, das im Laufe des Decembers erscheint, schliefst den Jahrgang 1810, so wie den Vierzehnten Band des Neuen Archivs für medizinische Erfahrung; mit diesem Bande hat aber auch das Werk, grade am Ende des 1810ten Jahres, sein *erstes Decennium* durchlebt, und macht *im Ganzen* (die 6 Bände, welche von 1801 bis 1804 erschienen, mit eingerechnet,) eine Folge von 20 Bänden aus. Diese abzuschlie-

ssen, erscheint in der Ostermesse 1811 ein Registerband, unter dem Titel:

Universal-Register zu Horns. Archiv für medicinische Erfahrung von dem Entstehen desselben 1801, bis zum Ende des Jahres 1810, oder über die ersten 20 Bände des Werkes,

auf welches in allen Buchhandlungen vorläufig Bestellung angenommen, und welches den Werth der Sammlung ungemein erhöhen wird, und mit dem Jahre 1811 hebt eine *neue Folge* desselben an, die sich in ihrer äussern Einrichtung von der, die das Journal seit 1809, wo es *regelmässig alle 2 Monate* erschienen ist, bekommen hat, in nichts unterscheiden wird, als dass alle alte Titel wegfallen, und es nur den einfachen

Horns Archiv für medizinische Erfahrung. Jahrgang 1811. Erster Band u. s. w.

den es schon seit 1809 führt, behält.

Es wird dadurch möglich gemacht, mit jedem Jahre als neuer Abonnent einzutreten, und doch immer in jedem Jahrgange ein vollständiges Werk zu besitzen und schon aus diesem Grunde hoffen Herausgeber und Verleger auf fernere kräftige Unterstützung, damit ein Institut, das sich nun schon so lange Jahre den vollen Beifall seines Publikums zu erwerben gewusst hat, sich auch durch neue Jahrzehende erhalten möge.

Denjenigen Interessenten endlich, die sich die Jahrgänge 1809 und 1810, welche

den 9ten 10ten 11ten 12ten 13ten und 14ten Band des *Neuen Archivs für medizinische Erfahrung*,
oder den 6ten 7ten 8ten 9ten 10ten und 11ten Band des *Archivs für praktische Medizin und Clinik*

enthalten, (aber auch ein eigenes Werk für sich bilden,) noch anschaffen möchten, will der Verleger diese 6 Bände, die im Ladenpreise 12 Rtlr. kosten, *wenn sie bei der ihnen zunächst gelegenen Buchhandlung auf den kommenden Jahrgang* 1811 *unterzeichnen*, bis zur Ostermesse 1811, für den äusserst billigen Preis von 7 Rtlr. Preuss. Courant erlassen, wogegen nach der Ostermesse der alte Preis wieder eintritt.

Jede Buchhandlung beliebe daher, bei dem Verlangen eines Exemplars zum herabgesetzten Preise, zu bemerken, ob der Besteller auch für 1811 subscribirt habe?

Berlin im October 1810.

Julius Eduard Hitzig.

Journal
der
ractischen Heilkunde

herausgegeben
von

C. W. Hufeland,

Königl. Preuſs. Staatsrath, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse, wirkl. Leibarzt, erstem Arzt der Charité, Mitglied der Academie der Wissenschaften etc.

und

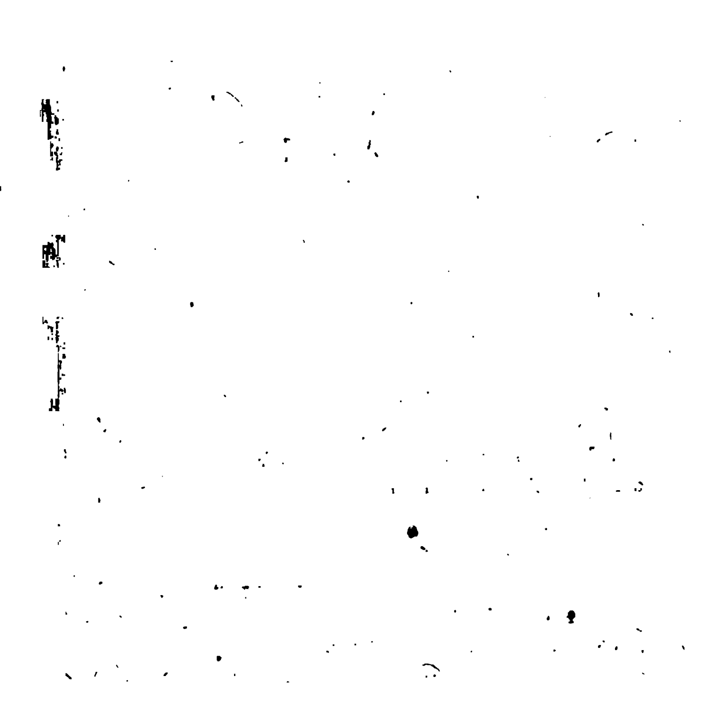
K. Himly,

Professor der Medizin zu Göttingen, Director des klinischen Instituts etc.

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.
Göthe.

XI. Stück. November.
Mit einem Kupfer.

Berlin 1810.
In Commission der Realschul-Buchhandlung.



I.

Die Atmosphäre, in ihren Beziehungen auf den Organismus.

Von dem Herausgeber.

Der wichtigste Gegenstand der physischen Natur für den Arzt ist unstreitig die *Atmosphäre* — dieser Quell des Feuers und des Lebens, dieses Element der ganzen organischen Welt, dieses Luftmeer, auf dessen Boden wir schwimmen, von dessen Daseyn das Daseyn unsers Lebens, so wie von dessen Beschaffenheit die Beschaffenheit desselben, Gesundheit und Krankheit, zunächst abhängen.

Ich brauche nur an die augenblickliche Suspension des Lebensprocesses, die auf Ent-

ziehung der Luft folgt, auf den allgewaltigen Einfluſs der epidemischen Luftconstitution, wodurch den verschiedensten Klassen organischer Körper ein eigner anomaler Karakter, ja eine eigne bestimmte Form des Lebens, aufgedrungen werden kann, und an die auffallende Verschiedenheit der Mortalität und Constitution der Land- und Stadtleute, oder, welches eben das heiſst, der Bewohner der freien und der eingeschlossenen Luft, ja selbst hier noch an den Unterschied der Mortalität in groſsen Städten selbst, je nachdem sie weitläuftig oder eng gebaut sind *), zu erinnern, um zu beweisen, daſs von da aus die Grundbestimmung des organischen Lebens und seiner verschiedenen Zustände ausgeht, und daſs es die erste Pflicht jedes Arztes seyn müsse, sich eine genaue Kenntniſs von der Atmosphäre und ihren Beziehungen auf den Organismus zu verschaffen.

*) Dieſs widerlegt am besten die Meinung, daſs diese groſse Mortalität nur von der Lebensart in den groſsen Städten herrühre, die sich in allen gleich ist. Und dennoch welcher Unterschied der Mortalität in enge- und weitgebauten Städten, z. B. Hamburg und Berlin? die folglich durchaus nur auf Rechnung der reinen oder unreinen Luft kommt.

Die Frage ist nun: Kennen wir dieses wichtige Agens?

Meines Erachtens noch keineswegs. — Die neue Chemie hat uns zwar sie zerlegen, und gewisse einfache Grundstoffe daraus darstellen gelehrt. Aber immer bleibt die Frage: Sind diese Bestandtheile durch die Zerlegung wirklich ausgeschieden, oder dadurch erst entstanden (Educt oder Product)? Und selbst dies zugegeben, heifst das einen Körper kennen lernen, dafs man ihn zerstört, d. h. ihn aus seinem natürlichen Seyn und Leben heraussetzt? Da doch gerade diese Form seines Daseyns es ist, die sein Erscheinen, sein Wirken auf andere, seine Eigenschaften und Kräfte, besonders in der Sphäre der lebenden Natur, bestimmen. — Können wir sagen, dafs wir das Opium kennen, wenn wir wissen, dafs es aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff etc. besteht? — Und endlich, ist denn die Chemie schon geschlossen? Können, ja müssen wir nicht erwarten, dafs das jetzige chemische System wieder durch ein neues über den Haufen geworfen wird, wovon sich in den neuesten Entdekkungen *Davy's* und anderer, schon nicht un-

deutliche Spuren zeigen, und wodurch die jetzt angenommenen Urstoffe aufhören, vielleicht neue an die Stelle treten, und demnach alle unsere Erklärungen und chemische Analysen eine andere Gestalt bekommen?

Wir müssen also chemische Erkenntniſs und medizinische wohl unterscheiden.

Chemische Erkenntniſs heiſst, das Verhalten des Todten zum Todten; medizinische Erkenntniſs aber das Verhalten des Lebendigen oder des Todtscheinenden, als Lebendiges, zum Lebendigen.

Chemische Erkenntniſs, als Erkenntniſs des Todten, kann also keineswegs dem Arzt genügen, dessen ganzes Seyn, Denken und Handeln in der Sphäre des Lebens seyn soll. Ihm ist Erkenntniſs nur die Erkenntniſs des lebendigen Seyns, Influirens und Influirtwerdens eines Dinges. Die Chemie kann ihm hierbei nur als Hülfswissenschaft, zu Herbeischaffung der todten Materialien, dienen.

Es bleibt uns folglich, da wir es nicht mit dem Todten sondern mit dem Lebendigen zu thun haben, auch hier nichts anders übrig, als auf dem Wege des Lebens zu der Erkenntniſs des Gegenstandes zu kommen,

und das heifst, durch das Reagens des lebenden Organismus. Alles ist ja nur in so fern für uns da, als es in die Sphäre unsers Lebens äntritt; denn was heifst sehen und hören und alle sinnliche Erkenntnifs anders, als die Aufnahme der Gegenstände in die Form des Lebens? — Die Reaction oder Afficirbarkeit des Lebendigen, nicht des Todten, ist daher für den Arzt das einzige wahre Prüfungs- und Erkenntnifsmittel der Eigenschaften und feinern Wirkungen der Dinge. Und welches weite, noch lange nicht genug benutzte, Feld der Forschung eröffnet sich uns da! — Nicht blos die gesunde (normale) Reaction des Organismus, sondern die tausendfach veränderte Afficirbarkeit desselben im anomalen, kranken Zustande, wovon jede uns wieder neue Verhältnisse der Dinge aufschliefst. — Nicht blos die gewöhnliche Sinnlichkeit, sondern die feinere durch Krankheit erhöhte oder specifisch modificirte Sensibilität, die als das wichtigste Prüfungsmittel zur Erforschung feinerer Stoffe und Mischungen betrachtet werden mufs.

Wollen wir aber auf diesem Wege gründlich zu Werke gehen, so müssen wir zuerst die Atmosphäre nicht isolirt, sondern in ih-

rer Verbindung mit dem ganzen Naturleben, genetisch, betrachten, sodann erst in ihre Verhältnisse zum besondern organischen Leben eingehen.

In erster Hinsicht stelle ich folgende Sätze auf:

1. Der Erdkörper ist ein Organismus, d. h. ein in sich geschlossenes Ganzes, was eigne Kräfte der Erhaltung und eigne dazu gehörige Organisationen und Operationen in sich vereinigt, die in einer zweckmäfsigen Verbindung und in einem in sich zurücklaufenden Causalzirkel stehen. Wir können diefs ein organisches Leben nennen.

2. Die Grundkräfte dieses Lebens sind die Anziehungskraft, die qualitative (chemische) Affinität, der Magnetismus, Electricismus, Galvanismus, die Wärme, der Einflufs der Sonne des Mondes und der Gestirne.

3. Die Grundoperationen dieses Lebens sind, die tägliche Rotation um die Achse, die jährliche Umlauf um die Sonne, die Entwickelung und Vertheilung der Wärme, die Circulation der Flüssigkeiten von innen nach aufsen und wieder zurück, (ein wahrer Kreislauf) Ebbe und Fluth, die Ausdünstung,

die Niederschlagung, die gasförmigen Umtauschungen und Combinationen der Stoffe in der Atmosphäre, die Crystallisation, die electrischen und vulcanischen Explosionen, als gewaltsame Mittel zur Wiederherstellung des Gleichgewichts.

4. Die Atmosphäre ist nichts anders als das beständige Product dieses Erdenlebens und seiner Verdünstung, die Ansammlung der frei gewordenen, gasförmig dargestellten Stoffe, gleichsam die Continuation der Erde in Gasgestalt — die Region, wo die in dieser Gestalt unbrauchbaren Stoffe neue Verbindungen eingehen und zu neuem Leben umgeschaffen werden, wo die geheimsten schöpferischsten Operationen *), Metamorphosen und Wechselwirkungen, der Umtausch der Naturreiche, der großse Zirkel zwischen Pflanzen- und Thierwelt, vorgehen, und wo allein die Flamme des Lichts und des organischen Lebens glüht.

*) Ich erinnere nur an die Meteorsteine — die man nun wohl allgemein als Producte der Atmosphäre anerkennt und von Anfang an hätte anerkennen sollen — wo aus bloßsen Gasstoffen durch einen electrischen Blitz das feste metallisch-steinigte Concrement erschaffen wird — ein Symbol der Weltschöpfung im Kleinen.

Die Hauptmomente, wodurch der Zustand der Atmosphäre — der sich uns sinnlich, obwohl sehr unvollkommen, als Witterung darstellt — bestimmt wird, würden demnach folgende seyn.

1. Der Einfluſs der Sonne, des Lichts und der Wärme, der dadurch bestimmten Jahreszeiten, und Tageszeiten.

2. Der Einfluſs des Mondes — unstreitig der nächste, und nächst jenen gewiſs der mächtigste Regent der Atmosphäre. Unleugbar sind die Einwirkungen der Mondwechsel auf Witterung, und folglich ihren innern Zustand. Jeder aufmerksame Beobachter weiſs, daſs mit dem Eintritt des zunehmenden Mondes dem Zustand der Atmosphäre Beständigkeit gegeben wird, daſs werdende Wolken oder Ungewitter zerstreut, d. h. wieder in Gas aufgelöset werden, sobald der Vollmond über dem Horizont erscheint, ja das schon gebildete dadurch zerrissen, und in Wind verwandelt werden, welches nichts anders heiſst, als die Funkenelectrizität wird in electrische Ausströmung verwandelt *).

*) Selbst der Einfluſs der Gestirne, ihre Conjunction und Opposition, ist, wie uns Hr. *Haberle* in seiner Meteorologie lehrt, höchstbedeutend. Mit Vergnü-

r Umschwung des Erdkörpers und
s folgende Einfluſs auf die Strö-
er Luft, so gut wie auf die Strö-
s Wassers. — Zum Beweis die Pas-

e Einwirkungen der Wärme, des
ıus, der Electricität.
r Circulationsproceſs des Wassers.
e Verdunstung von der Erdober-
wohl von der organischen als un-
n Welt, sowohl der flüssigen als
standtheile — daher die Ortsver-
eit der Atmosphäre, je nachdem die
ganz unbelebt (Sand, Fels) oder
len Geschöpfen, und hier wieder
mit Vegetabilien, oder Animalien
st, (Unterschied der Land- und
— je nachdem der Boden, die
rschieden ist, Sumpf, Sand, Kalch,

Elevation und Form der Erdober-

ähne ich dieses schätzbaren Werks, was ich
ıdigung meiner Arbeit erhielt, und was für
rzt das höchste Interesse haben muſs, da es
wichtigen und mit der Kenntniſs der Atmo-
so genau verbundenen Gegenstand zuerst
e und wissenschaftliche Principien zurück-

fläche — Unterschied der Luft der Berge und der Thäler — dadurch entstehende Zugwinde, Nebel, chemische Entmischungen und Verderbnisse *).

8. Zufällige, ungewöhnliche, oft gar nicht erkennbare Einflüsse. — Zu den ersten gehören Erdbeben und vulcanische Explosionen, die nicht blos in der Nähe, sondern auf weite Entfernung der Atmosphäre eine höchstbedeutende und lange dauernde Veränderung mittheilen können, wie uns der im Jahre 1783 nach dem Erdbeben von Calabrien den ganzen Sommer anhaltende Höhrauch, und die nachher mehrere Jahre hindurch veränderliche Witterung, am deutlichsten zeigten **). — Zu den letzten gehören Affectionen der Sonne oder Mondsoberfläche, z. E. Zu- oder Abnahme der Sonnen-

*) Ich brauche nur an die Cretins, an die Fexen im Salzburgischen, zu erinnern, diese Halbmenschen, deren Ausartung oder vielmehr gehinderte Entwickelung blos in der Form und Qualität des Bodens und der daher rührenden Luftverderbniſs gegründet ist.

**) Ja es ist die Frage, ob nicht andere artificielle Explosionen, z. B. Kriegsjahre, wo ungeheure Mengen Schieſspulver in die Luft geschossen wird, ebenfalls Einfluſs haben können.

flecken, wodurch höchstbedeutende Verschiedenheiten in dem Einfluſs des Lichts und der Wärme auf die Erde entstehen können, ferner solche Ereignisse, wie z. B. der scharfsinnige *Lichtenberg* eines aufstellte. Es kann nehmlich der Fall eintreten, daſs die Erde im Weltraum gerade die Stelle durchläuft, auf welcher noch wenige Stunden vorher der Mond sich befand, und wo noch Ueberreste der Mondsatmosphäre vorhanden seyn können, die eine plötzliche Einwirkung in die unsrige hervorbringen. Er beobachtete einst einen solchen Moment, den er astronomisch berechnet hatte, genau, und bemerkte in demselben Augenblick eine unerwartete beträchtliche Veränderung der Witterung.

Doch ich habe hier nur allgemeine Winke geben wollen. Mein Hauptzweck ist, die Atmosphäre in Beziehung auf den lebenden Organismus darzustellen, und durch dies Reagens selbst genauer zu erforschen.

Zuerst wollen wir ihren *allgemeinen Einfluſs* betrachten. Er läſst sich auf folgende Punkte bringen.

1. Die atmosphärische Luft ist *das fein-*

ste, geistigste, und unentbehrlichste Nahrungsmittel des organischen Lebens. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel geben nur den todten brennbaren Stoff, dieses weckt erst die Flamme des Lebens Andere Nahrungsmittel können Tage lang fehlen, ohne daſs das Leben aufhört; dieses keine Minute, und eine gänzliche Entziehung desselben bringt unmittelbar, erst die Cessation der Grundfunctionen des Lebens, Blutumlauf und Respiration, und dann des Lebens selbst hervor. Je vollkommener die Respiration einer Thierklasse ist, desto vollkommener und ausgebildeter ist auch ihr Leben. — Von jeher erkannte man dieſs, und nahm an, daſs die atmosphärische Luft ein *pabulum vitae* enthalte. Die neuere Chemie, die ihre Kunst bis zur Luftzerlegung trieb, und sie als eine aus mehrern Stoffen zusammengesetzte Flüssigkeit erkannte, hat diesen lebensnährenden Bestandtheil besonders dargestellt, und ihn *Sauerstoffgas* genannt. — Die Erfahrung bestätigt dies auch vollkommen; je mehr die Atmosphäre Sauerstoffgas enthält, desto energischer ist das Leben, je weniger, desto schwächer und unvollkommener, und eine gänzliche Entziehung des Sauerstoffs macht die Luft zum tödtli-

chen Gifte. — Das Hauptorgan für die Aufnahme dieses Nahrungsmittels ist die Lunge, und die Function, wodurch sie bewirkt wird, die Respiration. Bei jedem Athemzuge wird die in die Lunge gebrachte Luft zerlegt; sie theilt dem Blute Sauerstoff und Wärme mit, nimmt dagegen den aus dem Körper abgeschiedenen Wasserstoff und Kohlenstoff auf, und führt ihn aus. Doch nicht allein in der Lunge, sondern auch auf der ganzen Oberfläche der Haut geschieht durch den Zutritt der Luft eine ähnliche Operation, nur nicht in der Vollkommenheit.

2. Die Luft ist die Hauptquelle der thierischen Wärme. Je vollkommener die Respiration einer Thierklasse ist, desto höher steht auch der Grad ihrer Wärme.

3. Sie begrenzt das Volumen des organischen Körpers, und erhält das Gleichgewicht zwischen den flüssigen und den festen Theilen des Körpers und ihre gleichmäſsige Vertheilung, indem sie auf die ganze Oberfläche des Körpers einen gleichmäſsigen und sehr beträchtlichen Druck äuſsert. Verdünnung der Luft unter der Luftpumpe, auf hohen Bergen, bei Luftreisen in höhere Regio-

nen, bewirkt durch Verminderung dieses gewohnten Gegendruckes Ausdehnung des Blutes, Congestionen desselben nach den schlafferen, weniger resistirenden, Theilen, ja zuletzt ein Austreten und Durchbrechen des Blutes aus den Gefäßsen. Durch völlige Entziehung der Luft unter der Luftpumpe kan diese Ausdehnung der enthaltenen Flüssigkeiten bis zum Zerplatzen des Körpers getrieben werden.

4. Sie ist das Vehiculum der gasförmigen Absonderungen und der gasförmigen, so wie aller in Luft auflösbarer, oder nur durch die Luft möglicher, Mittheilungen, also ein Hauptmedium, wodurch wir mit der Aufsenwelt in Verbindung stehen. Zu dem ersteren gehören die für den Organismus so wichtigen Absonderungen der Haut und der Lungen; zu dem letzteren die Mittheilung der Feuchtigkeit, der Dünste, der chemischen in Luft auflösbaren Stoffe, vieler Contagien, des Schalls. Alle diese Operationen sind ohne Luft entweder gar nicht oder nur unvollkommen möglich, und man sieht hieraus, wie höchst wichtig der verschiedene Zustand derselben und ihrer Bestandtheile

auf Erhaltung und Gebrauch der Gesundheit seyn muſs.

5. Sie bestimmt groſsentheils die qualitative Beschaffenheit der organischen Materie, die chemische Mischung sowohl der festen als der flüssigen Theile. Dies geschieht theils unmittelbar durch directe Entziehung oder Mittheilung constituirender Grundstoffe des Organismus, durch Mittheilung fremdartiger Stoffe etc., theils mittelbar durch die Hemmung oder Beförderung der Secretionen, Veränderungen der Lebensthätigkeit, Wärme, und Circulation.

Die Theile, auf welche die Luft zunächst wirkt, und in denen sich also auch ihre nachtheiligen Einflüsse am stärksten offenbaren, sind: die Augen, die Lunge, die Mundhöhle, der äuſsere Ohrenkanal mit dem Tympanum, die Haut.

Nun kommt es darauf an, die *besondern Eigenschaften* und *organischen Beziehungen* der Atmosphäre zu bestimmen. Hier kommen in Betracht ihre Feuchtigkeit und Trokkenheit, die verschiedene Temperatur, Druck, Bewegung und Ruhe, Reinheit und Unreinheit; chemische Mischung, endemische und

epidemische Constitution. Ein guter praktischer Arzt muſs beständig diese Eigenschaften der Atmosphäre und ihre Veränderungen im Auge behalten, und sie durch Hülfe guter Barometer, Thermometer, Hygrometer, Electrometer, Eudiometer und Anemometer beobachten. Selbst die Beobachtung der Declination der Magnetnadel wird nicht zu vernachlässigen seyn, da offenbar gewisse Revolutionen der Atmosphäre damit in Beziehung stehen. Er wird dadurch in den Stand gesetzt, weit richtigere Blicke in das Wesen des allgemeinen und individuellen Krankheitszustandes zu thun, manche Erscheinungen zu erklären, die ohne Kenntniſs der Atmosphäre unerklärbar sind, und den menschlichen Organismus nicht zu isolirt, sondern in seiner Verbindung mit dem ganzen Organismus der Natur, zu betrachten. Nothwendig müssen daraus die fruchtbarsten Resultate für die genaue Erkenntniſs des thierischen Organismus und dessen richtigere und umfassendere Behandlung entstehen.

Vor allen Dingen will ich hier auf ein Hauptprüfungsmittel der Atmosphäre, und ein darauf gegründetes ganz eigenes Verhältniſs

der-

derselben zum Organismus aufmerksam machen, welches als solches nach meiner Meinung noch lange nicht genug beachtet worden ist, das *Barometer* und das *barometrische Verhältniſs.* Es scheint eine neue Beziehung derselben aufzuschlieſsen, die, wenn mich nicht alles trügt, mit dem inneren Leben dieses Elementes sowohl, als mit dem inneren Leben des Organismus am nächsten verwandt ist.

I.

Die barometrischen Eigenschaften der Atmosphäre in Beziehung auf den Organismus.

Der Druck, den die Atmosphäre auf den menschlichen Körper ausübt, ist sehr beträchtlich. Man hat ihn auf 30,000 Pfund berechnet *). Dieser Druck ist eine höchst wesentliche Bedingung zur Erhaltung des be-

*) Der Beweis ist sehr leicht: Eine Säule der Atmosphäre von 1 Cubikzoll im Durchmesser hält im Barometer oder luftleeren Raume 15 Pfund Quecksilber, das Gleichgewicht, äuſsert also einen Druck von 15 Pfund. Nehmen wir nun an, daſs die Oberfläche eines erwachsenen Menschen 2000 Quadratzoll beträgt, so folgt, daſs die Luftsäule, auf die ganze Oberfläche drückt, 30,000 Pfund schwer ist.

stimmten Gegendrucks des Organismus, und des bestimmten Grades von Ausdehnung und Volumen des Ganzen und besonders der flüssigen Theile gegen die festen, wodurch das Gleichgewicht in ihrer Vertheilung und Bewegung erhalten wird (S. oben). Jede Veränderung darin muſs also von den wichtigsten Folgen seyn.

Wir messen den Druck der Luft durch das Barometer, d. h. durch eine Säule Quecksilber, die einer gleichen Luftsäule in einer luftleeren Röhre das Gleichgewicht hält. Der Mittelstand des Barometers (d. h. der gewöhnliche und dem Organismus angemessenste Druck der Luft) ist von 27 Zoll 10 Linien bis zu 28 Zoll 4 Linien. Was darunter ist, heiſst tiefer Barometerstand, und zeigt zu geringen Luftdruck, was darüber ist, heiſst hoher Barometerstand, und zeigt zu starken Druck der Luft an; der tiefste Punkt, den das Barometer in mittleren Regionen der Erde erreichen kann, ist 27 Zoll, der höchste 29. Man kann nach obiger Berechnung annehmen, daſs jede Veränderung einer Linie im Barometer einen Unterschied des Luftdrucks von 100 Pfund bezeichnet.

Aber hier bitte ich wohl zu unterschei-
Druck und Schwere. Letztere bezieht
blos auf die Masse, bei ersterer kommt
die Kraft in Anschlag.

Gewöhnlich denkt man sich als Ursa-
der barometrischen Veränderungen blos
nderungen der Schwere und Leichtig-
der Luft. Man hält dem gemäfs die
bei einem tiefen Barometerstand für
it, dünn, bei einem hohen für dick und
;er, und die ganze barometrische Beob-
ung der Luft erhält dadurch für den Arzt
sehr eingeschränkte und unvollkommne
utung. — Vieljährige Beobachtung und
denken aber haben mich hierüber ganz
rer Meinung gemacht. Die Ursache des
meterstandes und seiner Veränderungen
zunächst allerdings der *Druck* der At-
phäre. Dieser Druck aber kann durch
erlei Ursachen bestimmt und verändert
len. Einmal durch *Veränderungen der*
vere (der Dichtigkeit) der Atmosphäre,
aher fällt es in hohen Gegenden und
t in niedern, — zweitens aber durch
nderungen ihrer *Expansivkraft* oder
tizität. Vermehrte Expansivkraft der-

selben kann bei ganz unveränderter Schwe-
re das Quecksilber im Barometer stei-
gen, verminderte es fallen machen. Diese
letztere Ursache ist gewiſs weit häufiger der
Grund der Barometer-Veränderungen als die
erstere, und dadurch erhalten die Anzeigen
des Barometers einen weit höhern Grad von
Wichtigkeit und Bedeutung für den Arzt, ja
selbst für den Physiker. Denn was ist nun
die Ursache der Veränderungen der Luft-
elasticität? Nach meiner Meinung die *Luft-
electricität*, der *Magnetismus* und die damit
so genau verbundenen innersten chemischen
Mischungen der Atmosphäre, und hieraus
erhellet, daſs die Anzeigen des Barometers
die nächste Beziehung auf diejenigen Eigen-
schaften der Atmosphäre haben, welche den
bestimmtesten Einfluſs auf den Lebenspro-
zeſs und die Stimmung der Erregbarkeit ha-
ben. Was kann wichtiger für den Arzt seyn?
Ja, ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn
ich behaupte, daſs bei unserer noch so man-
gelhaften Kenntniſs des innern Lebens der
Atmosphäre, das Barometer das wichtigste
Instrument zur Erkenntniſs und Beurtheilung
desselben ist, in so fern sich solches durch ihre

schiedene Elasticität und Spannung gewiſs
meisten ausdrückt.

Meine Gründe für diese Meinung sind
gende.

1) Je klarer und dunstfreier die Luft,
to mehr steigt das Quecksilber, je trüber
ist - und wasserreicher die Atmosphäre,
to mehr fällt das Quecksilber. Dieſs be-
st also, daſs der Druck der Luft bei kla-
Wetter stärker ist, als bei trübem. Dies
n aber keineswegs von der Schwere her-
ten, denn eine dicke dunstvolle Luft
s nothwendig schwerer seyn, als eine kla-
und reine. Die Ursache des Steigens und
ens des Quecksilbers muſs also hier le-
ich in der vermehrten oder verminderten
ansivkraft der Luft gesucht werden, die
lich bei einem klaren, völlig gasificirten
tand der Atmosphäre weit gröſser seyn
s, als da, wo sich die darin enthaltenen
ste dem tropfbaren Zusand nähern.

2) Es ist ein entschiedenes Factum, daſs
bevorstehendem Sturm, Gewitter und
beben das Quecksilber fällt. Es fällt um
iefer, je heftiger diese nchfolgenden Luft-

revolutionen sind, am tiefsten bei bevorstehendem Sturm und Erdbeben. Im letzten Fall kann es 6 — 8 Linien unter seinen gewohnten Standpunkt fallen. Ferner, je näher das Gewitter kommt, desto tiefer fällt es, und oft steigt es nach einer heftigen Blitzexplosion sogleich wieder ein wenig. Diese Erscheinungen können unmöglich von der Schwere der Luft abgeleitet werden, denn diese müſste ja nothwendig zunehmen, wenn eine schwere Gewitterwolke über unserm Haupte steht, das Quecksilber muſste also da am höchsten steigen, und gerade da fällt es am tiefsten. — Und was hat vollends das Erdbeben, welches gewöhnlich bei einer stillen unveränderten Atmosphäre erfolgt, mit der Schwere der Luft zu thun? — Nehmen wir aber auf die veränderte Luftelectricität und die damit verbundenen Veränderungen der Luftelastizität Rücksicht, dann ist die Erklärung leicht.

3. Die Erfahrung lehrt ferner, daſs zu den Zeiten des Aequinoctiums sowohl im Frühjahr, als Herbst immer der Stand des Barometers unbeständig und seine Bedeutung ungewiſs ist. Es ist selbst ins gemeine Leben

gegangen, dafs man zu dieser Zeit den
tergläsern nicht trauen kann. — Nun
sich diefs gar nicht durch die Luftschwe-
rklären, denn schwere Luft mufs allemal
ken und das Quecksilber in die Höhe
en, und umgekehrt.

4. Eben so lehrt die Erfahrung, dafs auch
r jenen Jahreszeiten es Perioden geben
, wo die gewöhnlichen Beziehungen des
meterstandes auf das Wetter nicht zu-
en, und das sind immer Perioden, die sich
h ungewöhnliche Revolutionen in der
oder Atmosphäre (welches nur als eins
etrachten ist) auszeichnen.

5. Gichtpatienten und solche, welche
Geschwüre oder vernarbte Wunden oder
dornen haben, empfinden Schmerzen,
der Stand des Barometers sich schnell
beträchtlich verändert. Die Schmerzen
gen gewöhnlich noch vor den sinnli-
Veränderungen der Atmosphäre (der
erungsveränderungen), genug zu dersel-
Zeit, wo sich das Quecksilber verändert,
es auch gewöhnlich 24 Stunden vor der
ichen Wetterveränderung geschieht. Bei-

derley Erscheinungen sind also homogen, und beziehen sich auf innere imponderable Mischungsveränderungen der Atmosphäre, wovon erst jene Witterungsveränderungen die sinnlich dargestellten Producte sind.

6. Ganz vorzüglich wichtig aber für diese Beziehung des Barometerstandes ist der aufserordentliche Einflufs, den die barometrischen Veränderungen auf die Nerven, ja auf die ganze belebte Faser, äufsern. Im Ganzen bei hohem Stande, sind beide gespannter, reizbarer, bei tiefem, schlaffer, atonischer. — Und dafs dies nicht blos von der Schwere, sondern von der veränderten Luftelastizität herrühre, die sich den Körpern mittheilt, zeigt sich daraus, dafs sich auch in todten Körpern die Elasticität dadurch erhöht und vermindert, wovon Saiten und musikalische Instrumente der beste Beweis sind, die immer schärfer und metallischer bei hohem Barometerstande tönen,

7. Bei sehr beträchtlichem Fallen des Barometers zeigen sich gewöhnlich auch Declinationen der Magnetnadel.

8. Bei einem hohen Barometerstand zeigt die Atmosphäre immer Reinheit, Trocken-

mehr, Sauerstoffgehalt und Electricität;
inem niedrigen ist sie trübe, dunstreich
euchte, weniger oxygenirt und electrisch.

Dies sey genug zum Beweise meines
s und zur Erregung gröfserer Aufmerk-
eit der Aerzte und Naturforscher auf
n Gegenstand.

Nach diesen Ansichten und Erfahrungs-
n lassen sich die Wirkungen des ver-
denen Barometerstandes auf den mensch-
n Organismus folgendergestalt bestim-
:

I. *Eigenschaften und Wirkungen der*
osphäre beim hohen Barometerstand.

Die allgemeinen sinnlichen Wirkungen
: der Schall tönet stärker und metalli-
r — die Witterung ist klar und bestän-
— die Luftströmung von Osten nach
ten — die Electricität ist stärker — die
ıme brennt lebhafter, und so auch das
nische Leben, diese höher potenzirte
ıme.

Ihre Eigenschaften sind demnach fol-
le:

1. Erhöhte Elasticität.

2. Vermehrter Druck.

3. Reinheit, vermehrter Sauerstoffgehalt.

4. Klarheit, vollkommene Gasauflösung.

5. Erhöhte Electricität.

6. Trockenheit.

7. Stetigkeit des Zustandes, Beständigkeit der Witterung, keine Stürme, keine Revolutionen.

Die Wirkungen auf den lebenden Organismus:

1. Die Atmosphäre drückt stärker auf die ganze Oberfläche des Körpers. Dies ist im mäſsigen Grade von dem wohlthätigsten Einfluſs, giebt den festen und auch den flüssigen Theilen mehr Consistenz und Bindung, drängt zugleich das Blut mehr nach den groſsen Gefäſsen und Herzen zu (eine künstliche *Plethora ad Spatium*), wodurch die Reaction des Herzens vermehrt wird. Dadurch also wird nicht nur der Ton, sondern auch die Thätigkeit des ganzen Organismus, und nicht allein das Gefühl, sondern auch der Karakter des Wohlseyns erhöht; am sichtbarsten bei geschwächten Körpern und erschlafften Fasern, wo der vermehrte Luft-

druck die Wirkung einer *Fascia confortativa* oder Einwicklung thut.

Erreicht eben dieser Luftdruck einen zu hohen Grad, dann kann er nachtheilig werden, es kann nämlich aus der zu sehr erhöhten Energie des Organismus, besonders des Blutsystems, ein wirklich sthenischer Zustand und Neigung zu Entzündungskrankheiten hervorgehen; die zu sehr nach Innen gedrängte Blutmasse kann heftige Congestionen in den weniger resistirenden Theilen erzeugen, wodurch Hämorrhagien, besonders Hämorrhoidalbeschwerden, Mutter- und Lungenblutungen, Kopfbeschwerden, Schwindel, Apoplexien entstehen. — Nothwendig werden vollblütige und zu Blutcongestionen geneigte diese Wirkungen am ersten und stärksten erfahren.

2. Die erhöhte Luftelasticität theilt auch der organischen Faser gröſsere Spannung und Elasticität mit — die Grundbedingung der erhöhten Kraft.

3. Der erhöhte Sauerstoffgehalt der Luft bewirkt einen lebhaftern Lebensproceſs, erhöhte Irritabilität, Sanguification, vermehrte Plastik des Bluts, Ueberschuſs an Cruor und

gerinnbarer Lymphe. — Grundbedingungen der entzündlichen Diathesis.

4. Die vermehrte Electricität erhöht ebenfalls die Reizbarkeit und die Reizung.

5. Die Trockenheit befördert alle gasförmigen Secretionen, folglich freiere Ausdünstung, das Hauptmittel gegen Catarrhe, Rheumatismen, Nervenleiden.

Es entsteht demnach bei anhaltendem hohen Barometerstand, immer eine Erhöhung der Vitalität und Reizbarkeit des Organismus, besonders im Blutsystem, welches gleichsam vorherrschend wird, daher im Einzelnen sowohl als im Ganzen der sanguinisch-entzündliche Karakter der Krankheiten herrschend wird. Und es bleibt ewig wahr, was schon *Huxham* (dieser große Kenner der Atmosphäre in ihrer organischen Beziehung) sagt: „Bei anhaltendem hohen Barometerstand kann man immer viel dreister Aderlassen, als beim tiefen.“ — Natürlich muß dieser Karakter auf nervenschwache Personen wohlthätig wirken, sie fühlen sich gestärkt, neubelebt, heiter, ihre Affectionen kommen seltner und schwächer. Doch kann bei zu langer Dauer und bei solchen, wo

der erhöhten Sensibilität eine erhöhte
abilität des Blutsystems verbunden ist,
Reizung zu stark und neue Ursache von
npfen werden.

Nothwendig müssen die Organe, die dem
lufs der Luft am mehrsten ausgesetzt sind,
diese Einwirkung am stärksten empfin-
daher Augen, Mundhöhle, Hals, Lungen.
wegen sind hier Hals- und Lungenent-
lungen so häufig; deswegen leiden die
gensüchtigen auszeichnend; deswegen ist
ei Lungenentzündungen selbst für die
sche Entscheidung wichtig, und ein in
Zeitpunkt der Crise eintretender hoher
meterstand kann durch vermehrte Trok-
heit und Entzündlichkeit in der Lungen-
rfläche die Lösung der Krankheit durch
n hemmen.

II. *Eigenschaften und Wirkungen der*
osphäre bei tiefen Barometerstand.

Wir bemerken als allgemeine sinnliche
nschaften und gleichzeitige Erscheinun-
:

1) Verminderten Druck.

2) Verminderte Elastizität.

3) Verminderte Elektrizität.

4) Verminderte Reinheit, — geringeres Sauerstoffverhältnifs.

5) Verminderte Klarheit — Austritt der Stoffe aus dem Gaszustand — Präcipitation — tropfbarer Zustand, Nebel, Regen.

6) Feuchtigkeit.

7) Mangel der Stetigkeit — Veränderlichkeit der Witterung — Sturm — atmosphärische Revolution.

8) Die Luftströmung mehr westlich.

Die Wirkungen auf den lebenden Organismus sind folgende:

1) Der Ton, die Cohäsionen, die Elastizität der Faser wird vermindert.

2) Eben so die Energie des Lebens, besonders des irritablen Systems.

3) Das Gleichgewicht der flüssigen zu den festen Theilen wird aufgehoben, und das Volumen der erstern durch Ausdehnung vermehrt, daher Congestionen des Bluts nach den schwächern Theilen, die dadurch desto gefährlicher werden, dafs die widerstehende Kraft der Gefäfse vermindert ist: Hämorrhagien, Apoplexien.

{) Es entsteht daher, wenn dieser at-
›härische Zustand anhält, immer herr-
ide Neigung zum asthenischen Krank-
karakter und ein Hervortreten des Ner-
ystems, überwiegende Sensibilität. Daher
n Entzündungskrankheiten, seltene An-
lbarkeit des Aderlasses und gröſsere Vor-
dabei. Hingegen Krämpfe, hypochon-
:he und hysterische Zufälle, Ohnmach-
Nervenfieber häufig, bei langer Dauer
hohem Grade dieses atmospärischen Zu-
des epidemisch. — Menschen von sehr
annter irritabler Constitution, von reiz-
n Lungen, befinden sich besser, hinge-
Menschen von sensibler oder schlaffer
stitution, Hypochondrische, Hysterische,
:chter.

III. *Veränderlichkeit des Barometerstan-
und ihre Wirkungen.*

Jeder schnelle und bedeutende Wechsel
Barometerstandes ist ein höchstwichtiger
nent für den Zustand des Organismus,
undheit und Leben können davon ab-
gen. Er mag nun von hohem zum tiefen
, umgekehrt geschehen, immer kann er
gewaltsamsten Revolutionen im Innern

sowohl im Nerven - als Gefäfssystem hervorbringen, wovon Schlagflüsse, Steckflüsse, Blutstürze, Lähmungen die Folge sind. Daher bemerken wir diese Erscheinungen am häufigsten in den Jahreszeiten, wo diese Veränderlichkeit des Barometerstandes herrschend ist, nach den Aequinoctialzeiten, (November, December, März und April). Daher sind die Climaten die ungesundesten, wo diese Veränderlichkeit gewöhnlich ist. Die organische Natur kann nie einen bestimmten Ton annehmen.

Und auch hier zeigt sich uns die Einheit der organischen und unorganischen Natur. — Ein schnelles, tiefes Fallen des Barometers bedeutet Erdbeben oder Luftbeben (Sturm, Ungewitter), und eben so perniciös ist es in der kleinen Welt, dem Organismus, wo es gleichfalls Revolutionen mit sich führt.

Zum Schlufs erlaube man mir noch einige Bemerkungen über den *atmosphärischen Zustand* der *letzten zwei Decennien* beizufügen.

Sie sind theils factisch, theils hypotheck.

Die factischen sind:

1. In den letzten zwei Decennien bis m Jahre 1807, mehr trübe und wenige hei- e Tage. Genaue Beobachter haben in nchem Jahre nur sechs völlig heitere Tage zählt.

2. Mehr Veränderlichkeit und Irregula- ät in der Witterung, auch nach den Jah- zeiten; kühle Sommer, laue Winter.

3. Häufigere Erdbeben und vulcanische sbrüche.

4. Fast gar keine Nordlichter, und nie n dem strahlenden, den ganzen Himmel hellenden, Glanze, wie wir sie sonst hat- n.

5. Statt dessen mehr Meteore, Feuerku- ln, und Bildung von Meteorsteinen.

Die muthmaſslichen:

1. Sollte nicht das Erdbeben in Cala- en im Jahre 1783, was in dem Jahre der nzen Atmosphäre von Europa den ganzen mmer hindurch eine so sichtbare Verän- rung mittheilte, den Grund zu dieser Um-

stimmung und der Karakteristik derse
durch mehrere Decennien derselben g
haben; oder sind beides nur Cöeffect
ner höher liegenden Influenz?

2. Sollte diese atmosphärische Um
mung nicht in einem Causalnexus stehen,
der auch diese ganze Zeit hindurch ste
gewesenen asthenisch-nervosen Constit
der organischen Welt?

(Die Fortsetsung folgt.)

II.

)as verbesserte Compressorium
n Blutungen der Meningealarterien,

nebst der Abbildung.

Ein Nachtrag zu dem Aufsatze:

h Trepanation erregte Blutungen, ihre Wichtigkeit und die Mittel sie zu beseitigen.

Vom

Hofrath Gräfe,

ntl. Professor der Chirurgie auf der Universität
zu Berlin, und Director des königl. chirurg.
clin. Instituts daselbst etc.

---

zweiten Stück des sieben und zwanzig- Bandes dieser Zeitschrift berücksichtigte lie Gefahr, welche bei Trepanationen ı Verletzung der, unter dem Schädel- hen *gelegenen* Schlagadern entsteht, ich

zählte die Methoden, mit welchen man jener Blutung begegnet, auf, setzte ihre wichtigsten Verhältnisse auseinander, und glaube jeden Arzt von der Wahrheit überzeugt zu haben, dafs für zweckmäfsige Behandlung derselben nicht gesorgt war, und dafs viele unserer Trepanirten ein Opfer des Leichtsinns wurden, mit welchem man jene heilbringende Operation in Hinsicht der bei ihr vorkommenden Blutung unternahm.

Schon die ältesten Aerzte ahndeten das Gewagte der Unternehmung, und gaben sich Mühe, Regeln über den Verlauf jener Schlagadern festzusetzen, sie vermieden vorzüglich die tiefern Stellen des Schädels, um den stärkern Adern auszuweichen. Da die Natur aber in ihren Schöpfungen zu mannigfaltig ist, um stets demselben Wege zu folgen, und da man weder Kugeln noch Säbelhieben eine Richtung zu geben vermag, durch welche sie nur solche Stellen des Schädels zerschmetterten, unter welchen kein bedeutender Arterienzweig läge, der durch sie oder durch die Trepanation verletzt werden könnte, so bleiben obige Regeln nichtig und schränken eine Operation um so viel mehr ein, als sie hülfreicher werden kann. Oft war ich Zeu-

ge, daſs Trepanationen, als letztes Rettungsmittel, unterlassen werden sollten, weil Stellen durchbohrt würden, wo man die Schlagadern fürchtete; ich unternahm sie, und kann mehrere glückliche Fälle aufzählen. Wie viele lebten noch mit uns, wenn das treffliche Heilmittel angewandt worden wäre, wo es am nöthigsten war!

Nur der Wunsch meinen Amtsbrüdern ein Mittel in die Hand zu geben, welches dadurch, daſs es die Gefahr arterieller Blutungen auf eine zweckmäſsige Art beseitigt, die Trepanation sichrer, und allgemein anwendbarer macht, kann mich entschuldigen, daſs ich mit der Bekanntmachung, im Januar 1807, also zu einer Zeit eilte, wo Verwundungen jeder Art durch die verheerende Macht des Krieges, noch häufig zu behandeln waren. Ich beschrieb das Instrument, welches bald nachher in Wien, Göttingen u. a. O. nachgemacht und den Trepanations-Etuis beigelegt wurde, sobald Versuche mir von der Tauglichkeit desselben Beweise gaben, ich beschrieb es aber nicht mit der Ueberzeugung, daſs ich es dem medizinischen Publico als etwas vollendetes geben könnte, sondern mit dem lebhaften Gefühl der mit seiner Anwendung verbun-

denen Mängel. Diese bewogen mich schon in der vorigen Abhandlung Aerzte zur Prüfung, Anwendung und Vervollkommnung dieses Instruments aufzufodern. Mehrere theilten mir ihre Beobachtungen mit, beklagten sich über einige Beschwerden desselben bei der Application, und leiteten mich auf Momente, für welche ich ihnen den verbindlichsten Dank schuldig bin, in so fern ein unpartheiisches Urtheil und ein gegründeter Tadel als erster Schritt zur Besserung betrachtet werden können.

Wie an manchem andern, so habe ich es auch an diesem erfahren, daſs Zeit und öftere Anwendung, theils durch Zufall, theils durch Nachdenken, Vortheile, die Anfangs kaum geahndet wurden, leicht herbeiführen.

Diese theile ich nun in der Aenderung des Compressorii mit, das nach seiner jetzigen Einrichtung den Wünschen des Operateur's in jeder Rücksicht entspricht, denn seine Construction ist, wie seine Anwendung, leicht, einfach und sicher.

Die Mängel des ersten waren: eine sehr zusammengesetzte Bauart, die nur von weni-

Künstlern genau genug ausgeführt wer-
konnte, und einen hohen Preis zur Fol-
atte; ferner war ein nicht gewöhnlicher
l von Behendigkeit nöthig, um die
vammträger, nachdem sie in die Trepan-
ang gesenkt waren, so von einander zu
eben, dafs sie gehörig unter die harte
haut kamen, auch die Nothwendigkeit,
e Schwammträger, wenn die Arterie auch
auf einer Seite blutete, unterzuschieben,
die Anlage zu sichern, war oft bedenk-
. Bluteten endlich *per anastomosin* bei-
nden der Schlagadern und lagen sie im
ie der Trepanöffnung einander nicht ge-
gegen über, so war das Druckwerkzeug
auf einem Ende anwendbar, und das an-
blieb sich überlassen, weil die Schwamm-
r nur in entgegengesetzter Richtung an-
gt werden konnten. So wenig wie in
m Falle schützte es bei Entblöfsungen
Hirns, wo mehr als eine Krone gebraucht
en mufste, weil es blofs für Oefnungen
e, deren Durchmesser die äufserste Ent-
ung von einem Schwammträger zum an-
nicht übertraf.

Bei der gegenwärtigen Einrichtung kann

jeder, nur mäſsig geschickte Künstler, das Instrument fertigen, die Vereinfachung verringert den Preis zugleich bedeutend, und die Anwendung kann schnell und ohne besondere Uebung geschehen, weil der Handgriff eben so kunstlos wie die Construction ist, es paſst für kleine und groſse Trepanöffnungen und leistet dieselben Dienste, auch bei der bedeutendsten Hirnentblöſsung. Da dasselbe nur einen Schwammträger hat, so berührt es den Theil der Hirnhaut allein, der die Arterien einschlieſst, ohne den gegenüber liegenden, wie es beim vorigen der Fall war, zu reizen; bluten mehrere Arterien zugleich, so kann jede durch ein Instrument comprimirt werden; bei dem erstern hingegen war nur ein einziges Werkzeug anwendbar. Endlich ist auch der Vortheil von Bedeutung, daſs die Trepanöffnung gar nicht bedeckt, daſs vorhandenem Extravasate hiedurch ein vollkommner Abfluſs, und dem Wundarzte eine leichte Uebersicht und Behandlung der Wunde gestattet wird.

Wie die in natürlicher Gröſse gelieferte Abbildung (Taf. I.) zeigt, besteht das Instrument aus einer in drei Enden auslaufenden,

etwas gehöhlten Platte (Dreifufs a. a. a.) und einer kleinern (Schwammträger c. c.) auf welcher etwas Schwamm genähet ist, letztere kann, vermöge ihres senkrechten Theils, der hier am sichtbarsten ist, durch die Schraube (d.) von unten nach oben bewegt werden.

Die Anwendung ist folgende: Der Dreifufs wird auf den Schädel und an die Seite der Trepanöffnung gesetzt, an welcher das Gefäfs blutet; nun läfst man den Schwammträger, vermöge der erwähnten Schraube, so tief an den Rand der Oeffnung herunter, als die Stärke des Schädels und der Haut es erfordern, um mit dem horizontalen Theile desselben unter die harte Hirnhaut kommen zu können; sobald dies genau geschehen ist, zieht man das ganze Instrument nach der Seite hin, an welcher es angelegt ist, und bringt auf diese Art den Schwamm mit der zarten Platte so unter den Hirnschädel, dafs blos der senkrechte Rücken derselben und ein unbedeutender Theil des Schwammes gesehen werden kann, (vid. Taf. I.). Liegt der Schwamm nun an dem rechten Orte, so schraubt man die Platte so stark in die Höhe, als es nöthig ist; der passende Grad

des Druckes wird daran erkannt, daſs die Blutung bei dem mindesten Nachlaſs der Schraube sogleich wieder beginnt, diese Regel darf nicht vernachlässigt werden, weil ein zu starker Druck unnöthig ist, und die harte Hirnhaut leicht auf eine nachtheilige Art reizen könnte. So angelegt, sitzt das Instrument fest, belästigt das Gehirn nicht, und stillt die Blutung sicher. Sollte bei der verschiedenen Wölbung des Schädels der Dreifuſs nicht vollkommen anliegen, so hilft man durch Unterlage schicklicher Compressen.

Nur erinnere ich, daſs der Kranke nie ganz auf der Seite liegen darf, an welcher das Compressorium angelegt ist. Wenn er sich auch nach ihr hinbeugt, damit dem Extravasate ein leichterer Abfluſs gestattet wird, so muſs dies doch mit Vorsicht geschehen, und der Kranke einem aufmerksamen Wächter anvertraut seyn *); nach 8 höchstens 16 Stunden stand die Blutung gewöhnlich, und ich konnte ohne Besorgniſs das Compressorium abnehmen.

*) Zwar wird jedes Extravasat, auch ohne günstige Lage des Kopfes, blos durch die Bewegung des Hirns aus der Schädelhöhle gestoſsen, sobald sie geöffnet ist, doch geschieht es leichter und die Trepan-

Wie nothwendig ein ähnliches Verfahren ist, wie zweckwidrig die ältern gegen diese Blutung angewandten Methoden waren, brauche ich hier nicht zu beweisen, da in der frühern Abhandlung ausführlich davon gehandelt ist, auch übergehe ich *ebendeshalb* die Regeln, nach welchen die *dura mater* geöffnet werden muſs, und erwähne weder der Vortheile beim Auffinden des Gefäſses, noch des übrigen nach der Compression nöthigen Verbandes.

Zu meiner Freude fand ich das verbesserte Instrument in Sachsen, wo es zufälliger Weise früher bekannt ward, schon für die neuern chirurgischen Regimentsfeldkästen bestimmt.

Es bleibt, nachdem ich die Mängel des erstern und die Vorzüge des letztern Compressorii auseinander gesetzt habe, nur die genaue Beschreibung desselben noch übrig.

öffnung bleibt reiner, wenn man den Kopf auf die Seite der Oeffnung hinneigen läſst. Nie darf sich aber der Kranke ganz auf die Oeffnung legen, weil die Verbandstücke tiefer hereingedrückt leicht unangenehme Zufälle erregen könnten.

Erklärung der Kupfertafeln.

Taf. I. stellt das stählerne Compressorium zusammengesetzt vor.

In dem entblöfsten Schädel ist eine Trepanöffnung angebracht, damit die Anlage deutlich gesehen werden könne.

a a a. ist eine in drei Enden auslaufende Platte, die ich den Dreifufs nennen will.

b. ist das Hütchen.

c. c. der Schwammträger, dessen horizontale Platte unter den Schädel geschoben ist, so dafs nur noch wenig von ihr sichtbar bleibt.

d. ist die Schraubenmutter.

Taf. II. stellt die einzelnen Theile des Instruments in natürlicher Gröfse geometrisch gezeichnet vor, weshalb ich kein Längenmaafs beizusetzen brauche.

Der Dreifufs. fig. 1.

Er ist an seiner untern Fläche etwas gehöhlt, an seiner obern ein wenig gewölbt, so dafs das Mittel der obern Fläche den höchsten Punkt ausmacht, und die drei Enden sich im gleichen Verhältnifs mit der Entfernung senken. In dem vordern und gröfsern Ausschnitte siehet man bei b. b. einen kleinen kreisförmigen Vorsprung, auf diesem ist das Hütchen (vid. Taf. I. b.) befestigt, er hat eine genaue viereckige Oeffnung a. um den Schwammträger hindurch zu lassen, und zwei kleine runde Löcher, durch welche die Schrauben gehen, vermöge welcher das Hütchen befestigt wird.

Das Hütchen. fig. 2. a. g.

Dies ist ein Cylinder, der an seinem untern Ende einen Absatz a. b. hat, um Raum

für die Muttern der beiden Schrauben zu geben, die ihn befestigen und die man hier von a bis b. punktirt sieht.

Dies Hütchen ist außerdem in seiner ganzen Länge durchbohrt, der Durchmesser dieses runden Kanals richtet sich nach der Gröſse der Figur 1. bei a. angebrachten viereckigten Oeffnung, denn ein Stift, der genau in jene paſst, muſs auch durch diesen geführt werden können Das übrige der zweiten Figur zeigt, wie das Hütchen vermöge der Schrauben c. c. an den Dreifuſs d. d. befestiget ist, wie der Schwammträger e. e. durch beide hindurch geht, und wie die Mutter g. f.. auf ihn wirken kann.

Der Schwammträger. fig. 3. 4. 5.

Besteht (fig. 3.) aus der horizontalen Platte a., die man hier blos im Profil sieht, und dem senkrechten Stifte b. c. Erstere ist durch fig. 5. in ihrer wahren Gröſse abgebildet, wo man sie von kleinen Löchern durchbohrt sieht, die mit einer zarten Furche verbunden sind, in welcher der Faden verborgen liegt, der zur Befestigung des Schwammes dient. Fig 3. sieht man bei a. den aufgenähten dünnen Schwamm im Profil. Die Platte muſs so dünn als möglich gearbeitet seyn, doch einer mäſsigen Kraft der Schraube, durch die sie angezogen wird, widerstehen können.

Der senkrechte Stift fängt mit einem Absatze, der zur gröſsern Festigkeit des Ganzen dient, an, fig. 4. a. b., er macht mit der horizontalen Platte fast einen rechten Winkel. Sie muſs nämlich so gebogen seyn, daſs

sie mit der Beugung des ganzen Instruments parallel bleibt.

In der Mitte jenes Absatzes erhebt sich der eigentliche Stift, der fig. 4. von c. bis d. genau viereckig ist und streng in die Oeffnung fig. 1. a. pafst, damit seine Platte nicht wanken könne.

Von d. bis e. hat der Stift ein Schraubengewinde, welches in

Die Mutter fig. 6.

gebracht wird, um, wie es durch die Verbindung in der 2ten Figur deutlich wird, die horizontale Platte willkührlich heben und senken zu können.

Die zwei Schrauben fig. 7.

werden durch die beiden Oeffnungen fig. 1. bei b. b. gebracht, um das Hütchen an dem Dreifufs fest zu halten, wie fig. 2. c. c. zeigt.

Will man das Instrument zusammen setzen, so geschieht dies auf folgende Art: Man setzt das Hütchen auf den kreisförmigen Vorsprung des Dreifufses, und befestiget es auf denselben durch zwei von unten angebrachte Schrauben; hierauf bringt man den Stift des Schwammträgers so in die viereckige Oeffnung des Dreifufses, dafs die horizontale Platte unter den Punkt des Dreifufses zu liegen kömmt, in welchem sich seine drei Enden vereinigen (vid. fig. 1. c.) nun stöfst man den Stift durch das Hütchen hindurch, bringt die Mutter auf das Schraubengewinde, und ist so zur Application bereit.

III.

Die
Zeit- und Volks-Krankheiten 1809
in und um Regensburg beobachtet

von

Dr. Jac. Schäffer,
fürstlich Thurn- und Taxischem Leibarzte und
Geheimenrathe.

Januarius.

Die erste Woche dieses Jahrs war ziemlich kalt und trocken: am 7ten sogar 13 Grade unter dem Gefrierpunkte: am 8ten regnete es, am 9ten trat Thauwetter ein, welches bis den 15ten währte, worauf wieder bittre Kälte von 16°, 18°, einfiel: den 21sten kam viel Schnee mit Regen und Thauwetter, das den 26sten so allgemein war, daſs der *Stoſs* (Eisgang) in der Donau mobil gemacht wurde;

wodurch den 27sten und 28sten das Wasser an einigen Stellen so hoch als 1784 anschwoll und Ueberschwemmung und unsäglichen Schaden an Brücken und Häusern überall anrichtete. Zum Glück aber für die nahen und fernen Ufer Bewohner fing die Donau schon am 29sten an zu fallen, und war am 4ten Februar wieder in ihrem Rinnsaal oder Flußbett. — Kein Wunder also, daſs die *rheumatischen* und *katarrhalischen Krankheits-Formen* an der Tagesordnung waren: jene erschienen unter *rheumatischen Ophthalmien, arthritischen, ischiatischen*, auch *podagrischen Schmerzen*, mitunter auch unter *Kardialgien, Koliken* und *Hämorrhoidalkrämpfen*: diese hatten *Husten, Halsweh*, sparsam aber *Peripneumonieen* im Gefolge. Selten sah man *Rothlaufe* am Kopf und an den Beinen: *Schlagflüſse* bei Greisen, und *Mutterblutflüsse*. Eben so selten beobachtete man hie und da ein *kaltes Fieber*, dessen Gang aber meistens irregulär war. Bei Kindern, die nahe am Wasser wohnten, kamen gegen das Ende häufige Diarrhöen vor, welche von der Ueberschwemmung und von dem zu frühen Wiederbeziehen der noch nicht ausgetrockneten Zimmer gröſstentheils herrührten: auch

wur-

en einige mit *falschen Pocken* befallen.
ei einem an der *Darmgicht* sehr bedenk-
Erkrankten, der 56 Jahre, nie aber ei-
Leibschaden hatte, erzeigten sich wie-
olte Gaben von Calomel mit etwas Opium
Rheum sehr wohlthätig, sie stillten die
me des Brechens, der Koliken etc. und
chafften mit Beihülfe der Klystiere von
öl mit *Laud. liq.* nach und nach wieder
l-Ausleerungen. Merkwürdig ist hiebei,
der oft mehrere Tage fortgesetzte Ge-
ich des Calomels demohngeachtet nur
n Erscheinungen von Speichelfluſs hin-
iſst. Die Ursache hievon liegt wohl in
vicariirenden Thätigkeiten der Systeme
Organe. — Einem jungen zärtlichen
chen, das einige Anlage zur Bleich-
it, mehr aber zur Hysterie *) hatte, be-

*) Zwischen der Bleichsucht und Hysterie findet ein
wesentlicher Unterschied statt, indem Ursache und
Heilmethode bei beiden sehr von einander abweichen.
In der Chlorose beruht der Grund auf der schlaf-
en Muskularfaser und da herrührendem wässerich-
en Blute; in der Hysterie liegt fehlerhafte Sensibi-
ität zum Grunde. Dort heilen Eisen und bittre
Mittel, hier *Liq. C. C. Succin. Castor. etc.* die Ehe-
Bleichsüchtige hingegen haben sogar oft Abscheu vor
Geschlechts-Befriedigung.

kamen die kalten, trocknen Tage sehr
radical aber wurde sie durch eine ehel
Verbindung von den Nerven- und Mu
zufällen, wie es scheint, für immer ge
weil sich dieses junge Weib unverbess
wohl in der ersten Schwangerschaft b
det. — Sehr oft sah ich bei reizbaren
chen, welche vorzüglich in den Augenl
ken der nahen Periode, oder bei ander
ringen Veranlassungen die heftigsten an C
vulsionen gränzenden Krämpfe bekamen,
se erhöhte Sensibilität oder das aus sei
Schranken getretene Contractions-Vermö
durch *Liq. C. C. Succin.*, *Ess. Castor.*,
foetid., *Laud. liq.* etc. stillen, selten
ganz heilen, als bis diese zärtlichen Ges
pfe Weiber oder Mütter wurden, wo
diese allgemeine Nervenbeweglichkeit in
mehr abnahm, je öfter sie in die Wo
kamen, ja bei einigen, welche den V
dienst eifrig trieben, ganz und auf i
vergehen. Diese Erscheinung läſst sich
dadurch am befriedigendsten erklären,
diese allgemeine Reizbarkeit im Ehe
auf ein einzelnes Organ, auf das der
schlechtstheile übertragen und besch
wird. Leider! aber ist bei einigen so

jungen Weibern die Mutter mit einem unbändigen, nie zu ersättigenden wilden Thier zu vergleichen, das sich über alle Schamhaftigkeit hinaus setzt, bis ein zu früh herbei geführtes schwächliches Alter, oder häfsliche Krankheiten und körperliche Leiden die so lange schlafende Vernunft wieder wecken, und mit Verwünschungen auf diese zu sinnlich durchlebten Jahre reuevoll zurück zu blikken, die traurige Veranlassung geben. Viele dieser Unglücklichen sah ich am schmerzvollsten Mutterkrebs lange Zeit leiden und martervoll sterben!

Von 53 behandelten Kranken entrifs mir der Tod einen 72 jährigen pensionirten Reitknecht, welcher im spätern Alter Curiersdienste verrichtete, am *Marasmo senili.* Er klagte in den letzten zwölf Wochen blos über Entkräftung, über verminderten Appetit, Schlaf etc., hatte dabei kein Fieber, sondern zuweilen beschwerliches Athmen, jedoch ohne asthmatische oder hydropische Erscheinungen, obschon sein Lungenorgan durch die vielen, anhaltenden und oft sehr schnellen Ritte partiell geschwächt worden war. Sein Tod war ein sanftes Entschlum-

mern. — Mein zweiter Verstorbener war ein 77 jähriger Riemer-Meister, der bis in sein hohes Alter immer gesund, thätig und von rühriger fester Leibesconstitution war, bis er drei Wochen vor seinem Ende über Schmerzen an seinem rechten Fuſs und dessen Zehen klagte. Der herbei gerufene sehr erfahrne Wundarzt, erkannte gleich den *kalten Brand* des Alten, machte aromatische Weinumschläge und gab innerlich China mit Opium in reichen Gaben, weil hier die Krankheit nicht örtlich, sondern allgemein, mithin vorzüglich nur durch innerliche Mittel zu behandeln war. Dem ohngeachtet fand ich den Kranken äuſserst matt, mit kleinem schnellem Pulsschlag und noch bei guter Eſslust. Vor Schwäche konnte er das Bett nicht mehr verlassen, in welchem er immer schlummerte und im Schlaf irre sprach. Das ganze Bein war wie der Fuſs trocken, schwarzbraun, wie Mumie, und selbst beim derben Befühlen ohne Empfindung: die Zehen allein schmerzten, ohne zu eitern. Die durchdringendsten Reizmittel mit permanenten abgewechselt, vermochten hier nichts mehr. Zwey Tage vor dem Tode wurde der Kranke mit dem wahren Kinnbackenzwang befallen, so

dafs er unverständlich sprach und die Zähne nicht im mindesten mehr von einander bringen konnte.

Februarius.

Die Zahl meiner Behandelten belief sich auf 66, von denen ich einen 83 jährigen Greis an *Altersschwäche*, zu welcher sich in den letzten Lebenstagen Schlafsucht und Apoplexie gesellte: und einen 6 jährigen Jungen am innern *Wasserkopf* verlor, dessen Kranken- und Sections-Bericht ich hernach erzählen werde. — Die herrschende Constitution blieb *rheumatisch-entzündlich*, und mitunter auch *rheumatisch-gastrisch.* Es kamen daher nicht allein *Brustfieber*, hartnäckige *rheumatische Beschwerden* in einzelnen Gliedmafsen und Theilen, sondern auch *Diarrhöen* von *Koliken* begleitet, mit *gallichtem Erbrechen* vor, wobei sich Leibschäden, wenn sich solche vorfanden, gar gerne einklemmten. Bei einer 36 jährigen Frau, welche bereits alle bedenklichen Zufälle einer *hernia incarcerata* im hohen Grade hatte, als heftige Schmerzen *) im hervorgetretenen Bruch,

*) Eingeklemmte Brüche überzeugen uns am Krankenbette täglich, dafs Sensibilität und Irritabilität

hartnäckige Leibesverstopfung, stinkendes Erbrechen etc. half das Auftropfen des Vitriolathers zur glücklichen Reposition nicht wenig. — Bei andern, besonders jungen Subjecten waren die *Lungenentzündungen* nicht selten, welche zuweilen mit, zuweilen auch ohne Blutabziehen blos mit kühlenden, gelind abführenden Mitteln, meistens schon am siebenten Tage entschieden waren. — *Husten* und *Catarrhe* herrschten den ganzen Februar über, wozu die abwechselnde Witterung dieses und die große Ueberschwemmung am Ende des vergangenen Monats nicht wenig beitrugen. — *Mutterblutflüsse* ohne Schwangerschaft, *Magenkrämpfe* und *falsche Pocken* kamen auch mitunter vor. Einzelne *rheumatische Fieber* quälten manchen Kranken Wochen lang: eine 56 jährige Bäcker-

nicht immer sich entgegen gesetzte Pole sind, daß nicht der eine steigt, wenn der andre fällt, weil beide im hohen Grade bei dieser Krankheit sich thätig erweisen. Schmerz, wie Muskularkraft, äussern ihr gleichzeitiges Daseyn durch erhöhte Empfindung, jener, wie diese, durch Erbrechen und leichte Zuckungen. Da der Muskel sein *impetum faciens* sein Bewegungsvermögen vom Nerv allein erhält, so ist es auch nicht zu begreifen, wie diese zwei Systeme, das muskular und nervöse, sich stets entgegen gesetzt seyn sollen und können.

au wurde zuerst mit einem hitzigen Fluss-
eber befallen, das allmählig in ein chroni-
:hes überging, wobei der ganze linke Arm
s' an die Fingerspitzen so anschwoll und
:hmerzte, daſs sie solchen viele Wochen in
er Schlinge tragen muſste, und nach Ver-
uf einiger Monate erst wieder im Stande
ar, mit diesen fast erstarrten Gliedmaſsen
le sonst gemachten häuslichen Verrichtun-
n zu besorgen.

Die Witterung war Anfangs schön und
inahe warm; dann kalt und naſs: hierauf
:eder lau; am 23sten und 24sten fror es
ächtig, worauf viel Schnee fiel, der aber
ı 27sten und 28sten zu Wasser schmolz.

Die Krankengeschichte meines an der
'assersucht in den innern Hirnhöhlen Ver-
orbenen ist folgende. Die Eltern eines
jährigen mit vielen Geistesanlagen ausge-
ttteten, überhaupt viel Gutes versprechen-
n Jungen, bemerkten seit einigen Wochen
ihm Zurückgezogenheit und Stille. Als
h am 4ten Febr. zu ihm gerufen wurde,
ır er bettlägrig und hatte Fieber, verlorne
slust, Kopfweh, unruhige schlaflose Nächte
ıd konnte nicht uriniren. Da ich die Harn-

blase nicht angetrieben, in des kleinen Kranken Blick aber etwas Verstörtes, erweiterte Pupillen und lallende Sprache bemerkte, so gab ich ungesäumt von *Calomel*, *Sacchar. alb.* *ana gr. x. Tartar. emet. gr. j. M. et div. in III. part. aeq. S. Alle drei Stunden ein halbes Paquet.* Demohngeachtet stiegen die Symptome eines innern Wasserkopfes mit jedem Tage mehr, ohnerachtet mit reichen Gaben des Calomels auch Einreibungen der flüchtigen mit etwas Mercurial-Salbe versetzt in den Rückgrat, und flüchtige Reizmittel, als *Tinct. digit. aether.*, *Liq. C. C. Succin.*, *Tinctur. Cantharid.*, *Blasenpflaster etc.* verbunden wurden. Die Betäubung nahm stündlich mehr mit dem Zähneknirschen, dem Aufschreien und Schielen zu, die Kopfkraisen wurden stärker, die Sprache ganz unverständlich. Am 9ten fing er zu röcheln an hatte dabei immer noch gleichen, wiewohl sehr langsamen Pulsschlag und verschied um 10 Uhr Abends. Den Leichnam fand ich nicht sonderlich abgemagert, weil der Gang dieser Hirnhöhlen-Wassersucht rasch verlief. Nachdem der Hirnschädel abgenommen worden war, strotzten die Blutgefäfse

vom-Blut und die Ventrikeln enthielten einige Unzen helles reines Wasser.

Martius.

Die Witterung war sehr veränderlich, nur darinnen nicht, daſs sie beständig naſs-kalt blieb. Es gab Schnee, zuweilen auch Regen und nicht viel Wind: am 21sten trat der erste Frühlingstag ein, dem aber bald wieder kalte Tage folgten. Es blieb daher die *rheumatisch-katarrhalische Constitution* die herrschende, welche ihr Dasein durch *Husten, Seitenstiche, Koliken, Gliederschmerzen* etc. äuſserte. Auch kamen am Ende einige vom *kalten Fieber* Befallene vor. Ueberhaupt würkte diese rauhe, alle Wärme dem Körper schnell entziehende Witterung, auf das Hautorgan, auf Lungen und Nerven ein und begünstigte daher *Rothlaufe, Brustkrankheiten*, als *Blutspeien, Lungensuchten* etc.; und *Nervenschwäche*, als *Schlagflüsse* etc. ungemein sparsam kam auch hie und da die *Gelbsucht* vor. Von 72 Kranken verlor ich in diesem Monat vier: nämlich einen 43jährigen Landmann, der Anfangs mit einem Wechselfieber befallen worden war, das vernachlässiget wurde und in ein anhaltendes ner-

vöses überging, welches ihn zögernd — am 24sten Tag der Krankheit dennoch tödtete. — Rascher folgte der Tod bei einem fünfvierteljährigen Jungen, welcher am 3ten mit Husten und catarrhalischen Zufällen befallen, und denen täglich wiederholte Klystiere, nebst *Liq. ol. Sylv. Scr. j Elix. pector. reg. Dan. Scr. ij Syr. Papav. rh. unc. j* und ein paar Tage nachher, als das Gemeingefühl zu leiden anfing, ein paar Grane Kampfer nebst etwas Moschus mit so scheinbar gutem Erfolg entgegen gesetzt wurden, dafs alles zur schnellen Besserung überzugehen schien. Am 9ten aber äusserten sich Neigungen zum Brechen, das man durch einige Grane Brechwurzel mit Huxham-Wein zur Wirklichkeit bringen wollte. Diese Mittel machten aber den erwarteten Effect nicht, sondern leerten nach unten einige grüne, sehr stinkende Unreinigkeiten aus. Am folgenden Tage fanden sich stille oder Kopffraisen ein, welche am 13ten in die schreienden übergingen und ohnerachtet der thätigsten Hülfe am Mittage mit dem Tode sich endeten. Die Leiche zu öffnen würde mir nicht gestattet: wahrscheinlich aber wurde Entzündung mit Wasser-Anhäufung in den Hirnhöhlen sich vorgefun-

den haben. — Mein dritter Todter war ein 69 jähriger Hofmedicus, welcher vor drei Jahren zum erstenmal vom Schlag gerührt, sich zwar allmählig wieder erholte, nur blieben die Organe des Augenlichtes und der Sprache seit dieser Zeit sehr geschwächt. In der Nacht von dem 23ten auf den 24sten wurde er von einer neuen Lähmung der rechten Seite befallen, wobei seine Lungen vorzüglich mitlitten, weil er oft Husten und Schleimrasseln, aber ohne Auswurf, und nachher Schmerzen in der Seite, wie beim Seitenstich bekam, gegen welchen ein Blasenpflaster keine Linderung schaffte. Ich dachte wohl an eine Aderlafs, liefs solche aber nicht vornehmen, weil ich sehr selten gute Wirkung in Schlagflüssen davon sah und der Puls sie nicht erheischte; dem ohngeachtet war der Kranke am 27sten nach Mitternacht schon eine Leiche.

Der gröfste schmerzlichste Verlust, den ich in diesem Monat erlitt, war meine mir unvergefsliche Gattin, welche mir der Tod am 28sten zwar nicht unerwartet, aber für mich immer viel zu früh entrifs. Denn die Verewigte nährte seit ihrer ersten Schwan-

gerschaft und nach deren zögernden Entbindung 1777, den Keim der letzten Krankheit und des Todes bei sich, indem sie seit diesen ersten Wochen einen sehr überhängenden und widernatürlich dicken Unterleib behielt. Jugendkraft aber kämpfte mit dem Uebel viele Jahre, und schien es zu beschwichtigen, bis endlich vor zehn Jahren diese Verhärtungen im Unterleibe unverkennbar wurden, denen sich bei der geringsten Bewegung ein beschwerliches Athmen und Wochen lang anhaltender trockner Husten im Früh- und Spätjahr zugesellten. Bei diesem hervorstechenden Leiden des reproductiven Systems mufsten natürlich Unordnungen in der Verdauung, sichtbare Abnahme der Kräfte mit allmähliger Abmagerung herbei geführt werden. Die Kunst blieb freilich nicht unthätig gegen diesen drohenden Feind und zweckmäfsige Heilmittel aller Art wurden ihm mit nicht unverkennbarem gutem Erfolg entgegengesetzt. Besonders gut bekamen die Sommermonate, welche seit vielen Jahren auf einer benachbarten Donau-Insel zugebracht wurden. Von dem Genufs der heitern Landluft gestärkt, bezog sie auch das letzte Spätjahr wieder die nahe Stadt, klagte

aber ungleich mehr über Beengungen und Kräfte-Abnahme während des verflossenen rauhen und langen Winters, wodurch das Treppensteigen fast unmöglich gemacht und die Abmagerung täglich sichtbarer wurde: nur Efslust und Schlaf erhielten sich noch bis Anfang dieses Monates, wo sie leider! auch abzunehmen anfingen, und Schlaflosigkeit sich dem Sticken im Liegen und dem Zehrfieber anreihten, wodurch die Krankheit äufserst wichtig und schnell verlaufend wurde. „Gott! nur nicht Ersticken," war oft in der Nacht der fromme Ausruf dieser stillen Dulderin, und der Allgütige erfüllte auch diesen Wunsch; ein anhaltendes Schlummern, leises Aufschrecken und leichte Phantasieen — die gewöhnlichen Erscheinungen bei Brust-Extravasaten — versüfsten die letzten vier Tage ihr Leiden, indem sie beim Erwachen die Umstehenden versicherte, recht gut geschlafen zu haben, und über nichts als Schwäche klagte, welche auch die besten Weine und flüchtigen Reizmittel nicht mehr beseitigen konnten. Ruhig, und fast unbemerkt schlummerte sie sanft in ein besseres Leben hinüber, sie, die für mich so viel war und so viel wirkte, weil meine Berufsgeschäfte

mich oft Jahre lang und die meisten Sommermonate von meinem häuslichen Zirkel entfernt hielten! — In der Scheidewand der Lungenflügel (*Mediastinum*) fand sich eine beträchtliche After-Organisation vor, welche mehr als drei Pfund trübe, geruchlose Feuchtigkeit enthielt, in welcher viele fette, runde Körperchen, von der Größe einer Erbse bis zu der einer Flinten- und Kartätschen-Kugel herum schwammen und gelbem Hafner-Thon glichen. Die innere Fläche dieses erweiterten Sackes war hart anzufühlen und mit einer steinartigen Masse überzogen und gleichsam aufgepflastert. Durch diese widernatürliche Ausdehnung wurde vorzüglich der linke Lungenflügel sehr gegen das Rückgrat gepreßt, so wie das Herz gegen die rechte Seite hin, wodurch sich die große Kurzathmigkeit, und das mit jedem Jahre sich mehrende Asthmatische, wobei der Rükken sich immer mehr wölbte und hervorragte, erklären läßt. — Auch im Unterleibe fand sich der rechte Eierstock (*Ovarium* *)

*) *Hippokrates* scheint wenigstens in diesem vorliegenden Falle recht zu haben, wenn er behauptet, daß im rechten Eierstocke die männlichen und im linken die weiblichen Ovula sich befänden. Nur der

widernatürlich erweitert, vergrößert und merklich verhärtet: es enthielt derselbe gegen zwei Pfund braune geruchlose Feuchtigkeit, auch hie und da Wasserblasen.

April.

Auch in diesem Monat blieb die *katarrhalisch-rheumatische Constitution* die herrschende, daher klagten die Kranken über *Husten*, *Stechen in der Seite*, *Brustweh*, selten aber mit Blutauswurf begleitet. *Nerven-* auch *Wechsel-Fieber* kamen selten vor; mit dem letzten waren viele bei uns einquartirte Franzosen befallen. Die *Gicht-Kranken* hatten heftige und hartnäckige Anfälle: zarte Kinder litten häufig an *katarrhalischen Beschwerden*, wozu sich allezeit das hierdurch erweckte und übereilte Zahngeschäft gesellte, welches öfters *Convulsionen* und *Hirnentzündungen* im Gefolge hatte. — *Hysterische* und andre *Nerven-Anfälle* kamen in diesem Monat sehr oft vor, besonders *Magenkrämpfe*, *spastische Koliken*, *Mutterblut-*

Erstgebohrne war ein Junge, die nachfolgenden drei Kinder waren weiblichen Geschlechts, weil das rechte Ovarium nach der ersten Schwangerschaft erkrankt, das linke aber fehlerfrei war.

stürze. Wenn auch Entbindungen und Wochenbette bei Wöchnerinnen glücklich verliefen, so starben doch mehrere Kinder in den ersten Tagen ihres Lebens ohne bestimmte Krankheits-Formen! — Ueberhaupt mehrte sich die Zahl der Kranken gegen die Mitte bis zum Ende dieses für Regensburg unvergeſslichen traurigen Monates sehr, wozu die Lasten der Einquartirungen, heftige Gemüthsunruhen, bange Furcht in Erwartung schrecklicher Dinge für den ruhigen Einwohner, das Beschieſsen und die gewaltsame Einnahme der Stadt, der Brand in derselben und die Plünderung der Sieger am 23sten und 24sten das meiste beitrugen. Von 78 Kranken verlor ich *fünf: zwei* vom Schlag gerührte machten den Anfang: ein 66jähriger Arzt und ein 77jähriger pensionirter Hof-Musikus: bei diesem traf der Schlagfluſs zuerst das Lungenorgan und tödete am 4ten Tag: bei jenem wurde der Magen damit befallen und am 5ten war er eine Leiche: beide behielten die Geistesgegenwart bis beinahe zum letzten Hauch ihres Lebens. Jahre lang vorher sagte sich diese Krankheit bei meinem Kollegen durch vorübergehende Krämpfe in der Herzgrube, geschwächte Verdauung, vorüber-

übergehende Erscheinungen der Gelbsucht etc. an, die sich endlich mit gänzlicher Lähmung des *Nervi cardiac.* und des gänzlichen *Semilunas* tödtlich endete. — Bei dem zweiten ging dieser partielle Nervenschlag zuerst von den Lungen aus: er hustete und röchelte viel, brachte aber keinen Schleim-Auswurf zu Stande und schlummerte so bei voller Gegenwart in das Grab hin. — Wenn solche partielle Nervenschwächen nicht mehr beseitiget werden können, so entstehen zuerst in jenen Organen nach welchen die kranken Nerven hingehen, Unordnungen und Beschwerden. Bald aber kommen Zerrüttungen höherer Art zum Vorschein, das ganze Nervensystem wird mehr oder minder damit ergriffen, und das Leben hört mit Sensibilität, Irritabilität und zuletzt mit Productivität wieder auf, so wie es durch diese Abstufungen in rückgängiger Ordnung den Anfang nahm. — Meinen *dritten* 57 Jahre alt gewordenen Todten verlor ich am 13ten an einem bösartigen *Nervenfieber.* Auch er litt früher an wiederholten regelmäſsigen Gichtanfällen, die aber immer unordentlicher und seltner wurden, als er das 54te Jahr zurückgelegt hatte: dafür äuſserte sich bei ihm eine allgemeine

Schwäche in den Verdauungsorganen mit gänzlich verlorner Eſslust: seine Muscularkraft schwand dabei so zusehends, daſs er nicht nur merklich abmagerte, sondern das Bett nicht mehr verlassen konnte. Mitunter äuſserten sich herumziehende Gicht-Schmerzen, die bald das Knie, bald die Füſse befielen, nie aber lange anhielten, oder Röthe und Geschwulst zu Begleitern hatten, obschon diese leidende Theile sorgfältig mit Semmehl bestreut, in Wachstafft eingewickelt und gedunstet wurden. Im Anfang dieses Monats wurde er mit äuſserster Entkräftung, leichten Phantasiren etc. befallen, und obschon Valeriana, Naphth. Vitriol. Kampfer, Moschus, Blasenpflaster etc. diesem Nervenfieber sogleich in reichen Gaben entgegengesetzt worden, so ging solches bei diesem abgeschwächten Subject doch bald in einen wahren Typhus über, der am 13ten dieses mit dem Tod endete. — Einen *anderthalbjährigen Jungen* verlor ich am 7ten Tage an einer *Hirnentzündung* mit *Ergieſsung* von *Wasser* in die *Hirnkammern*, ohnerachtet der gleich im Anfang der Krankheit reichlich angewandten Quecksilbermittel. — Mein *fünfter Todter* war endlich ein Mädchen von 12 Jahren

das am 29sten Januar aus Unvorsichtigkeit einen Soldaten, welcher sein Gewehr vor sich hinhaltend putzte, in das Bajonett lief und sich solches unter der rechten Orbita hinein, und schief gegen die Nasenwurzel wieder heraus stiefs. Sie fiel durch den dadurch verursachten Stofs auf die linke Seite, und wurde ganz betäubt und fast sinnlos in die nahe elterliche Wohnung gebracht. Als der erste Schrecken vorüber war, fing die Wunde stark zu bluten an, wobei gegen ein Pfund Blut verlohren ging. Als ich ein paar Tage später, als dieser traurige Vorfall geschah, die Kranke zum erstenmal besuchte, fand ich die beiden Stichwunden fast ganz geheilt, das Auge unverletzt und nicht entzündet. Aus dem rechten Nasenloch aber tropfte eine helle reine Feuchtigkeit, die Tag und Nacht zwei bis drei Schnupftücher ganz durchnäfste, und deren Verlust die Patientin merklich abschwächte. Ich rieth daher Einspritzungen aus Blei-Wasser mit etwas Myrrhen-Essenz versetzt und das rechte Nasenloch mit befeuchteter Charpie von aufgelöstem Alaun in Rosenwasser auszustopfen, um den Ausflufs dieser reinen Lymphe zu stillen, welche entweder von dem durchsto-

chenen Thränensack und Nasengang, oder aus eninem adern verletzten Gefäße ausfloß. Erst am fünften Tag verminderte sich bei dieser Behandlung merklich der Ausfluß dieser Feuchtigkeit; Eßlust und Schlaf kehrten wieder mit vermehrten Kräften, so daß die Verwundete am 9ten Februar das Bett verlassen konnte, und vollkommen hergestellt zu seyn schien. Auch der verwundete Thränensack war ganz vernarbt, weil auch bei hervorgebeugtem Haupt die Nase nicht mehr rann. Diese schönen Aussichten währten aber nicht lange: denn nach acht Tagen wurde sie, ohne gegebene Veranlassung, mit dem heftigsten Kopfschmerz und consensuellem, wohl zwanzigmaligen Erbrechen in zweimal 24 Stunden befallen, das sie äusserst schwächte und ihr nicht mehr erlaubte, das Bette zu verlassen. Ich ahnete eine Hirnentzündung und den meistens damit verbundenen innern Wasserkopf. Dem zu folge rieth ich Blutigel, große Gaben von Calomel mit Kampfer etc. das Einreiben der flüchtigen Salbe mit Ung. Neapol. Blasenpflaster, etc. Bei dieser Behandlung nahm der Kopfschmerz, die Betäubung und Schlafsucht merklich ab, dafür aber trat plötzlich ein uner-

äglicher, an Convulsionen gränzender
:hmerz im Kreuze und in dem rechten
:henkel ein, der auch die mindeste Bewe-
ıng unmöglich machte. Nach einigen Ta-
en verliefs der Schmerz auch diese Theile
ieder und zog sich dafür abermals nach dem
als und Kopf hin, war mit merklichem Fie-
er, groſser Abmagerung, Betäubung etc. be-
eitet, und zögernd endete das Leiden für
e arme Kranke und deren Eltern erst am
sten April mit dem Tode. Die Schrek-
ens-Scenen des (unsere Stadt) verwüstenden
rieges, welche damals gerade in Regens-
ırg vorfielen, machten die Leichenöffnung
ımöglich, um sich zu überzeugen, ob Was-
r oder Eiter im Kopf, oder andre Desor-
ınisationen hier Platz gegriffen hatten.

May.

In diesem Monate zählten wir ungewöhn-
:h viele Kranke und Todte, woran haupt-
chlich die schauervollen Kriegsbegeben-
iten und deren Folgen, als das Beschieſsen
ıd die Einnahme der Stadt mit gewaffne-
r Hand, das Abbrennen von 130 Häusern,
ıs Plündern u. s. w. keinen geringen An-
eil hatten. — Die *kalten Fieber* kamen
ıfangs desselben noch zahlreich vor und

waren selten ohne Rinde zu besiegen. *Rheumatische* besonders *Hüftschmerzen*, *Halsweh* und andre *catarrhalische Beschwerden*, sind in den ersten Tagen dieses Monats ziemlich häufig gewesen: auch herrschte gleichsam endemisch bei uns und zu *Stadtamhof* eine *Augenentzündung* mit leichten Fieberbewegungen begleitet, die sich catarrhalischen Erscheinungen zugesellte und mit Schnupfen, Husten etc. endete. Vorzüglich litt die Bindehaut und alle Morgen waren die Augenlieder zugeklebt. Kleine Blasenpflaster hinter die Ohren und gelinde schweisstreibende mit Nerven-Mitteln versetzt, wobei sich Kampfer mit Opium besonders gut auszeichneten, hoben das Uebel in einigen Tagen. Nasse warme Umschläge schienen die Heilung mehr zu verzögern, als zu befördern. Obwohl zu dieser allgemein verbreiteten Augenbeschwerde der überall herumgetriebene feine Staub und Asche der abgebrannten Häuser beigetragen haben mag, oder die veranlassende Ursache gewesen sey, wage ich nicht bestimmt zu behaupten. — Die *Nervenfieber* nahmen täglich und allgemein überhand: ihr Verlauf war zögernd, sehr oft mit Husten, Seitenstich, Blutstriemen etc. beglei-

tet: bei Kindern entschieden sie sich durch Schweiſs oft schon am 7ten, 9ten Tag: im männlichen Alter später, und im hohen gemeiniglich mit dem Tode erst nach drei, vier Wochen. Auch hier leisteten der Kampfer, die Valeriana, Arnica, Serpentaria etc. gute Dienste. *Blutspeyen*, *Mutterblutflüsse*, mehrere *zu frühzeitige Entbindungen* und *Gliederkrankheiten* kamen öfters vor. Gegen das Ende hin fingen *Brech- Durchfälle*, *Diarrhöen*, wie sonst im August, zu herrschen an, weil das Wetter wirklich oft so warm — 20 bis 25 Grade — wie in dem heiſsesten Sommermonate war. Denn mit dem 7ten Mai trat mit einem mal die herrlichste warme Witterung ein, welche sich bis ans Ende so erhielt, und während welcher wir drei Donnerwetter hatten, unter denen sich der Landregen am 21sten und 22sten höchst fruchtbar und wohlthätig auszeichnete. Erst zwischen dem 12ten und 18ten war die höchste Blüthezeit, welche sonst gewöhnlich bei uns in den letzten Tagen des Aprils einzutreten pflegt. Von 105 Kranken, die ich zu besorgen hatte, verlor ich fünfe: nämlich zwei an der *Lungenvereiterung:* eine 70 jährige entkräftete Magd an dem *bösartigen*

Nervenfieber mit einem Lungenaffect verbunden: einen 60 jährigen Kapuziner an der *Brustwassersucht*, als Folge fehlerhafter Eingeweide, und eine 36 jährige Bürgerfrau am *Wöchnerinnenfieber*, deren Krankheits- und Sections-Geschichte kurz folgende ist.

Durch die vielen Furcht- und Greuel-Scenen, durch die lastenden überhäuften Einquartirungen und durch die bangen Sorgen, unter welchen die Einwohner Regensburgs die letzten Tage des vergangenen, und im Anfange dieses Monats kummervoll und ruhelos zubrachten, wurden auch dieser Vorsteherin einer großen Haushaltung die letzten Wochen ihrer dritten Schwangerschaft äußerst verbittert. Sie trug ihre Frucht länger als 40 Wochen — ein gewöhnlicher Fall bei Weibern, wo der Kopf des Kindes den unrichtigen Stand nicht hat und deswegen nicht gehörig in das Becken eintreten kann. Endlich traten die Wehen am 5ten Mai sparsam wegen der schiefen Kopflage ein. Der zögernden Geburt wegen wurde ein geübter Accoucheur herbei gerufen, der mittelst einer unnatürlichen Wendung die Entbindung mit einem starken, aber todten Kinde endete. Dieses Geschäft ging deswegen langsam

nd mit vielen Schmerzen von statten, weil rährend der Wendung oft starke Wehen intraten, welche die Hand des Geburtshelers ganz gefühllos und zum fernern Arbeien ungeschickt machten. Um also den Folgen einer so schweren Entbindung in Zeiten u begegnen, reichte ich kleine Gaben eines Mittelsalzes im Chamillen-Aufguſs, lieſs den chmerzenden Unterleib täglich einigemal mit ler flüchtigen Kampfersalbe, der noch Laulanum beigemischt war, einreiben und Tücher mit warmen aromatischen Bähungen beeuchtet, fleiſsig überlegen, und das mit so rwünschtem Effect, daſs die ersten vier Tage gut verliefen, die Schmerzen und Nachwehen ganz aufhörten, die Reinigung gehörig bfloſs, das Milchfieber unbedeutend war, ur wollte kein erquickender, ruhiger Schlaf ich einstellen. Am fünften Tage Abends anden sich mit einemmal wieder Schmerzen m Unterleibe, der etwas aufgetrieben war, nd Fieber ein, das sich nach 36 Stunden bei vollkommener Geistesgegenwart mit dem Tode endete, ohnerachtet von Seiten der Kunst die wirksamsten Mittel, als Kampfer, Opium, Valeriana, Arnica, Moschus u. s. w. gereicht wurden. Mit jeder Stunde lief der

Unterleib, nun ganz schmerzenfrei. stärker en, die Extremitäten wurden eiskalt mit klebrigem Schweiſs bedeckt, wie bei der Gangrän zu geschehen pflegt, wenn sie in den kalten Brand übergeht, der Kranken brachen die Augen, sie verlangte Licht, und verschied sanft Mittag nach 12 Uhr. — Bei Eröffnung der Leiche fanden sich die dünnen Gedärme nur hie und da ganz leicht entzündet, dem mehr aber das Darmfell: die Bauchhöhle enthielt gegen vier Pfund gelbe, übelriechende Feuchtigkeit, welche theils flüssig, theils verdickt war und die Gedärme hie und da unter sich zusammen kleisterte und sie an das Peritonaeum anklebte. Das Netz war gröſstentheils verschmolzen und wenig davon mehr zu entdecken: die Gebärmutter aber ganz natürlich beschaffen, zusammen gezogen und in ihrer gewöhnlichen Lage.

Junius.

Diesen Monat über hatten wir veränderliche, meistens kühle, windige und trockne Tage, vom 7ten bis 13ten abgerechnet, wo es fast beständig, aber doch selten ausgiebig regnete: nur zweimal waren Donnerwetter. Daher äuſserten sich auch wieder viele Brust-

Affecte, als *Husten*, *Catarrhe*, *bösartige Seitenstiche. Gliederkrankheiten, Nerven-* und *kalte Fieber* kamen nicht selten vor, deren Heilung zögernd von statten ging. *Augenentzündungen* herrschten noch immer, die acht bis zwölf Tage zur gänzlichen Heilung erforderten, weil erst das eine, und dann das andre Auge damit befallen wurde. Von drei *Hautwassersüchtigen*, deren Geschwulst die Schenkel und das Scrotum vorzüglich einnahm und deren Kurzathmigkeit einen Wasserabsatz nach der Brusthöhle besorgen liefs, heilte ich zwar nur einen vollkommen mit Pillen von *Scilla*, *Digit. purp.*. *Alter. Plum.* und etwas *Canthariden-Pulver* versetzt: der zweite starb erst im Monat October apoplectisch, und der dritte lebt itzt zwar noch, wird aber schwerlich das künftige Jahr mehr erreichen, sondern an der Brustwassersucht oder Auszehrung sterben. — Ein heftiges *Rothlauf* im Gesichte mit Bewufstlosigkeit und Irrereden, und bei einem Andern mit Blasen am Schenkel und ähnlichen Zufällen begleitet, wurde glücklich beseitiget. Meinem Bruder kamen in diesem Monat, ausser oben genannten Krankheiten, zwei Kinder am *Scharlachfieber* und bei zwei Ge-

schwistern der wahre *Keuchhusten* vor, ohne ihn bei mehrern Kindern wahrgenommen zu haben. Und warum sollte sich diese Krankheit nicht in einzelnen Individuen primitiv, ohne Ansteckung entwickeln können? — Von 68 behandelten Kranken entriſs mir der Tod drei: eine 49 *jährige Näherin*, welche vor 14 Tagen mit einem heftigen Magenkrampf und Erbrechen befallen worden war, wogegen ihr ein anderer Arzt Opiate verschrieb, die aber den erwarteten Effect nicht machten. Ich gab ihr daher ℞. *Tinct. Cinamom. Liq. ol. Sylv. ana dr. jß. Laud. liq. Syd. dr. ß. S. Alle Stunden* 10 *bis* 15 *Tropfen*, mit groſser Erleichterung. Nach 8 Tagen wurde ich schnell zu ihr gerufen und fand sie sterbend, mit kalten Händen, klebrigtem Schweiſs, zitterndem kleinen Pulsschlag etc., wobei sie aber dennoch mit Zeichen und gebrochenen Augen über die heftigsten Schmerzen im Unterleibe klagte, gegen welche Opiat-Salben-Einreibungen, erweichende Umschläge etc. nichts nützten: sie starb am andern Morgen. Als der Unterleib geöffnet worden war, kam das Netz und der Darmkanal ganz gangränös zum Vorschein und waren, gleich wie die Leber mit

stinkendem gelbgrünem Eiter überzogen. Der Magen war morsch, und zerplatzte da, wo man ihn berührte und auf die Seite schieben wollte, um gegen das Milz hinzukommen, wo ein geöffnetes Geschwür mit sehr viel ergossenem Eiter entdeckt wurde. Ganz natürlich mufste diese Arme nach der Ergiefsung dieses Eiters die heftigsten Schmerzen erdulden, der durch seine Schärfe nicht nur den Magen, sondern auch die übrigen Abdominal-Eingeweide in wahre Gangränescenz versetzte. — Ein *Junge* von 14 Wochen starb an den Folgen unausgesetzter Convulsionen, die durch anomale Digestion erzeugt wurden. Wiederholte Klystiere und kleine Gaben von Calomel mit etwas Magnesia in Rhabarbersaft gegeben, schienen zwar die Fraisen in etwas zu vermindern: indessen nahm die Nerventhätigkeit merklich ab und erlosch mit der Irritabilität in dem bald folgenden Tode. Hätten die Eltern früher um Hülfe gesucht, so wäre dieses Kind wohl noch durch passende Kost und Pflege zu retten gewesen. — Eine 76 jährige *Wittwe*, welche mit einem bösartigen Seitenstich befallen wurde, starb am fünften Tage an einer Lungenlähmung mit vielem Schleimras-

sein auf der Brust, ohne mehr etwas aufhusten zu können, bei vollkommener Geistesgegenwart. — Als consultirender Arzt wurde ich am 22sten d. zu einem neunvierteljährigen etwas schwächlichen Knaben gerufen, der seit drei Tagen unverkennlich in der *häutigen Bräune* — eine Krankheit, welche bei uns eben nicht äufserst selten, jedoch nie epidemisch vorkömmt — bedenklich krank lag, und gegen welches Uebel sein Arzt ihm Brechweinstein, Moschus, Blasenpflaster u. s. w. darreichte. Ich rieth alle anderthalb Stunden vier Gran Calomel mit Zucker und alle drei Stunden ein Essig-Klystier (nach *Autenrieth*), fand ihn aber den andern Morgen mehr schlechter, als besser, und Abends war er eine Leiche. — Nach Eröffnung der Brusthöhle kamen die beiden Lungenflügel ziemlich natürlich beschaffen zum Vorschein, nur war der linke mehr mit Blut überfüllt, so wie auch die rechte Herzkammer mehr ausgedehnt und ganz dunkelroth aussah: alle Gefäfse des Herzens waren erweitert und wie eingespritzt. Nachdem die Luftröhre rein abgesondert und so hoch oben nach der Zunge und nach unten bei ihrer Verastung, ab- und aufgeschnitten wurde, so

nd sich in derselben eine weiſse rulirte aut, die sich leicht herausziehen lieſs, und h noch in Weingeist aufbewahre. Sie saſs irgends fest auf, sondern hing ganz frei in er Luftröhre, wie ohngefähr ein zusammen gerollter Bogen in einem andern, oder in iner blechernen runden Kapsel aufbewahrt ird. Der Anfang dieses pathologischen Products saſs im Kehlkopf und stieg bis dahin erab, wo sich die Luftröhre in die zwei ungenflügel theilet.

Glücklicher ging die Heilung der *häutigen Bräune* im Spätjahr bei einem 2½ jährigen Jungen von statten, bei welchem ich diese Krankheit in ihrem ersten Entstehen kommen sah, weil ich ihn acht Tage zuvor n einem hartnäckigen Durchfall mit Leibschmerzen, Zwang und dadurch entstandenen Vorfall des Afters zu besorgen hatte. Als ich diesen Wiedergenesenen am 19. Nov. m Vorbeigehen Morgens besuchte, sagten mir seine jungen Eltern, daſs ihr Junge die ganze Nacht hohl gehustet habe, sehr schwer thme und jeden Augenblick beim Husten zu ersticken drohe. Bei der Untersuchung des Rachens fand ich nichts Widernatürli-

ches, er schluckte leicht, aber schnell und absetzend des gehinderten Athmens wegen. Da ich vollends den Ton des Hustens hörte, so war mir die Krankheit unverkennbar. Es wurde unverzüglich ein Semivesicatorium zwei Zoll breit und einige Zoll lang auf den Kehlkopf gelegt, und innerlich alle Stunden ein Gran Calomel mit anderthalb Gran Doversches Pulver und ein halber Gran Kampfer in folgendem Saft: ℞. *Mucilag. Gumm. Arabic. Aq. Cinamom. Syr. Papav. rh. ana unc. j. Spirit. Sal. Ammon. anisat. scr. ij.* gegeben. Abends fand ich den Patienten noch ungleich kränker, schwerer athmen, mit kleinem zitternden schnellen Puls, trüben halb gebrochenen Augen: ich liefs nun alle zwei Stunden ein reizendes Klystier mit Essigzusatz und eben so oft die Nacht durch folgende Pulver geben: ℞. *Kerm. min. Mosch. ana gr. j. Rad. Ipecac. gr. vj. Calomel. Sacchar. alb. ana scr. sem. M. et div. in vj. part. aeq.* Auf jede Gabe folgte leichtes Erbrechen, besonders das erste und dritte Mal von ungemein vielem zähen Schleim, so dafs ich am 20sten Morgens den Kleinen zwar schwach aber sehr erleichtert und weit besser athmend fand. Er schlief den Tag

über

viel und schwitzte dabei ungemein auch
i die folgende Nacht durch, worauf er
so gestärkt fühlte, daſs er am 21sten
n wieder auf ein paar Stunden das Bett
assen, und ein paar Tage später, von al-
Beschwerden befreit, mit seinen Eltern
ler am Tische essen konnte. — Bei die-
.eider! nur zu oft tödlichen Krankheit,
ja, der Arzt thätig und eingedenk des
i Weitspruches: *Principiis obsta! sero
icina paratur etc.* —

Noch muſs ich einer vegetabilischen Ver-
ng erwähnen, welche sich in der Hälfte
es Monates in meiner Vaterstadt zutrug.
15. Juni aſsen drei Jungen Morgens um
Ihr frisch vom Markte gekommene, mit
ir reinem Kochzucker bestreute Erdbee-
Der Jüngste, 3½ Jahr alt, welcher am
ten von diesem Obst zu sich nahm, hat-
ittag um Essenszeit allen Appetit ver-
i, schlief nach Tische ein, erwachte hier-
sinnlos, mit erweiterten Augensternen,
sich viel herum, bekam Nachts Brechen
Laxiren und leichte Zuckungen, die ge-
den Tag heftiger wurden, fing hierauf
ach und nach stiller zu werden, hatte

Schaum vor dem Munde, kalte Hände und Füſse und verschied nach 1 Uhr sanft mit geschlossenen Augenliedern. — An seiner Leiche, welche den folgenden Tag geöffnet wurde, fand sich äuſserlich der Hals etwas angetrieben, der Unterleib aber nicht: die Eingeweide der Brusthöhle waren natürlich beschaffen, der Magen aber und die dünnen Gedärme hatten äuſserlich hie und da kleine entzündete Stellen, eines Kreuzers groſs, welche brandig waren. Als der Magen aufgeschnitten wurde, fanden sich in demselben einige Löffel voll gelbes, geruchloses Wasser, aber keine Ueberreste von Speisen oder Erdbeeren vor. Im sehr verengten Ein- und Ausgang des Magens zeigten sich viele entzündete Punkte. Als die blaurothen Stellen in den dünnen Gedärmen geöffnet wurden, sah man die zottige Haut angeschwollen, mit vielem gelben Schleim überzogen, ganz roth und brandig; die Leber war groſs und natürlich, die Gallenblase aber strotzte von dunkelgrüner Galle.

Der ältere Bruder von 6 Jahren, aſs Mittags gleichfalls wenig und klagte Abends über heftiges Kopfweh, bekam später Brechen und

eine unruhige schlaflose Nacht mit vielem Herumwerfen und merklicher Geistesabwesenheit, von leichten Zuckungen begleitet. Es wurde ihm Morgens etwas Brechwurzel gereicht, worauf noch viele Galle abging: dann kam er allmählig zu sich, klagte über starkes Kopf- und Halsweh beim Schlingen, auch zeigte sich über den ganzen Körper ein scharlachartiger Friesel-Ausschlag, mit nächtlichem Irrereden und Fieber begleitet, das einige Tage währte, und sich mit Abschälung des Oberhäutchens glücklich endete. — Der dritte Junge von 10 Jahren aſs am wenigsten von diesen Beeren, klagte aber doch Abends über leichte Uebligkeiten und etwas Kopfschmerzen, die aber am andern Tage vorüber waren, nachdem er einige Stuhlausleerungen von freien Stücken gehabt hatte. — Alle diese Zufälle und Krankheits-Erscheinungen, der schnelle Tod des einen Jungen und dessen Leichenerfund, sprechen deutlich eine *vegetabilische Vergiftung* aus. Schwer aber möchte die Art dieser Vergiftung anzugeben seyn. In keinem Fall ist sie den Erdbeeren zunächst zuzuschreiben, wohl aber der Art und Weise, wie diese in schattigen, *einigen* Giftpflanzen eigenen Orten

gesammelt und in den Blättern derselben aufbewahrt, oder mit damit beschmutzten Fingern in Berührung gebracht, und so nach der Stadt zum Verkauf getragen werden. Wie leicht können kleine Theilchen der Blätter und des Saftes von der Tollkirsche, des Bilsenkrautes und andern Giftpflanzen mit den Erdbeeren genossen werden, wenn sie nicht zuvor von den Stielen sowohl, als andern fremdartigen Körpern gereiniget und gewaschen werden, ehe man sie den nach frischem Obst lüsternen Kindern zum Genuſs darreicht?

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Beobachtung einer besondern Art von Mundfäule.

Vom

Dr. Neuhof,

Arzt zu Annaberg.

Die *Mundfäule (stomacace στομακακη)*, so wie sie ältere und neuere Aerzte beschrieben haben, wurde eine eigene Krankheitsform der innern Theile des Mundes genannt, die gewöhnlich als ein Symptom des Scorbuts erschien. So beschreibt *van Swieten* *) dieses Uebel mit folgenden Worten: *Incipiunt calere, dolere, vel et prurire gingivae, ad levem attactum sanguinem fundunt; hinc inde dein maculae albae oriuntur, in ambitu suo rubrae et inflammatae; quae sae-*

*) *Comment. ad aphorism. Boerh. Tom. I.* §. 423.

[illegible] Die neueren Aerzte belegten dass [illegible] welches [illegible] beschreibt, wenn es einen sehr hohen Grad von Bösartigkeit angenommen und mehrere weiche Theile des Mundes, als Lippen, Zunge, Zahnfleisch, und sogar die Knochen des Ober- und Unterkiefers zerstört hatte, mit dem Nahmen des Wasserkrebses (*Cancer aquosus*, Wasserkrebs). So beschreibt *de Meza** diese Krankheit als eine, welche vorzüglich dem kindlichen Alter eigen sey, und die größten Zerstörungen des Mundes anrichte. *P. Frank*** nennt ebenfalls diejenige Art des Blutspeiens (*Stomacorrhagia*) *Stomacace*, wo das Blut aus dem scorbutisch afficirten Zahnfleisch dringe.

Man sieht aus allen diesen Angaben, daß die Aerzte keinen ganz bestimmten Begriff mit dem Nahmen der Mundfäule verbanden;

* Samml. auserles. Abhandl. f. pr. Aerzte, B. 4. S. 518.

** Epitome de curand. homin. *morb. Tom. V. Part. II* S. 397.

und bald einen höhern, bald einen geringern Grad einer skorbutischen Affektion des Zahnfleisches und der innern Theile des Mundes, damit bezeichneten. Fast alle beschreiben sie blos als einen Zufall des Scorbuts. Eine zwölfjährige Erfahrung aber hat mich schon mehreremale, unter Kindern und Erwachsenen, eine diesem ähnliche, aber doch davon sehr verschiedene, und in ihrem Verlauf ganz eigenthümliche Krankheit kennen gelehrt, deren ausführlichere Beschreibung und Behandlung ich möglichst treu anzugeben versuchen will. Mündliche Nachrichten lehrten mich auch, dafs man überhaupt diese Krankheit in mehrern Gegenden Deutschlands bemerkt haben will. So wie Herr Hofrath *Stark* *) diesen kranken Zustand der Mundhöhle, im Jahr 1799, epidemisch beobachtet hat, eben so kann auch ich versichern, dafs hier gewöhnlich mehrere Menschen, besonders Kinder, zu gleicher Zeit davon befallen wurden. Wahrscheinlich war auch die Mundfäule, welche Herr Dr. *Michaelis* neuerdings im 1 B. 1 Stk. pag. 107 dieses Journals beschreibt, ein und dasselbe Uebel mit dem

*) Handbuch zur Kenntnifs und Heilung innerlicher Krankheiten, 2 Th. S. 623, Note.

von mir beobachteten. Ob dasselbe auch ansteckend sey, getraue ich mir noch nicht ganz bestimmt zu behaupten, doch machen es mir einige Beobachtungen, vorzüglich an Kindern, sehr wahrscheinlich.

Diese Krankheit also, welche ich mit dem Namen der Mundfäule bezeichnete, befällt Menschen von jedem Alter, beiderlei Geschlechts, vorzüglich aber Kinder, besonders schwächliche, kachektische Subjecte, und verschont selbst die Säuglinge nicht. Gewöhnlich aber bildet sie in dem Kinderalter eine weit leichtere geringere Form des Uebelbefindens, und ist nicht in dem Grade so ernsthaft, wie bei Erwachsenen. Mehrere male sahe ich sie bei Kindern, aber nur einmal bei Erwachsenen, wo denn ihr Verlauf folgender war:

Die Kranken verlieren allmählig ihre muntere Gesichtsfarbe, werden blass, ihr Appetit vermindert sich, sie schlafen etwas unruhig, das Auge wird getrübt, sie fühlen eine Schwere und Trägheit in allen Verrichtungen des Körpers, klagen über Düsterheit des Kopfes, eine Steifigkeit in den Muskeln

des Halses, *rheumatisches Ziehen in der Parotis* und über einen metallischen Kupfergeschmack im Munde. Dieser Zustand kann mehrere Tage dauern, bis allmählig die eigenthümlichen Beschwerden des Mundes eintreten. Der metallische Geschmack des Speichels vermehrt sich, die *Ohrendrüsen*, *die Kinnbackendrüsen fangen an zu schwellen und schmerzhafter zu werden*, das Kauen wird daher dem Kranken beschwerlich, er fühlt in der ganzen Mundhöhle ein mehr oder weniger heftiges Brennen und viel Hitze, der Zuflufs eines zähen, schleimigen und sehr *übelriechenden Speichels* wird häufiger und zuletzt tritt ein wahrer *Speichelflufs* ein. Die Zunge, die Lippen, die Theile des weichen Gaumens und das Zäpfchen, das Zahnfleisch fangen an zu schwellen, weshalb dem Patienten Schlingen und Sprechen sehr schwer fällt und sogar oft unmöglich wird. Zu diesen örtlichen Leiden des Mundes gesellen sich bald Fieberbewegungen, Frösteln, flüchtige Hitze, vermehrter Durst; welche Zufälle gegen Abend etwas zunehmen, gegen Morgen unter Schweifsen nachlassen, und den Kranken sehr entkräften. Der Puls ist gewöhnlich schleichend, etwas beschleunigt,

klein, krampfhaft und zusammengezogen; das Athemholen seufzend, langsam und zuweilen etwas beengt. Man bemerkt nun, außer den bereits angegebenen Zufällen der Mundhöhle, daſs an der innern Fläche der Backen, der Lippen, am weichen Gaumen und vorzüglich am Zahnfleisch, an der Zunge und am Zäpfchen, kleine flache oberflächliche *Geschwürchen* entstehen, die von der Gröſse eines Silberdreiers bis zu der einer kleinen Linse sind, einen spekkigen unreinen Grund, ungleiche, rothe entzündete Ränder haben, nicht tief in die Substanz eindringen, und bei dem Berühren sehr schmerzhaft sind. Etwas sonderbares bei diesen Geschwüren ist ihre *schnelle Entstehung*, denn oft bemerkt man den Abend vorher noch gar nichts von ihnen und am nächsten Morgen sind sie deutlich zu sehen. Ihre Eruption erfolgt folglich äuſserst geschwind. Die Zähne selbst werden schmerzhaft, mit einem tartarischen Schmutz belegt, und zuweilen von dem geschwollenen Zahnfleisch bedeckt, so daſs dasselbe über die Krone der Backzähne hervorragt. Sowohl aus den Mundgeschwüren, als auch aus den übrigen geschwollenen Theilen des Mundes selbst, vorzüglich aus dem

Zahnfleisch, dringt sehr oft ein *flüssiges aufgelöstes Blut*, von dunkelrother Farbe, welches die Kranken auch oft mit dem zähen Speichel vermischt auswerfen und aus den hintern Theilen des Rachens selbst ausräuspern. Der Geruch des Athems wird aashaft faulicht, und für die umstehenden oft unausstehlich. Die ganze innere Mundhöhle hat oft einen hohen Grad von Empfindlichkeit, so dafs die Kranken selbst die mildesten Dinge nicht lange im Munde halten können. — Aufser diesen Lokalleiden, ist nun das Allgemeinleiden ebenfalls sehr bedeutend; der Schlaf mangelt gröfstentheils gänzlich und wird durch die Schmerzen im Munde sehr gestört. Die Abmattung und Schwäche erlaubt dem Kranken wenig, oder nur kurze Zeit, aufser dem Bette zuzubringen; jede noch so leichte Anstrengung erschöpft seine Kräfte zusehends. Die Efslust fehlt entweder ganz, oder ist wenigstens sehr bedeutend vermindert, zumahl da der Genufs der Nahrungsmittel dem Kranken Schmerzen erregt. Die Leibesöffnung mangelt zuweilen und mufs gewöhnlich durch Klystiere erzwungen werden. — Haben nun diese örtlichen und allgemeinen Leiden gegen 6 bis 7 Tage

[illegible] in Folge der [illegible] Zerthei-
lung der Schmerz in der Kinnbacke allmä-
lig an sich zu verringern. Die Geschwulst
der Backen und innern Theile des Mundes
setzt sich, der Speichelfluss wird geringer,
das Bluten weniger und seltener, der üble
Geruch aus dem Munde verliert sich nach
und nach, und die Geschwüre bekommen ei-
nen [illegible] [illegible] Grund, weniger [illegible]
[illegible] Ränder und werden allmälig weniger
schmerzhaft, ihr Umfang verringert sich, sie
fangen an zu heilen. Es treten nun ge-
lde Morgenschweiße ein, ein regelmäßiger
Bodensatz des Urins, die Fiebererscheinun-
gen werden seltner, verschwinden endlich
ganz. Durst, Schmerz, Allgemeingefühl, erhal-
ten ihre natürliche Beschaffenheit wieder
und so tritt gewöhnlich die vollständige Ge-
nesung um und gegen den 14 Tag wieder
ein. Zuweilen bleibt eine gewisse Empfindlichkeit
der Zähne und des Zahnfleisches zu-
rück, die noch einige Wochen anhält und
dem Kranken das Kauen, bald mehr, bald we-
niger erschwert, sich aber nach und nach
gänzlich verliert.

So ist der Verlauf dieser eigenthümli-

chen Krankheitsform, aus deren gegebenen ausführlichern Beschreibung die Diagnostik derselben von ähnlichen Uebeln leicht erhellt, so daſs sie allerdings als eine eigene Krankheitsgattung aufgeführt zu werden verdient. Von dem Scorbut unterscheidet sie sich ganz deutlich durch mehrere Umstände, denn der Schaarbock ist gewöhnlich eine äuſserst langwierige, in Landgegenden sehr seltene, und mehr an Meeresküsten, oder auf Schiffen herrschende Krankheit, die anfangs gewöhnlich einen fieberlosen Charakter hat, und gemeiniglich erst in der Folge von symptomatischen Fieberbewegungen begleitet wird *). Das kindliche Alter wird, wenigstens von dem Landscorbut fast gar nicht, oder nur sehr selten befallen, die hier beschriebene Mundfäule hingegen ist diesem Alter gerade am gemeinsten. Der Scorbut greift seltener oder gar nicht die Speicheldrüsen an, bei der Mundfäule leiden diese Drüsen bald auffallend und sehr deutlich. Auch erinnere ich mich nicht gelesen zu haben, daſs der Speichelfluſs im Scorbut vor-

*) *van Swieten* l. c. T. III. §. 1148 et sqq. *Vogel*, de cognosc. et cur. corp. h. affect. §. 668 sqq. *Sprengel*, Handb. d. Pathol. 3 Th. §. 909.

komme. Gründe genug, um zu beweisen, dafs das hier beschriebene Uebel ein von dem Scorbut ganz verschiedenes sey und eine ganz eigene Krankheitsgattung bestimme. Aufserdem könnte dieselbe allenfalls nur von Ungeübten mit der Ohrendrüsengeschwulst, der Zungenentzündung, *morbus macul. Werlh.*, oder mit einer Bräune verwechselt werden. Allein man darf nur auf den Gang des Uebels achten, so wird man sehr leicht bemerken, dafs vorzüglich der kupfrige Geschmack, der mit einem specifiken übeln Geruch begleitete Speichelflufs und die schmerzhaften Mundgeschwüre, als die Hauptsymptome der Krankheit, dieselbe von der oben genannten gar bald und deutlich unterscheiden lassen.

Was nun die Aetiologie dieser merkwürdigen Krankheit angeht, so ist wohl ausser allem Zweifel, dafs sie auf einer Asthenie des gesammten Organismus beruhe, die vorzüglich in dem System der Speicheldrüsen hervorstechend ist. Nicht nur habe ich im Verlauf dieses Uebels niemals einen wahren, auch nur kurze Zeit dauernden sthenischen Charakter bemerkt, sondern es lassen

auch die vorhergegangenen Schädlichkeiten auf eine wahre Asthenie der Krankheit unbezweifelt schliefsen. Selbst die in der Folge anzugebende Heilmethode wird diesen Grundcharakter deutlich beweisen. — Ausserdem scheint sie mir von einem ganz eigenen Reiz herzurühren, der auf das System der Speicheldrüsen gleich dem Quecksilber wirkt: denn wirklich hat sie aufserordentliche Aehnlichkeit mit dem Merkurialspeichelfluſs. Der schnelle Eintritt des Uebels, die damit begleitete aufserordentliche schmerzhafte Empfindlichkeit der innern Theile des Mundes, die nicht zu verkennende Schärfe des abgesonderten Speichels, selbst die Geschwüre und noch andre Umstände lassen auf einen krankhaften reizenden Stoff ganz deutlich schliefsen. Mir scheint dieser Reiz catarrhalischer, oder vielmehr rheumatischer Art zu seyn, denn oft gehen der Krankheit Zufälle vorher, die einen solchen Stoff verrathen, theils habe ich auch wirklich das Uebel, besonders unter Kindern, zu einer Zeit beobachtet, wo überhaupt die Catarrhalbeschwerden und Rheumatismen sehr gemein waren. Schon der stehende Krankheitscharakter unsrer hiesigen gebirgischen Constitu-

tion ist immer catarrhalisch-rheumatisch, und das mit der Mundfäule vergesellschaftete remittirende Fieber hat deutlich die Natur und den Verlauf eines rheumatischen. — Zu den Gelegenheitsursachen der Mundfäule rechne ich alles, was den Körper schwächt und ihn in einen asthenischen Zustand versetzt. Zu starke Ausleerungen von Säften jeder Art*), traurige Gemüthsbewegungen, anhaltendes Wachen, Genufs schwer verdaulicher Nahrungsmittel, vorzüglich aber *Störungen im Ausdünstungsgeschäft der Haut*, oder sogenannte Erkältungen. Deshalb erscheint die Krankheit am gewöhnlichsten im Frühjahr und Herbst, wo die Gefahr der Erkältungen ohnehin in den hiesigen Gebirgsgegenden sehr leicht möglich ist, und zur Entstehung vielerlei Beschwerden Veranlassung giebt. Und gerade dieser Umstand scheint mir für die rheumatische Natur des Uebels zu sprechen.

Die Vorhersagung gründet sich bei dieser Krankheit vorzüglich auf die Natur und den

*) Bei einer Kranken entstand die Krankheit ganz deutlich nach dem unvernünftigen Gebrauch eines drastischen Abführmittels.

den Charakter des Fiebers, so wie auf den geringern oder stärkern Grad des örtlichen Leidens im Munde. Gewöhnlich ist die Mundfäule eine zwar sehr schmerzhafte, aber keine lebensgefährliche Krankheit, die ohne üble Folgen vorüber geht. Kinder leiden dabei weit weniger Schmerzen, und das Uebel geht bei ihnen viel schneller vorüber. Bei Erwachsenen sind die Zufälle der Mundfäule weit beschwerlicher; vorzüglich neigen sie weit mehr zu Blutungen aus dem Zahnfleisch und aus den übrigen Theilen des Mundes. — So viel von dem Verlauf, den Ursachen und der Vorhersagung dieser Krankheit, und nun noch etwas von der Methode, nach der ich dieselbe behandelte, und welche mir immer die besten Dienste leistete.

Der angegebenen Aetiologie gemäfs war die reizend-stärkende Kurmethode hier unbezweifelt die richtige, und ich bildete mir daher gewöhnlich folgende Anzeigen:

1) Die Kraftäufserungen des Organismus gelinde durch reizend-stärkende Mittel zu unterstützen.

2) Dadurch vorzüglich auf die zwei Hauptausführungsgänge des Körpers, Schweifs und Urin, zu wirken.

3) Die eigenthümliche Discrasie in den Säften möglichst zu beseitigen.

4) Die örtlichen Zufälle des Mundes zu lindern.

Was die erste und zweite Indication angeht, so liefs sich dieselbe recht gut mit einander verbinden. Gewöhnlich bekam ein *Infusum Valerianae* mit dem *Vino antimonii, Spir. Minder., Liqu. C. C. succin.* und *Oxym. simpl.* dem Kranken recht gut. War die Erregbarkeit des Patienten zu sehr erhöht, so setzte ich gewöhnlich diesem Aufguls einige Gran *Extr. Hyoscyami* hinzu. Bei bedeutender Erschöpfung der Lebenskraft liefs ich die *Valeriana* zugleich mit dem *Calamus aromaticus* aufgiefsen, und nebst den übrigen Mitteln noch *Spir. sal. dulc.* beimischen. Dabei mufsten sich die Kranken mäfsig warm halten, die Stube, und wo möglich auch das Bett hüten, den etwa ausbrechenden Schweifs gut abwarten, und durch eine Tasse Fliederblumen- oder Chamillenthee unterstützen. Verminderten sich nunmehr die Zufälle noch nicht, und nahm hingegen die Mattigkeit immer mehr überhand, wurde das Gefühl von Schwäche bedeutender, und der Puls noch mehr

und war besonders die Blutung aus den afficirten Theilen der Mundhöhle bedeutend, so mußte man nun die

Dritte Anzeige berücksichtigen. In Beziehung auf dieselbe kann ich ein Mittel nicht genug empfehlen, das mir den besten und wohlthätigsten Einfluß auf die Krankheit äußerte, und dieses war die *Vitriolsäure*. Gewöhnlich ließs ich neben einem *Infuso Chinae* und *Rad. calam. aromat.*, zum gewöhnlichen Getränk einen verdünnten Salepschleim fleißig trinken, der mit einem Saft aus *Syrup. Rubi idaei*, *Aqu. Cinamomi* aa ℥ij. *Spir. vitriol.* ʒij. versüßt wurde. Dieses Getränk nahmen die Kranken recht gern, sie konnten es ohne Schmerzen hinunter schlingen und schienen nach demselben ordentlich ein instinktmäßsiges Verlangen zu äußern. Die häufigen Blutungen aus dem Munde wurden dadurch augenscheinlich vermindert.

Was die vierte Anzeige angeht, so wendete ich zur Linderung der Zufälle des Mundes folgendes an: Gewöhnlich wurde die ganze innere Mundhöhle mit einer Mischung aus *Mel rosarum* ℥ij. *Aluminis* ʒj. *Tinctur. myrrh.* ʒß. vermittelst eines Charpiepinsels

ausgepinselt, oder mit folgendem Mundwasser fleiſsig ausgespühlt:

℞. *Mel. Rosarum* ℥ij.
Vitriol. alb. ʒß.
Essent. Myrrh. ʒj.
Aqu. Salviae ℥xvi.

Allein es gab Kranke, denen die innern Theile des Mundes so äusserst schmerzhaft und empfindlich waren, daſs sie, sowohl den Saft, als dieses Wasser, ohne die heftigsten Schmerzen nicht anwenden konnten. Solchen lieſs ich statt dessen eine Abkochung von *Flor. Malvae* und *Sambuci*, mit etwas Milch vermischt, in dem Mund einige Minuten lang halten, und bisweilen auch etwas Rosenhonig zumischen. War dadurch die groſse Empfindlichkeit zum Theil vermindert, so wurden dann die oben genannten Mittel ebenfalls noch angewendet. In die sehr angeschwollenen Ohren- und Kinnbackendrüsen wurde das *Liniment. volatile*, mit oder ohne Kampher eingerieben; über diese Theile ein erwärmtes Kräuterkiſsen aus Kleien und Chamillenblumen gelegt, das ganze Gesicht überhaupt sehr warm gehalten, und deshalb mit einem Tuche verbunden.

Unter dieser Behandlung verlohren sich lmählig sowohl das Allgemeinleiden, als die tlichen Zufälle und die Genesung kehrte lmählig zurück. Der Gebrauch der fixern tärkungsmittel, als der *China*, *Extr. amar.*, s *Elix. robor. Whytt. Martialia* u. s. w. urde nun noch einige Zeit fortgesetzt und ımit der Genufs eines guten alten Rheineins verbunden, bis die Kräfte ziemlich wieır hergestellt waren; hierzu trug denn hinrdrein der Gebrauch lauwarmer Bäder und ımentlich des in unsrer Nähe liegenden iesenbades, so wie überhaupt der Genufs r freien Luft, nicht wenig bei.

Gegen die zurückgebliebene Schlaffheit s Zahnfleisches und Lokkerheit der Zähthat mir die Anwendung einer Zahnıktur, aus *Tinct. terrae catechu*, *Spir. chleariae* āā ℥ß. *Tinct. myrrhae* ℥ß, die sten Dienste; so wie der Gebrauch eines wöhnlichen Zahnpulvers mit China.

Die Lebensordnung während dem Verıfe der Mundfäule bestand in dem Genufs lcht verdaulicher Fleischbrühsuppen mit ıifs, Gräupchen, Griefs, Sago, Haide- und abergrütze, gewöhnlich mit etwas Citronen-

saft geschärft, und in frischem oder gekochtem Obst. Einige Kranke waren unvermögend selbst etwas Obst zu genieſsen, indem es ihre Geschwüre zu sehr reizte und schmerzhafte Gefühle rege machte. Da nun dabei zugleich das Kauen sehr erschwert war, so sieht man wohl ein, daſs auſser schleimigen Suppen die Kranken wenig genieſsen konnten. Wurde die Eſslust wieder stärker, das Kauen erleichterter, dann reichte man leichte Fleischspeisen, nebst einigen Gläsern alten Rheinwein. Allmählig wurde diese Kost immer nahrhafter eingerichtet, zumal wenn der Kranke wieder in der freien Luft sich aufzuhalten im Stande war. Zum gewöhnlichen Getränk, während der Krankheit, diente theils der oben angegebene Salepschleim, theils ein concentrirtes Malz- oder Graswurzeldecoct mit etwas Wein vermischt. Nach überstandener Krankheit bekam ein gutes Bier den Genesenden vortreflich. *)

*) In Braunschweig und hier in Göttingen beobachtete ich nicht selten ähnliche Epidemien, doch in geringerem Grade. Meistens fand ich sie in Einer Reihe mit sogenannten rheumatischen, catarrhalischen Augenentzündungen, bei welchen groſse Neigung war, Phlyktänen auf der Sklerotika und Hornhaut zu bilden, welche dann, besonders auf der

letztern, häufig in Geschwüre übergingen. Ich erwähnte dieses Zusammenhanges schon in meinen *ophthalmologischen Beobachtungen und Untersuchungen*. Bremen 1801. S. 127 und 128 und nannte Aphthen des Auges diese Phlyktänen. Kampher war bei jener epidemischen Mundfäule immer das Hauptmittel.

Himly.

V.

Noch einige Beobachtungen über die Wirksamkeit meines neuen animalischen Anodinums.

(S. Journal der pr. H. Band XIV. Stück 2. S. 93.)

Von

Joh. Nep. Sauter,

Landschaftsarzt zu Allensbach.

Im Junius 1802 verlangte eines Webers Weib im Dorfe Dettingen von mir Hülfe, gegen einen schon über 8 Wochen angehaltenen heftigen Schmerz der rechten Seite des Angesichtes, der in der untern Kinnlade seinen Hauptsitz hatte. Es wurden während dieser Zeit viele Mittel, theils von Chirurgen, theils sogenannte Hausmittel, als Blasenpflaster, Räucherungen etc., auch innerlich Arzneien angewandt, aber ganz ohne Nutzen.

Ich untersuchte die Stelle in der untern [K]innlade und fand da, wo der heftigste [S]chmerz seinen Sitz hatte, in der Gegend [d]es 3ten und 4ten Backenzahns keine Zäh[n]e. Der Schmerz selbst setzte nie ganz aus, [d]och hielt er bereits richtig seine Perioden, [u]nd kam allemal auf die Nacht mit größe[r]er Heftigkeit wieder. Er fing in gedachter [S]telle der untern Kinnlade an und erstreck[t]e sich bis über den äußern Augenwinkel, [s]elten ließ dieser Schmerz des Nachts eine [S]tunde Schlaf zu. Ich forschte nach dem [a]llgemeinen Gesundheitszustande des Körpers, [f]and aber wenigstens nichts auffallend krank[h]aftes. Hier glaubte ich nun einen Gegen[s]tand für meine *Tinct. Coccinell.* zu haben: [d]enn die Ursache des Schmerzes war nicht [i]n dem Reiz eines cariösen Zahnes, nicht in einer entzündlichen Anlage dieses Theiles, und nicht in der Einwirkung einer krankhaften Lymphe (gewöhnlich sogenannten Flußkrankheit), wo die Speichel- Ohr- und Halsdrüsen Anschwellungen, oder doch Krankheits-Aeußerungen zeigen, und wo die Richtung des Schmerzes mehr nach dem Lauf der Lymph- und Drüsengeflechte sich richtet, zu finden, sondern sie war im Nerven selbst,

ohne daſs die reizende Ursache sich deutlich ausmitteln lieſs, oder wenn man will, ohne daſs eine auffallende sogenannte materielle Ursache gefunden werden konnte. Nun gab ich *Tinct. Coccinell.* ℥ij. mit der Anweisung, wenn die Periode des heftigen Schmerzes eintrete, sogleich 40 Tropfen und in 2 Stunden nochmal 40 Tropfen zu nehmen. Nach 3 Wochen traf ich diese Person wieder an, und sie erzählte mir, unter vielem Dank, die geschwinde Hebung dieses Schmerzes durch diese zwei Gaben. Sie sagte, daſs schon die erste Gabe merkliche Abnahme, die zweite aber die gänzliche Hebung des Schmerzes bewirkt und daſs sie sodann die ganze Nacht geschlafen, und von da an bis jetzt diesen Schmerz nicht mehr gefühlt habe. Und jetzt noch ist sie davon frei und ganz gesund.

Ich wünschte die Wirksamkeit meiner *Tinct. Coccinell.* in einem bisher allen Mitteln trotzenden, habituellen halbseitigen Kopfweh zu versuchen, und schickte deshalb Anfangs August 1802 etwa ein Loth davon an diese Kranke, die ohnweit Basel in Schliengen, 50 Stunden von mir, wohnte. Dieses

war ein unverheirathetes, etwa 45 Jahre altes, noch menstruirendes Frauenzimmer, litt schon über 20 Jahre an diesem Kopfschmerz, und vor 4 Jahren, wo sie in meiner Gegend wohnte, hatte ich sie theils wegen dieses Kopfwehs, theils wegen anderer Kränklichkeiten ärztlich behandelt. Sie litt damals stark an Hämorrhoiden und Infarcten, wogegen Visceral-Klystiere, Antimonial-Seifen, Flor. sulph. Extr. amara, Rhabarbarina, nachher Acid. vitriol. und Nervina angewandt, und diese letztern Uebel dadurch ziemlich gehoben wurden. Oft machte der Kopfschmerz eine längere Pause, oder kam einigemal etwas leichter, doch wich er nicht, und hielt jedesmal seine gewöhnliche Dauer von zwei Tagen. Ich versuchte das Opium, den Spir. Corn. Cerv., das Ol. tart. per deliq. aber alle kürzten das zweitägige Anhalten nicht ab.

Da sich Patientin außer diesem Kopfweh nun ganz wohl befand, und alles von mir und andern dagegen verordnete es nicht zu heben vermochte, so liefs sie es seinen Gang bis zum Empfang der von mir zugeschickten *Tinct. Coccinell.* ohne jeden Arznei-Gebrauch gehen.

Nun nahm sie diese Tinctur, und ich erhielt zu meiner Freude folgende Nachricht. Ich will aus dem darüber erhaltenen Briefe die Stelle davon ausschreiben.

„Schliengen, den 30sten Weinmonat 1802.

„Lieber Herr Sauter, nun hab' ich zu„gewartet, bis ich Ihnen etwas gewisses „schreiben kann. Was für schätzbare Tro„pfen haben Sie mir geschickt. Weil der „unglückliche Blinde bei Ihnen war, hab' „ich das erstemal den Versuch von den Tro„pfen gemacht; den ersten Tag am Kopf„weh sind die halben Tropfen aufgegangen, „den andern Tag hab' ich schon nichts mehr „gespürt vom Kopfweh, also statt zwei Ta„gen, hab' ichs einen Tag gehabt; in acht „Tagen darauf, wie gewöhnlich, hab' ichs „wieder bekommen, als den 5ten Herbstmo„nat, aber schon nimmer so stark. Gleich „beim Anfall nahm ich die andere Hälfte, „und Morgen darauf ist das Kopfweh ver„schwunden, also vom 5ten Herbstmonat bis „den 22sten Weinmonat, zwei Tage, aber „gar nicht stark. Es hat sich vielleicht nur „geübt, und seither weiſs ich wieder nichts

davon. Jetzt möchte ich noch um ein solches Gläschen gebeten haben, ich glaube, Sie würden mein Kopfweh gänzlich damit vertreiben."

Ich übermachte ihr wieder etwa eine Unze dieser Tinctur, erhielt aber bis jetzt noch keine Nachricht.

Es mag in diesem Falle auch keine radicelle Heilung folgen, so hielt ich doch diese Wirkungen in einem so eingewurzelten Schmerze, der jedem bisher gegebenen Mittel trotzte, für merkwürdig: und ein Anodynum hat ja nur die Schmerzen zu lindern, oder zu heben, und wenn es dieses thut, so thut es alles, was von ihm zu erwarten ist, und diese Wirkung ist für Aerzte und Kranke immer äusserst schätzenswerth.

Ein 23 jähriges Mädchen, die ihr ganzes Nervensystem durch Onanie sehr zerrüttet hatte, die an den Folgen dieser Zerrüttung, als Bleichsucht, Schwäche der Brust und Baucheingeweide und den aus dieser Ursache entstandenen Schleimanhäufungen, besonders in den Verdauungsorganen, nebst trockenem Husten, grosser Mattigkeit

und dergl. litt, und die ich durch abführende Mittel aus *Rhabarb.* mit *Quass. Extr. Card. bened. Extr. Chamomill.* und dergl. nebst Klystieren aus ähnlichen Mitteln, und am Ende der Kur mit *Elix. acid. Hall.* nebst Eisenmitteln, bereits vollständig von diesen Uebeln geheilt habe, hatte schon während dieser Kur und vorhin sehr viel reissende Schmerzen in den Zähnen, die sich meistens durch den ganzen Kopf verbreiteten. Da sich immer eine Reizung zu einem Ausschlag am behaarten Theil des Kopfes äufserte, aber nie ausbrach, so unterhielt ich durch Blasenpflaster einen Gegenreiz und eine Ableitung in den Nacken, der Schmerz in den Zähnen verschwand oft auf lange Zeit ganz, und zeigte sich, als ihre Gesundheit wieder in besserer Ordnung war, nur selten und leicht, bis er endlich im Sept. 1802 wieder sehr heftig zu werden anfing.

Ich fand Patientin aufser diesem Schmerz, der sich durch beide Kinnladen verbreitete, ganz wohl, und konnte keine andere Krankheitsursache, aufser diesem örtlichen Nervenreiz finden. Ich versuchte meine *Tinct. Coccinell.* und liefs, sobald der schmerzhafte Anfall eintrat, 40 Tropfen nehmen und bis

der Schmerz verschwand jede Stunde eben soviel. Es wurden nur zwei Gaben erfordert, und der Schmerz, der sonst die ganze Nacht anhielt, verschwand gänzlich. Nach einigen Tagen zeigte er sich wieder, wich aber einer ähnlichen Dose wieder eben sobald und so kam er noch einigemal, und jedesmal hoben ihn diese Tropfen sogleich, endlich kam er nicht mehr, und bis jetzt ist sie davon frei.

Die nemliche Weibsperson in Hegern, die im Frühjahr 1801 durch meine *Tinct. coccinell.* von ihrem heftigen Schmerz in der Kinnlade befreilt worden ward (Pract. Journal 14ter Band 2tes Stück pag. 106.), wurde im Octob. 1802 wieder mit ähnlichem Schmerz befallen. Es zeigten sich dabei gallichte Reize im Magen, ein Brech- und ein Abführungs-Mittel hoben aber diese, und als sie sich von dieser Seite ganz wohl befand und der Kieferschmerz anhielt, verlangte sie dringend wieder die Tropfen vom Mai 1801. Ich gab nun diese *Tinct. Coccinell.* wieder zu einer Gabe von 40 Tropfen jede Stunde, bis der Schmerz aufhöre, und

nach der zweiten Gabe verschwand wieder aller Schmerz, und kam bis jetzt nicht wieder.

Bei der Patientin mit dem Antlitzschmerz (Prosopalgie) in eben diesem Journalstück pag. 111. versuchte ich, bei einer Wiederkehr dieses Schmerzes, nachdem er bereits ein halbes Jahr durch verschwunden gewesen war, die *Tinct. Coccinell.* nochmal in starker Gabe, aber ohne Wirkung, es äufserte sich gar keine Linderung des Schmerzens.

Es läfst sich daher schliefsen, dafs wenn schon die nemlichen Nerven, und auf eine sehr ähnliche Art leiden, die Ursache dieser ähnlichen Auftritte doch ganz verschieden seyn mufs und dafs bei der Prosopalgie ein wirklich kranker Nerve, der in sich selbst organisch krank ist, als Ursache zu der schwereren Heilung dieser grausamen Krankheit angenommen werden kann. In ersteren Fällen aber, wo die *Tinct. Coccinell.* so geschwind wirkte, leiden die für sich gesunden Nerven nur durch Einwirkung eines feinen Reizes, dessen Leiden durch die Länge der Zeit zwar auch habituel werden können, doch wie

ich glaube die Organisation der Nerven
t verdorben wird.

Ich versuchte dieses neue Anodinum bei
m jungen vollsaftigen Mädchen in einem
igen Zahnweh, wo ein cariöser Zahn als
che angesehen werden mufste und sie
Ausziehung dieses Zahns verlangte. Auch
war keine andere Nebenkrankheit zu
en, doch glaubte ich, dafs der auf den
nnerven wirkende Reiz und die Stim-
g der Reaction entzündlicher Art war.
gab die *Tinct. Coccinell.* in starker Gabe,
rfolgte aber gar kein Nachlafs, sondern
glaubte noch Vermehrung des Schmer-
bemerkt zu haben: ich mufste nun den
n ausziehen, und es wurde dadurch al-
Schmerz gehoben.

Auch dieser Fall zeigt, dafs bei den
merzen, wo die *Tinct. Coccinell.* wirk-
ist, eine andere Ursache statt hat, als
gewöhnlichem Zahnweh; denn in jenen
en half das Zahnausziehen nicht, oder
Schmerz hatte da seinen Sitz, wo die
ne mangelten.

Auch scheint er zu beweisen, dafs in
merzen mit entzündlicher Anlage verbun-

den, diese *Tinct. Coccinell.* nicht anwendbar ist.

Ich wünsche, dafs diese Fälle den Wirkungskreis der *Tinct. Coccinell.* näher bestimmen und zu weitern Versuchen die Aerzte aufzumuntern, beitragen möchten. Mir sind die geschwinden wohlthätigen Wirkungen dieses Mittels, die es ohne jede nachtheilige Nebenwirkung hat, immer äusserst merkwürdig; nur mache ich die Erinnerung noch einmal, dafs man zuerst seinen Wirkungskreis genau bestimme und kennen lerne, ehe man durch unüberlegte Anwendung und daher nicht erfolgte gute Wirkung zu früh das Urtheil ausspricht. Die Fälle, wo ich dieses Mittel wirksam glaube, kamen, wenigstens mir, nicht so gar häufig vor; diese hier beschriebenen Anwendungen sind die Fälle alle, wo ich im Jahr 1802 Versuche damit anstellte, und sonst kam mir kein Fall vor, den ich für die Wirkung derselben geeignet glauben konnte.

VI.

urze Nachrichten und Auszüge.

I.

*dige Geschichte eines durch das eines Hundes entstandenen weiſsen es mit sehr bedeutenden Geschwüren *).*

ieri erzählt in seiner Schrift (*Storia di una prodotta da Lambimento canino. Venezia* 1809) Fall, den ich hier im Auszug mittheile.

linge des Jahres 1807 wurde ich ersucht, zwei besuchen, welche schon seit geraumer Zeit denen auch die bewährtesten Mittel keine

chichte verdient gewiſs allgemeine Bekanntmachung, heils die Aerzte auf eine neue bis jezt unbemerkhe dieses so häufigen Uebels aufmerksam macht, tern, Erzieher und erwachsene Frauenzimmer selbst Gefahren warnt, denen man sich durch solche Schlafaussetzt, die nur gar zu häufig, sogar von vernünfrsonen, für etwas sehr unschuldiges angesehen d. H.

Hilfe verschafft hatten. Zu der bestimmten Stunde eilte ich zu den Kranken, und fand zwei Schwestern, die jüngere von 44 — 45 Jahren, die Aeltere von funfzig; schlecht genährt beide, von blafsgelber, kränklicher Gesichtsfarbe. Die jüngere hatte noch regelmäfsig die Menstruation, die ältere hatte sie erst seit einem Jahre verloren. Beide Damen hatten bisher sehr eingezogen, von der Welt entfernt gelebt, und klagten beide über Schmerz und heftiges Jucken am Unterleibe. Aeufserlich hatte sie noch kein Chirurg untersucht, Mittel dagegen hatten sie aber schon viele gebraucht, theils nach Verordnung eines Arztes, theils nach dem Rath einer alten Bekanntin. So hatten sie schon Cassia, Oel, Dulcamara mit Milch, und örtlich ein weifsliches Wasser gebraucht, was ich, nach dem Ueberrest, den ich sah, für *Aqua vegeto-mineralis* erkännte. Der Rath ihrer Bekanntin bestand in Umschlägen von warmen und befeuchteten Brod, gestofsenen Pfefferkörnern u. s. w. — Alle diese Mittel waren ohne den geringsten Erfolg angewandt worden.

Nur mit grofser Mühe konnte ich die Erlaubnifs zur Untersuchung erhalten.

Bei der jüngern Schwester, mit welcher ich sie begann, fand ich eine grofse vereiterte Stelle, welche sich unter dem *Mons veneris* anfing, und bis tief herunter erstreckte, und folglich alle benachbarten Theile in Geschwulst versetzte. Im Ganzen war die Geschwulst sehr ungleich, an manchen Stellen tiefer und gröfser, an andern nicht, die Wundränder waren ungewöhnlich hart und schmerzten bei der Berührung. Der Grund der Geschwüre war speckartig, und die aus denselben fliefsende Materie sehr übelriechend. Die rechten und linken Inguinaldrüsen waren geschwollen und hart, und gleich verhärtet war das

Zellgewebe an dem obern innern Theile der Hüften. An dem obern vordern Theile der rechten Hüfte sah ich eine länglich grofse eiternde Stelle, wenig schmerzhaft, umgeben von einem leichten Erythema und das darunter liegende Zellgewebe verhärtet. Als ich die äufsern Lefzen ein wenig entfernte, fand ich, dafs die Eiterung weit beträchtlicher in den innern, als in den äufsern Theilen war; die Clitoris war länger, als gewöhlich, entzündet und eiterte; die Nymphen ebenfalls ungewöhnlich grofs und voller Geschwüre; die gewöhnliche Höhlung sehr entzündet, so wie man sie bei Frauen findet, welche lange an einer Blennorrhoe litten.

Bei der Untersuchung mit dem Finger fand ich die ganze Vagina durch diesen Reiz sehr angeschwollen, die Wände derselben trocken, runzelartig, und beinah mit einander verwachsen, so dafs ich nicht ohne viele Schmerzen bis zum Uterus eingehen konnte.

Bei der ältern war der *Mons veneris* nicht so sehr angeschwollen, auch waren die grofsen Lefzen und die Vereiterung nicht so beträchtlich, als bei der jüngern Schwester, da sie sehr mager war. Die Verhärtung der Inguinaldrüsen und des Zellgewebes war weit stärker an dem innern obern Theile der Hüften. Die lange und breite Exulceration an der rechten Hüfte glich ganz der bei der Schwester, nur war die Entzündung hier weniger heftig. Die ungewöhnlich starke Clitoris war sehr angeschwollen, und bildete gleichsam durch das Präputium eine Art von weiblicher Phimosis. Die Nymphen waren so grofs und angeschwollen, dafs sie noch zu den Lefzen heraus hingen; nicht nur sie, sondern auch das Orificium urethrae war mit Geschwüren bedeckt. In der Vagina fand ich alles, wie bei der jüngern Schweer und hatte, obgleich mein Finger mit Oel bestrichen

Eine Auflösung von vier Gran *Mercur. sublimat. corrosivus* mit zwei Unzen *Gummi mimosae* in zwei Pfund Wasser wurde täglich mehreremal zu Einspritzungen und zum Waschen dieser Theile gebraucht, überdies des Morgens und Abends die *Alyon*sche und *Riverian*ische Salbe aufgelegt. Zur Verstärkung der genannten Mittel wurden Merkurialeinreibungen in die innere Seite der Schenkel, jedesmal zu einer Drachme alle zwei Tage angewandt, und nach einem Monat waren sie unter dem fortgesetzten Gebrauch dieser Mittel völlig geheilt.

Der Verfasser fügt dieser Krankengeschichte mehrere interessante Bemerkungen bei, und unstreitig giebt sie einige höchst wichtige Andeutungen für die Lehre von der Entstehung animalischer Gifte und neuer Krankheiten.

Offenbar hatte sich hier durch die Vermischung zweier animalischer Flüssigkeiten zweier Individuen und noch dazu aus zwei ganz verschiedenen Naturklassen, an dem productifsten Ort des menschlichen Körpers, in Verbindung einer durch das Lecken erregten sinnlichen Reizung, einer dadurch intensiv erhöheten und qualitativ veränderten Secretion — also durch eine neue ganz eigenthümliche Konkurrenz animalisch - chemischer Momente, — ein neues Product der animalischen Chemie erzeugt, welches in seinen pathologischen Wirkungen die auffallendste Aehnlichkeit mit den Erscheinungen des venerischen Gifts zeigte, und auch durch dasselbe spezifische Mittel gehoben wurde.

Deutet das nicht auch auf eine innere nahe Verwandschaft mit jenem und wird es nicht wahrscheinlich, dafs auch jenes zuerst auf eine ähnliche Weise entstanden seyn möge? d. H.

2.

Rohe Zwiebel, ein Mittel wider die Wind-kolik.

Ein Arzt der schon sehr oft von dieser Kolik geplägt worden war, und der dagegen viele Mittel angewandt hatte — befand sich während eines heftigen Anfalls derselben auf einer Reise. Die Heftigkeit des Schmerzes und der Angst zwang ihn, in der Wohnung eines Landmanns einzukehren; er hatte keine Arzneien mitgenommen und auch hier fand er keine die seinen Leiden angemessen waren; — er liefs den Unterleib mit warmen Hafer bedecken.

Indem er in dem Gefühl seines Wehes nach Rettung ächzte, so erblickte er eine Reihe aufgehängter Zwiebeln, nach dieser griff er und afs mit aller Begierde und Hast zwei Stück davon auf; kaum war dieses geschehen, so waren seine Kolikschmerzen wie weggezaubert.

Wie freuete er sich, dafs ihn der Zufall ein Mittel finden liefs, welches er in der Kunst, selbst durch fleifsiges Aufsuchen, nicht finden konnte; — denn er hat seitdem keinen starken Anfall von der Kolik wieder erlitten, den er doch sonst so oft in vorigen Zeiten erleiden mufste. (Vom Hrn. Hofrath *Löffler* zu Witepsk.)

3.

Nutzen des Sacharum Saturni.

Eine Frau etliche 60 Jahr alt litt seit einem halben Jahr an einem heftigen Husten, wobei sie eiterähnlichen starken Auswurf hatte. Abkochungen des isländischen Mooses und die Anwendung mehrerer anderer Brust-

mittel, bewirkten weder eine kleine Erleichterung, noch Verminderung. Ich gab ihr das *Sacharum Saturni* zu einem Viertel-Gran, mit einem Scrupel Zucker alle 3 Stunden, und nach dem Gebrauch sechs solcher Pulver war aller Husten und Auswurf verschwunden. Nach einem halben Jahr zeigte er sich wieder, und die Frau bat mich um die vorigen Pulver. Jetzt war die Wirkung so auffallend, dafs schon nach dem Gebrauch des ersten Pulvers, das sie Abends vor dem Schlafengehen nahm, der Husten die ganze Nacht ausblieb, der sie vorher am meisten in der Nacht geplagt hatte, und noch zwei andere genommene Pulver sie gänzlich davon befreiten. Als nach länger als dreiviertel Jahren sie wieder davon befallen wurde, war die Wirkung drei solcher Pulver die nemliche. Jetzt ist sie schon wieder ein halbes Jahr gänzlich davon befreit. (Vom Herrn Dr. *Hand* zu Hirschberg in Schlesien.)

Bitte.

Bei dem jetzt so hohen Briefporto, mufs ich die Bitte dringend wiederholen, die Einsendungen von Manuscript fürs Journal entweder mit Gelegenheit, oder wenigstens Portofrei zu machen.

d. H.

Inhalt.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der practischen Heilkunde. Vier und zwanzigster Band. Fünftes Stück.

Inhalt.

Wissenschaftliche Uebersicht der gesammten medicinisch-chirurgischen Literatur des Jahres 1809. Seite 233

Journal der practischen Heilkunde

herausgegeben

von

C. W. Hufeland,

Königl. Preuss. Staatsrath, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse, wirkl. Leibarzt, erstem Arzt der Charité, Mitglied der Academie der Wissenschaften etc.

und

K. Himly,

Professor der Medizin zu Göttingen, Director des klinischen Instituts etc.

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.
Göthe.

XII. Stück. December.

Mit zwei Kupfern.

Berlin 1810.

In Commission der Realschul-Buchhandlung.

I.

Die

- und Volks - Krankheiten 1809

n und um Regensburg, beobachtet

von

Dr. Jac. Schäffer,

stlich Thurn - und Taxischem Leibarzte und
Geheimenrathe.

(Beschluſs.)

Julius.

h wurden Erwachsene, wie Kinder, von
Fiebern befallen, die erst nach der
r gereichten Brechwurzel der Rinde
n. Häufiger kamen *rheumatische Zu-*
die meisten mit Fieber begleitet, und
nfieber vor, deren Verlauf etwas zö-
war, besonders wenn ein langer Kampf
ten Gesundbleiben und Krankwerden
ging. Die Taubheit währte oft acht

bis vierzehn Tage, doch verlief bei den meisten das Fieber glücklich, ohne hervorstechende, sich gleich bleibende Crisen: auch lag unwidersprechend etwas Contagiöses mit zum Grunde: denn in ein und derselben Haushaltung steckte die zuerst erkrankte Magd die Tochter, da sie neben einander, wiewohl jede im eignen Bett lagen, an: diese, ihre Wärterin, später wurde die Mutter und endlich auch der Vater damit befallen. Bei keinem dieser Kranken kam ein Hautausschlag oder Petechien zum Vorschein, so langsam auch der Verlauf des Fiebers war: denn bei der 19 jährigen Tochter währte es gegen fünf Wochen. Noch zögernder verlief diese Krankheit bei einer 68 jährigen Wittwe, indem erst nach der neunten Woche einiger Anschein zur allmähligen Wiedergenesung eintrat, weil bei dieser Patientin alle Arzneimittel, alles Getränk und jede Kost weggebrochen wurden, wie ich im Monat September umständlicher erzählen werde. — Einen 7 jährigen Jungen hatte ich am *Scharlachfieber* zu besorgen, auf welches trotz der warmen Jahreszeit und des Verhaltens im Zimmer, dennoch eine Hautwassersucht folgte, die aber der Kunst bald wich.

Gegen das Ende des Monates kamen *Koliken*, mit und ohne *Diarrhöen*, und *Brech-Durchfälle* vor. Sparsam sah man *Mutterblutstürze*, *Blutspeien* und *kalte Fieber*, welche blos durch bittre Mittel, ohne China, geheilt wurden. Von 68 Kranken verlor ich keinen. Zwei *Wöchnerinnen-Fieber* mit glücklichem Ausgang hatte ich fast zu gleicher Zeit zu behandeln. Eine 33 jährige und im 8ten Monat schwangere Frau wurde zuerst mit dem herrschenden Nervenfieber, mit Phantasieen, Taubheit u. s. w. befallen, und also dasselbe langsam aber glücklich überstanden war, wurde sie sechs Wochen vor ihrer Ausrechnung mit einem kleinen todten Mädchen entbunden, worauf am fünften Tage die gewöhnlichen Zufälle eines Wöchnerinnen-Fiebers mit aufgetriebenem sehr schmerzendem Unterleibe, Irrereden, vermindertem Ausfluſs der Reinigung u. s. w. eintraten, welches aber kleinen Gaben der Brechwurzel, dem fleiſsigen Einreiben der flüchtigen Salbe und endlich dem Aufguſs des Baldrians mit Naphtha Vitriol. nach fünf Tagen glücklich wich und später in ein Wechselfieber überging, das alle Nächte exacerbirte und mit China gehoben wurde. — Eine 27 jährige

Frau wurde von ihrem 8ten Kinde, von denen sie aber keines gestillt hatte, glücklich und zur gehörigen Zeit entbunden, am 3ten Tage aber mit einem hitzigen Seitenstich und als dieser nach vier Tagen glücklich beseitiget worden war, mit dem wahren Wöchnerinnenfieber befallen, das mit aufgetriebenem, äufserst schmerzendem Unterleibe, leichtem Irrereden etc. begleitet war. — Ueberhaupt pflegt man alle Entzündungen im Unterleibe, welche bei Wöchnerinnen entstehen, mit Wöchnerinnen-Fieber zu belegen: es enden sich auch diese Entzündungen mit dem Ausschwitzen einer serösen Feuchtigkeit, die theils flüssig bleibt, theils sich mehr oder weniger verdickt und die entzündet gewesenen Theile an einander klebet und leicht zusammen verbindet, wie solches die Leichenöffnungen aussagen. *Hegewisch* belegt diesen fünften Ausgang der Entzündung mit dem Namen *per Exsudationem*. Das Blut der Schwangern, welches ohnehin Ueberflufs an gerinnbarem Stoff hat, ist vorzüglich zu ähnlichen Entzündungen und After-Organisationen geneigt. — Noch mufs ich hier einer anomalen Krankheit erwähnen, mit welcher eine 35 jährige Ehefrau, welche ordentlich menstruirt ist,

aber nie empfing, im Anfange Mays schon befallen wurde, die in diesem Monat die höchste Stufe erreichte und von welcher sie — einer Art Lähmung des Vorderarms und der Hände — am Ende dieses Jahres noch nicht ganz befreiet worden ist. Die Hauptbeschwerden, über welche sie Anfangs klagte, waren Kolik-Schmerzen, anhaltende Uebligkeiten mit Erbrechen einer Grünspan ähnlichen Galle, gänzlich verlorne Eſslust, Schlaflosigkeit und Leibesverstopfung. Da weder eine Schwangerschaft, noch ein Leibesschaden zum Grunde dieser Krankheits-Erscheinungen lag, so wies das Ganze auf Nervenleiden der Abdominal-Ganglien hin, und dem zu Folge wurde sie mit Baldrian, Kampfer, Opium, Asand, Castoreum, Bilsenkraut-Extract, Kirschlorbeer-Wasser u. s. w. mit abwechselndem Erfolg behandelt, bis endlich Stahlmittel mit künstlichen Bädern aus Eisenvitriol mit Branntwein und wohlriechenden Kräutern versetzt, deren sie in diesem und dem folgenden Monat gegen 20 nahm, die erspriefslichsten Dienste thaten. Denn der Unterleib wurde ganz frei, Eſslust, Schlaf, Verdauung u. s. w. kehrten wieder, nur aber zog diese partielle Nervenschwäche sich mehr nach den Brust-

ganglien, und mit allen diesen Vorkehrungen nebst den täglich wiederholten Einreibungen der flüchtigen Salbe mit Kampfer, Vitriolaether und Canthariden-Tinctur versetzt, im Rückgrat etc. konnte einer die obern Gliedmafsen bedrohenden Lähmung nicht ausgewichen werden, die dieser sonst so fleifsigen Hausfrau um so lästiger fiel, als sie dadurch gehindert wurde, weibliche Verrichtungen, als Nähen, Stricken, ja nicht einmal Seidezupfen zu verrichten. Jedoch nahm diese Schwäche bei dem Gebrauche der Biertrebern in folgendem Winter merklich ab, und feineres Gefühl, leichtere willkührliche Beweglichkeit trat in die Finger und mit aller Zuversicht läfst sich künftigen Sommer durch den Gebrauch des Töplitzer, oder eines andern hiezu dienlichen Bades diese partielle Lähmung, welche vom Unterleibe oder *Plexu solari* ausging und von der ich schon einmal weitläuftiger sprach, gänzlich heben. — Die Witterung war sehr veränderlich, meistens zwar warm, doch hatten wir am 19ten und 20sten ungewöhnlich kalte, rauhe Tage: es fiel wenig Regen, der meistens von Donnerwettern begleitet wurde.

August.

Nur in den ersten Tagen dieses Monates regnete es viel, nachher hatten wir schöne, heiſse Erndte-Zeit, ganz geeignet, die Getreidearten gut und trocken vom Felde nach Hause zu bringen. Demohngeachtet lieſsen sich selten Donnerwetter hören, gegen das Ende aber kamen ein paarmal starke Nebel mit kühlen Morgen und Abenden vor.

Der wichtigen Krankheiten gab es eben nicht viele, doch hatten wir noch immer *Nervenfieber* auch *Kardialgien*, das *Scharlachfieber* war bösartig, und tödtete in der Stadt, so wie auch auf dem benachbarten Lande, viele Kinder. Auch herrschten noch immer *dreitägige Fieber*, die zuweilen, vorzüglich unter Kopfschmerzen, sich larvirten, aber nicht schwer zu verscheuchen waren. *Brechkoliken* mit *Durchfällen* sind den ganzen Monat über an der Tagesordnung gewesen; überhaupt litten die meisten Patienten an verschiedenen Formen von Krankheiten des *Unterleibs* und der *Haut*, welche *Schwäche* zur Ursache hatten. Einige bekamen *Diarrhöen* allein, auch zuweilen mit Zwang und Blutstreifen verbunden: eigentli-

che *Ruhren* aber sah ich nicht, wohl aber eine *häutige Bräune* an einem jährigen Jungen, die mit dem Tod endete, weil nur zwölf Stunden vor demselben nach ärztlicher Hülfe gesandt wurde. — Viele Frauen litten an zu lange währender Reinigung, die man richtiger *Mutterblutflüsse* nennen, und mit den gewöhnlichen Mitteln, als der Zimmttinctur, dem *Dover*schen Pulver etc. stillen konnte. Von 61 Kranken verlohr ich zwar *fünf*, doch sollte ich eigentlich den Jungen, der an der häutigen Bräune und einen andern, von 20 Wochen, der an der Auszehrung von verstopften Gekrös-Drüsen starb, deswegen nicht auf meine Rechnung setzen, weil sie beide schon dem Tode nahe waren, als ich gerufen wurde. Denn der Junge mit der *Angin. membran.* starb den andern Morgen schon, und der Zweite nach ein paar Tagen, obgleich Eichelcaffé, Malagawein nebst andern stärkenden Arzneimitteln gereicht wurden. — Am 2ten August verlohr ich eine 68 jährige Bäckerfrau an Entkräftung und Brand, die ich im Monat Mai bereits an einem Nervenfieber zu behandeln hatte. — Den 5ten starb mir ein 36 jähriges, sonst sehr rüstiges Weib, an der *schwarzen Gelb-*

ucht, nachdem sie am 23sten April in jener Schreckens- und Feuer-Nacht, in welcher ihr wohl eingerichtetes Gast- und Brau-Haus zu *Stadtamhof* von dem fliehenden Feind verbrannt und ihr dadurch ein Schaden von mehr als 40,000 Gulden verursacht wurde, auf das freie Feld mit ihrem Mann und zwei Kindern, um das Leben zu retten, sich geflüchtet und durch diese geistige und körperliche Anstrengungen den Grund zu ihrer letzten Krankheit gelegt hatte. Denn kaum bewohnte sie einige Tage die benachbarte ländliche Hütte, so klagte sie über schlaflose Nächte, gänzlich verlohrne Efslust, grofse Mattigkeiten, wozu sich eine Gelbsucht über den ganzen Körper gesellte, weswegen ich am 15ten Juli zu Rathe gezogen wurde. So oft sie mich sah, klagte sie mit Seufzen und Thränen über ihren erlittenen Verlust und über ihre durch Schrecken und Jammer herabgesunkene Kräfte. Gegen die über den ganzen Körper verbreitete Gelbsucht reichte ich ℞. *Extract. Gramin. liq. unc. j. Liq. terr. fol. Tartar. Elix. stom. visc. ana unc. Sem. Aq. Cinnamom. vin. unc. jj.* Alle zwei Stunden einen halben Efslöffel mit so gutem Erfolg, dafs nach einigen Tagen die Efslust

sammt Schlaf langsam wiederkehrten, die weifs lehmigten Excremente sich braun färbten, auch die Gelbsucht merklich abnahm. Leider aber währten diese tröstliche Ansichten nicht lange. Denn schon am 2ten August fand ich sie äufserst entkräftet, ganz entstellt, nicht sowohl gelb, als vielmehr schwarzbraun, die Efslust gering, den Puls schwach, so wie den Durst unlöschlich und Ohnmachten beim Aufseyn während des Bettmachens: der Harn war dick und dunkelgrün. Bei dem Gebrauch einer gelind stärkenden der oben genannten ähnlichen Arznei mit etwas Laudanum versetzt, nahm der Ekel in etwas ab, und dafür kam Verlangen nach Bier. Am 8ten erhielt ich Morgens die Nachricht, dafs Patientin den gestrigen Nachmittag und diese Nacht wieder oft gebrochen, und vor Ueblichkeiten nicht geschlafen habe. Ich schickte ihr *Tinctur. Cinnam. dr. jj. Liq. ol. Sylv. Vin. Huxh. ana dr. j.* worauf sie in meiner Gegenwart vor 10 Uhr den genossenen Caffé und viel Wasser wegbrach: nun folgten auch noch einige Entleerungen nach unten, mit welchen die Ueblichkeiten und das Erbrechen aufhörten. Nach 11 Uhr afs sie einige Löffel Weinsuppe, klagte über

nichts als Mattigkeiten, und entschlief für immer vor 2 Uhr Mittag. Sie starb an einer völligen Entkräftung, die zum Theil auch daher zu erklären ist, weil die Galle so lange mit dem Blute und folglich auch im Gehirne circulirte, und die gehörige Chylification und Nutrition gehindert wurden. Die Leiche zu eröffnen, wurde nicht gestattet. — Mein dritter Todter war ein 49 jähriger Gerichtsdiener, welcher in jüngern bis spät in die männlichen Jahre ein starker Bier- und seit kurzem auch ein Branntwein-Trinker war. Er kränkelte schon seit einigen Monaten und klagte besonders über verlorne Eſslust und öfteres Erbrechen, wogegen er bereits verschiedene Mittel genommen hatte. Als ich ihn zum erstenmal sah, fand ich ihn sehr abgezehrt mit unverkennbarem Schleichfieber. Die durch so langes unmäſsiges Trinken äuſserst geschwächte Verdauungs-Organe waren mit Kunst-Anstrengung nicht mehr in gehörige Thätigkeit zu versetzen; wenn auch die Eſslust besser wurde und das Brechen ausblieb, so war das nur immer von kurzer Dauer, und der Entkräftete starb in der Mitte dieses Monats ganz abgezehrt, weil hier das Reproductions-System aufhörte sei-

ne Functionen zu verrichten, oder vielmehr, weil das Ganglien-System im Unterleibe außser Stand gesetzt war, seine wichtige Rolle zu spielen, von welchem *Ackermann* *) so wahr und richtig sagt: „*Duo sphaerae* „*animalis hemisphaeria mutuo inter se ne-* „*xu uniuntur nervoso quodam systemate,* „*quod nervum organicum merito, mi-* „*nus apte systema gangliforme recentiores,* „*veteres autem nervum sympathicum mag-* „*num compellarunt. Hoc systema est me-* „*dium et intergerinum inter vitam automa-* „*ticam et animalem, et reciprocas sustinet* „*inter utramque vitam relationes et diffe-* „*rentias, queis ex uno et altero vitae late-* „*re sphaera ad unitatem tendit, conser-* „*vat.*“

September.

Die herrschende Constitution war im Anfange die *rheumatisch-biliöse*, welche aber gegen die Mitte und das Ende zu in die *rheumatisch-catarrhalische* überging. Daher waren nicht allein *rein rheumatische Fieber*, sondern

*) *De construendis, cognoscendis et curandis Febribus Epitome, auctore Jac. Frid. Ackermann. Vol. I. pag. 212.*

auch noch viele *Brechdurchfälle*, *Diarrhöen* mit *Leibschmerzen*, *Zwang* und etwas *Blutabgang* an der Tagesordnung. Sechs Stunden von Regensburg gegen Nord-Ost zu kam hie und da ein wahrer *Ruhrpatient* vor. Später waren *Halsweh* mit und ohne Aphthen und Exulceration, *Katarrhe* und *Husten* nicht selten. Auch fuhren hie und da *Mißfälle* und die *kalten Fieber* noch immer fort zu belästigen: diese waren meistens dreitägige, selten viertägig. Unter Kindern — sparsam auch unter Erwachsenen — zeigte sich der *Scharlach-Friesel* meistens gutartig, mit Abhäutung der Epidermis und selten mit darauf folgender Geschwulst begleitet. — Gegen das Ende gab es *Glieder-Gicht-* und *Nervenfieber-Patienten*, von denen ich ein 43jähriges, vorher immer gesundes Weib nicht retten konnte, eine 68 jährige Wittwe aber, die zwölf Kinder getragen hatte, endlich dennoch glücklich durchbrachte. Die Krankheits-Geschichte beider Frauen war kurz diese. Zur esten wurde ich erst am 4ten Tage der Krankheit gerufen, wo die Entkräftung schon auf das Außerste gesteigert und das Gemeingefühl befangen war: jene verrieth ihr *Dasein durch* schnellen zitternden Puls etc.

und dieses durch Phantasien. Ob ich schon die gewöhnlich angezeigten Mittel, als *Valerian. Arnica, Kampfer, Angelic. Liq. C. C. succin. Blasenpflaster* etc. in reichen oft wiederholten Gaben anwenden liefs, so war doch die Kunst zu ohnmächtig, um da zu retten, wo gewifs kein örtlicher organischer Fehler zum Grunde lag, sondern die Krankheit jene Nerven-Gebilde ergriff, auf welche die Heilmittel directe einzuwirken pflegen, wie solches der Fall bei jedem Typhus ist. Am 9ten Tag fand ich sie bei meinem Morgenbesuch auf dem Todtenbrete: die Umstehenden sagten mir, dafs sie vor Mitternacht sehr schwer zu athmen angefangen, mit den Fingern unaufhörlich am Bettuche gespielt habe und ganz sanft gegen Morgen verschieden sey. — Die 68 jährige Wittwe, deren ich oben im Monat Juli schon erwähnte, überstand zwar das Nervenfieber glücklich, aber sehr langsam, weil bei ihr alle Arzneimittel Ekel und Erbrechen verursachten, so dafs selbst Melissenthee mit Wein oder Hoffmanns Tropfen Brechen erregten. Diese letzten Zufälle, nebst Schlaflosigkeit, hielten auch nach überstandenem Nervenfieber täglich zwei bis dreimal so regelmäfsig an, dafs

ich mit die verhärtete Bauchspeicheldrüse
oder ein anderes Abdominal-Eingeweide als
Ursache dieser Erscheinung dachte. Ver-
schiedene Magenelixire, *Punsch-Essenz*, *Tinc-
tur. Ambr. comp. Ol. Cajeput mit Zucker*,
Opium etc. Nichts von alle dem stillte das-
selbe oder erweckte Eſslust. Ich stand da-
her von allen weitern Arzneimitteln ab, lieſs
ihr blos Morgens und Abends eine stärkende
Nervensalbe mit *Balsam. Nucist.* und *Laud.
liq.* in die Herzgrube einreiben und einen
Umschlag von gekochtem Hopfen und Wer-
muth in Wein darüber legen. Nach Verlauf
von einigen Tagen erwachte bei ihr ein lei-
ses Verlangen nach dem Wasser eines be-
nachbarten fleiſsig geschöpften Brunnens, das
sie mit Lust zu trinken versicherte und sel-
ten mehr wegbrach. Wieder nach einigen
Tagen verlangte sie Salat mit Eſsig und ge-
schmolzener Butter angemacht, und das Was-
[illegible] verwechselte sie mit neuem Bier: bei-
[illegible] wurde nicht mehr weggebrochen: nun
[illegible] ihr auch an, nach gerösteten oder
[illegible]chmoorten Erdäpfeln zu ge-
[illegible] Kost blieb sie einige
[illegible]er Ekel vor Fleisch
[illegible] so erholte, daſs

sie ihren gewöhnlichen Verrichtungen — wiewohl ziemlich spät und langsam, erst gegen das Ende des Jahres — wieder vorstehen und nach und nach auch Fleisch sammt der derben, ländlichen Hausmannskost, wie vordem, vertragen konnte. Bei dieser Kur hat wohl die Kunst wenig, Mutter Natur aber das meiste gethan. Es gab zwar Zeiten, in welchen die Heilkräfte derselben bezweifelt, und die Aerzte nicht Diener, sondern Herren der Natur genannt wurden. Sicher aber würde diese Patientin ein Opfer der Kunst geworden seyn, wenn hartnäckig auf Arzneinehmen bestanden worden wäre. — Desto thätiger aber verwandte sich die Kunst in diesem Monat, bei einem 74 jährigen, übrigens noch robusten Greis, welcher durch die Feuer- und Schrekkens-Scenen im April gleichfalls einen beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen und an seiner Gesundheit erlitt, auch seitdem immer in sich gekehrt, kleinmüthig, nachdenkend und traurig war. Am 12. d. wurde er plötzlich mit Magendrücken, Neigungen zum Erbrechen, Schwindel etc. befallen, wogegen ihm unverzüglich eine Auflösung von zwei Gran Brechweinstein im Zimmet-

Wa-

wasser, löffelweis und später ein reizendes Klystier mit Weinessig gereicht wurde, weil alle Sinne gewichen, leichte Convulsionen eingetreten, keine Pulsschläge zu fühlen waren und der Patient dem Tode nahe zu seyn schien. Ein zweites ähnliches Klystier, Blasenpflaster auf die beiden Waden, Senfumschläge auf die Fufssohlen, und alle Viertelstunden einige Tropfen vom *Ol. Cajeput. Naphth. Vitriol. ana dr. j ß. Tinctur. Valerian. vol. dr. j.* brachten allmählig den Abwesenden wieder zu sich, so dafs er den folgenden Morgen nur über grofse Mattigkeiten und Brennen seiner Waden klagte. Nachdem die wieder angefangene Brechweinstein-Solution ein paarmal gewirkt, und zwei tüchtige Ausleerungen gemacht hatte, so wufste er von alle dem, was vor- und gestern mit ihm vorging, selbst nicht einmal dafs er *Versehen* wurde (die Sterbsacramente erhielt) nichts. Am vierten Tage traf ich ihn schon wieder aufser dem Bette an, und da er über nichts besonders klagte, so schrieb ich ihm auch weiter nichts, als ein passendes Regime und Visceral-Pillen vor, weil er zur Leibesverstopfung sehr geneigt war, und verliefs ihn ganz hergestellt, ja ungleich

munterer und zufriedner mit seinem Geschikke, als er vor diesem Anfall war.

Die ersten vier Tage hatten wir schöne Zeit, dann regnete es viel, war feucht, neblicht, und mit schnellern Schritten als gewöhnlich rückte der Herbst heran. Von 58 Behandelten entriſs mir der Tod, auſser der oben gedachten *Nervenfieber-Patientin*, einen 62 jährigen *Kapuziner-Pater*, der ehedem viel am Podagra, seit Jahr und Tag aber an Erscheinungen einer anomalen Gicht litt, die sich entfernt durch abnehmende Vitalität im Kreislauf der Säfte und der Respirations-Organe ankündigte, sich hierauf mit einer Brustwassersucht und völliger Entkräftung endete. — Meine *dritte Todte* war eine 31 jährige Wöchnerin, welche ein paar Stunden nach einer künstlichen Entbindung sanft verschied. Als ich sie am 15. Morgens zum erstenmal sah, sagte sie mir, daſs sie vom Abend 8 Uhr bis 11 heftige Wehen gehabt und während einer derselben einen plötzlichen Schmerz im Unterleibe mit Brennen empfunden hab[illegible] seitdem alle Geburtswehen aufg[illegible] Ich
te eine *Zerreissu*

da immer etwas hellrothes Blut aus der Scheide ausflöfs. Ein sogleich herbei gerufener sehr erfahrner Geburtshelfer befreite in kurzem die Kreisende von einem todt zur Welt gekommenen, ausgetragenen Kinde, dem fünften seit ihrer Verheirathung, und bald darauf auch von der Nachgeburt. Da ich nach dieser Wendung gar keinen Puls mehr fühlte, so liefs ich Kraftbrühen, stärkende Mittel u. s. w. reichen und den Priester in der Nähe bleiben. Nach einer kleinen Stunde war sie eine Leiche. — Bei Eröffnung des Unterleibes kam sehr viel geronnenes Blut, so wie auch die dünnen Gedärme und der Grund der Mutter zum Vorschein, welche die Gröfse eines Kopfes hatte. Der Rifs war unten, am Hals derselben links gegen das Schaambein hin, gegen drei Zoll. Das obere Becken fand man sehr verengt und maafs nur dritthalb Zoll vom Heiligen- bis zum Schlofs-Bein. Im zarten Alter war diese Unglückliche rachitisch: natürlich konnte sie daher kein ausgetragenes lebendes Kind bei dieser Verengung gebären. Merkwürdig war die Dicke und Zusammenziehung des Uterus, welche auch nach dem Tode noch fortgeschehen mufste, weil die Mutter

nach der Wendung keine volle Stunde mehr lebte und der Fruchtträger doch schon so verengt sich vorfand: die Dicke des Fundus war über drei Queer-Finger im Durchschnitt, ganz weifs und derb, wie Speck beim Durchschneiden.

October.

Noch war die herrschende Constitution *rheumatisch-catarrhalisch*, daher kamen nicht nur *Husten*, *Halsweh* und *Catarrhe* etc., sondern auch hartnäckige *rheumatische Fieber* vor, und der Schmerz, welcher einzelne fleischige Theile an den obern oder untern Extremitäten befiel, war ohnerachtet der innerlich und äufserlich angewandten Mittel sehr langsam zu beseitigen. *Viertägige Fieber*, *falsche Pocken*, *Hämorrhoidal-Koliken*, *Gesichts-Rothlaufe* und hartnäckige *Kardialgien* kamen nicht selten vor. — Eine sehr merkwürdige *Angina* mit Vereiterung der Mandeln und Geschwulst an der Zunge hatte ich an einer 68 jährigen Wittwe zu behandeln, deren Verlauf über 14 Tage währte. Die beiden Geschwüre der Mandeln gingen zwar bald nach einander auf, die Geschwulst der Zunge aber, unten mit Schwämm-

chen ganz überzogen, war so grofs, dafs sie zwischen den Schneidezähnen hervorragte, und das Sprechen und Schlingen unmöglich machte. Man konnte daher nicht in den Hals sehen, weil die Zunge den ganzen innern Raum des Mundes ausfüllte und sich nicht herab drücken liefs. Dabei war das Fieber und die Entkräftung grofs: Blasenpflaster um den Hals linderten nicht viel, mehr aber wiederholte Einspritzungen, wodurch nach einigen Tagen das Platzen eines dritten Geschwürs im Rachen befördert wurde, woraus viel stinkender Eiter mit Blut flofs. Bitterwasser mit Milch und zuweilen auch dünne laue Fleischsuppe wurde gegen den unlöschlichen Durst nur mit vieler Anstrengung in kleinsten Gaben herabgebracht, bis nach und nach die Geschwulst der Zunge wieder abnahm und das Sprechen etwas verständlicher wurde. Reinigende Gurgelwasser und stärkende Arzneimittel mit passender Kost brachten endlich die Gesundheit langsam wieder. — Fast alle *Podagristen* hatten Anfälle von ihrem Uebel und bei vielen war etwas Asthmatisches damit verbunden, doch erholten sich die meisten gegen sonst, ziemlich geschwinde von ihrem

Paroxysmus, so heftig und ungestüm derselbe auch eintrat. — *Wehe Köpfe* kamen bei drei- bis vierjährigen Kindern häufiger als sonst vor. Die Ursache dieser Beschwerde mag wohl Vollsaftigkeit seyn, weil die Drüsen in diesem Alter mehr Stoff zum Wachsthum etc. ausscheiden, als diese zarte thierische Oekonomie verarbeiten kann. Dieser Ueberschufs wird von der Natur da abgesetzt, wo ein gröfserer Grad der Wärme statt hat. Dazu ist wohl der Kopf und dessen behaarter Theil am einladendsten. Warum wir aber diese Krankheit bei Thieren nicht beobachten, mag wohl darin aufzusuchen seyn, weil die Entwickelung ihres Körpers viel schneller, als die eines Menschen geschieht, und daher nicht leicht Ueberschufs von Säften sich vorfinden kann. — Welch ein staunender Unterschied zwischen dem Wachsthum eines ein-, zweijährigen Füllens, Kalbes etc. und dem eines Kindes! — Diejenigen, welche schwache Lungen hatten, litten in diesem Monat sehr an Husten, Schnupfen etc. und bereiteten sich allmählig zur Lungenschwindsucht vor. — Auf dem benachbarten Lande besuchte ich einen 24jährigen Bauernsohn, der seit 20 Wochen nicht

mehr vom Bett kam, ziemlich abgezehrt und mit einer ganz eignen Brustkrankheit behaftet war. Bereits im Februar empfand derselbe während des Hebens und Tragens der Getraide-Säcke auf der einen Schulter einen schnell vorübergehenden Schmerz in der linken Brusthöhle, auf welchen er aber lange nicht achtete, bis endlich derselbe so heftig wurde, daſs er nicht mehr auſser dem Bette seyn und nur auf der linken Seite liegen konnte, dabei über Kurzathmigkeit, öftern Husten und schmerzhafte Völle in der Brust klagte, als ob ihm daselbst etwas zerspringen wollte. Als ich ihn nackend vor mir stehen lieſs, konnte er die gerade Stellung nicht lange aushalten, sondern lieſs den Kopf gegen die linke Brust sinken, die ich nach vorne und hinten zu merklich erweitert und diesen Theil des Thorax hervorragend fand. Das Klopfen und die Völle in derselben, als ob daselbst etwas zerplatzen wollte, machte dem Kranken das Athmen lästig und ihn oft seufzen. Ich erklärte mir das Ursächliche von allen diesen Erscheinungen aus *aneurismatischen* Erweiterungen in den Schlagadern nahe beim Herzen, um so mehr, da der Puls klein, kaum zu fühlen und irregu-

lär war: rieth blos Einreibungen der flüchtigen und Fingerhut-Salbe mit Bilsenkrautöl bereitet, kleine Gaben der *Tinct. digit. aether.* auf Zucker, und weissagte einen plötzlichen Tod, der nach ein paar Wochen auch erfolgte. Schade! dass die Entfernung mir die Leichenöffnung nicht gestattete. —

Im Ganzen war die Anzahl der Kranken nicht groſs und minderte sich noch merklicher gegen das Ende des Monats, der zwar trocken und schön, aber kalt war: denn im Anfang desselben sah man fast schon in allen Oefen das Feuer brennen: ich hatte nur 46 Kranke zu besorgen, von denen mir dennoch *drei* starben: nämlich 1) ein 27 jähriger Webergesell an der *Vereiterung der Lungen*, an der er seit einem halben Jahre bereits erkrankt lag; 2) ein fünf Tage alter Junge am *Trismo*, und 3) ein 53 jähriger Reitknecht, welcher seit Jahr und Tag schon an wassersüchtigen Zufällen litt, auch einmal angezapft wurde und endlich an der ganzen rechten Seite einige Tage vor seinem Ende gelähmt wurde, worauf er am 28sten *apoplectisch* starb. Nachdem durch den vor vier Wochen unternommenen Bauchstich gegen

20 Pfund Wasser abgelassen worden waren, so flofs die ersten Tage der Urin zwar häufig und nur die Schenkel und Füſse blieben ötematös angelaufen, das Scrotum aber und der Unterleib wasserleer. Der Kranke wähnte auch nun seiner Genesung nahe zu seyn, weil er gut schlief, mit Lust aſs und gut verdaute, auch ungleich mehr harnte, als er trank. Schade aber, daſs diese günstigen Ansichten nur 14 Tage währten: denn der gute Appetit verschwand allmählig, der gesunde natürliche Schlaf ging in Sopor über: er lallte unverständlich, und diese halbseitige Lähmung verbreitete sich über den ganzen Körper, ergriff auch das Gehirn und endete mit einem sanften Tod.

November.

Die *catarrhalisch-rheumatische Constitution* blieb auch in diesem Monat die herrschende: die erstere äuſserte sich durch *rauhe Hälse, Schnupfen, Husten*, leichtes *Halsweh:* nur einmal sah ich bei einem 58jährigen Kutscher einen *Seitenstich*, der eine Aderlaſs erheischte, worauf kritische Schweisse, dicker Harn mit gekochtem Auswurf sich einstellten und die Krankheit am neunten

Tage entschieden war. Die *Lungensüchtigen* und *Podagristen* beschäftigten die Aerzte ziemlich, besonders kamen *arthritische Koliken* und *Magenkrämpfe*, *Mifsfälle* im dritten Monat und wahre *Nerven-Schläge* vorzüglich bei Gichtpatienten vor. Auch ein *epileptischer* 48 jähriger Zimmermann, welcher in seiner Jugend nie und nur erst seit vier Monaten mit dieser fürchterlichen Krankheit behaftet ist, suchte ärztliche Hülfe: weder Fall, Stofs, Schreck, Aerger etc. brachte den ersten Paroxysmus hervor, der ihn bei seiner Arbeit überraschte und sinnlos zu Boden warf, nachdem er kurz zuvor ein heisses Laufen oder Heraufsteigen vom rechten Fufs, Bein und Schenkel nach dem Unterleib und Kopf bemerkt hatte. Ich rieth ihm bei diesem Vorgefühl sogleich ein breites Band fest oberhalb des Knies anzulegen, wodurch auch einigemal der Ausbruch der Fallsucht glücklich abgewandt wurde. Selbst im Schlaf befiel ihn ein paarmal dieses Uebel. — Am besten lassen sich wohl diese epileptischen, so schwer zu heilenden Anfälle daraus erklären, dafs durch kurz vorher gegangene erhöhte Thätigkeit eines einzelnen Nervenastes eine plötzliche Unthätigkeit, Art

Lähmung des Nervenwesens, besonders des Gemeingefühls eintritt, wodurch das Muskularsystem die Oberhand erhält, und dadurch blitzschnell zuerst das Hinfallen und dann die heftigsten Convulsionen beginnen; die nicht eher aufhören, als bis allmählig die Nervenkraft (*Aura oxygena*) in die Muskeln wieder eintritt, worauf diese heftigen convulsivischen Bewegungen aufhören, die Besinnkraft mit äufserster Entkräftung wiederkehrt, und das Gleichgewicht zwischen diesen beiden Systemen hergestellt ist. — Das Aufsteigen der *Aura epileptica* scheint auf so was Aehnliches hinzuweisen. Nur Schade! dafs die Physiologen mit dieser Erklärung nicht zufrieden gestellt werden, indem sie gar nicht für erwiesen annehmen, dafs auf Zurückweichen der Nerventhätigkeit Zusammenziehungen des Muskels erfolge, Ruhe im Muskel hingegen durch gleichförmige Einwirkung der Nerventhätigkeit bewirkt werde. — Ein sehr bösartiges *Blatter-Rothlauf* mit einer Entzündung und Vereiterung im rechten Ohr hatte ich an einer 38 jährigen Frau zu besorgen, das von der rechten Gesichtsseite nach der linken und von da wieder zur rechten wandelte, zu-

gleich mit heftigem Fieber, Phantasiren etc. begleitet war und gegen drei Wochen währte.

Die Zahl meiner Kranken belief sich nur auf 45, von denen ich ein acht Wochen altes Kind an Convulsionen verlohr, die von Verdauungs-Beschwerden herrührten, weil es nicht von der Mutter, sondern mit Milchbrei und Wasser genährt wurde. — Die Witterung war trübe, feucht und sehr veränderlich, ein paarmal fror es tüchtig, worauf auch etwas Schnee fiel, den aber das Thauwetter bald wieder schmolz, nur fünf helle Winternächte hatten wir: sowohl im zu - als abnehmenden Monde regnete es, jedoch war dieser Monat weniger mit Regen begleitet, als sonst gewöhnlich.

December.

Die Witterung war nicht kalt, wohl aber feucht und sehr veränderlich. Am 26sten und 27sten fiel häufig Schnee, der aber bei bald eingefallenem Thauwetter wieder schmolz. Wir hatten im ganzen Monat nicht fünf Tage, an welchen der Wärmemseser Morgens unter Zero stand. Kein Wunder also, daſs auch der Krankheits-Genius *catarrhalisch*-

rheumatisch blieb. *Husten*, *rauhe Hälse*, *Halsweh* mit und ohne Schwämmchen, mit und ohne Vereiterung, so wie auch *Rheumatismen*, *Hüftweh* etc. waren an der Tagesordnung, auch die *Gicht* kam vor und besonders litt eine bejahrte Köchin und Verehrerin des Branntweingläschens an derselben und besonders am Chiragra sehr peinlich. Einem jungen Landwirth, welcher an einer *Lungenentzündung* erkrankt lag, erleichterte und heilte eine Arm-Aderlaſs zusehends. Ein heftig rheumatischer Schmerz, der sich bei einer Klosterfrau unter die rechte Kniescheibe fixirte, wurde nicht so schnell durch Blasenpflaster, und durch das Auflegen der dick auf Leinwand aufgestrichnen Styrax-Salbe etc. als vielmehr durch trockne aromatische Kräutersäckchen mit Kampfer und durch das Einreiben der *Cirillischen* Salbe in die Fuſssohle der leidenden Seite geheilt. — Bei einem 13jährigen Mädchen, welches sich durch das frühe Morgen-Schulegehen erkältete, äuſserte sich dieses rheumatische Leiden durch nächtliche Koliken mit fünf bis neunmaligen Durchfällen begleitet; da die Zunge rein und die Eſslust gut war, so gab ich alle Nacht eine oder zwei Dosen von Kampfer und Opi-

um mit so ausgezeichnet schneller Wirkung, dafs nach der ersten Dose die Schmerzen und Ausleerungen sich minderten und bald ganz ausblieben. — In der zweiten Hälfte dieses Monats kam mir der *Morbus Ileus* an einem 28 jährigen Kaufmannsdiener zur Behandlung vor, der keinen Leibschaden und nie Koliken hatte. Er brach drei Tage alles zu sich Genommene weg, und ohnerachtet der reizendsten mit und ohne Opium gesetzten Klystiere, gingen weder Blähungen noch Excremente ab. Der Leib war sehr schmerzhaft aufgetrieben, bis endlich fünf Gran Calomel mit $\frac{1}{4}$ Gran Opium alle zwei Stunden gegeben, nicht mehr weggebrochen wurden und Stuhlgänge sich einfanden, die mit Ricinusöl, Bitterwasser etc. unterhalten wurden. — Gegen das Ende dieses Monats bekam ich einen 22 jährigen Müllers-Sohn zu behandeln, der am dritten Tage erkrankt, mit trüben, thränenden Augen, halb taub, kurz an einer *Nervosa stupida* da lag. Senf-Umschläge auf die Waden, ein Blasenpflaster in die Herzgrube, und wiederholte Gaben von Kampfer in einem saturirten Baldrian-Aufguſs brachten bei diesem jungen Subject alles schnell in das normale Gleichgewicht und

am fünften Tag der Krankheit fing ein eiterartiger, mit unerträglichem Gestank verbundener Ausfluſs durch das linke Nasenloch zu gehen an, der den Kopf heiferer machte, die Taubheit sammt dem Fieber verminderte, und erquickenden natürlichen Schlaf ohne Phantasiren nebst der Eſslust allmählig wieder herbeiführte. — *Zahnweh* und *eingebundene Gesichter* stieſsen einem in jeder Straſse auf, auch herrschte hie und da unter Kindern das *Scharlachfieber*, auch *Miſsfälle* und *Frühgeburten* kamen sparsam vor. — Von 72 Kranken verlohr ich in diesem Monat keinen: doch nahm ich vier Patienten, welche die Kunst nicht retten kann, in das künftige Jahr mit hinüber: nämlich zwei Lungenschwindsüchtige: 1) eine Frau von 26 Jahren, die die Anlage zu dieser Krankheit mit zur Welt brachte, Blutspucken sammt andern Brustkrankheiten wiederholt und schon sechs Kinder getragen hatte; 2) einen 42 jährigen kinderlosen Bedienten; 3) einen 68 jährigen Klostergeistlichen, welcher gleichfalls an einem Lungendefect und endlich, 4) einen 69jährigen Apotheker, welcher an verstopften Eingeweiden leidet und welchen ich im August schon von den gewöhnlichen

Zufällen einer Brustwassersucht, als dunkel gefärbtem wenigen Harnabgang, Schnell- und Kurz-Athmigkeit, Nichtliegen können, geschwollenen Händen etc. mit *Senega*, *Scilla* *Digital. purp.* etc. glücklich mittelst copiösen und mit dem Getränk in keinem Verhältnifs stehenden Harnabgang befreite. — Schwerlich wird Einer dieser vier Kranken das künftige Frühjahr erleben, weil bei ihrem Uebel organische, nicht zu beseitigende Fehler zum Grunde liegen. — In allem hatte ich also das ganze Jahr über 796 Kranke zu behandeln, von denen mir der Tod 30 entrifs.

II.

II.

Ueber die Anwendung des Merkurs in der häutigen Bräune.

Vom

Hofmedicus Sachse

in Schwerin.

Zweites Bruchstück. *)

Den amerikanischen Aerzten verdanken wir vorzüglich die Anwendung dieses vortrefflichen Mittels, welches besonders in der Kinderpraxis so wichtig ist, weil es nicht schmeckt, und in so geringfügiger Masse gegeben werden kann. Nachdem uns *Michaëlis* mit den

*) Ich freue mich, den Lesern hier im voraus ein Bruchstück aus dem zweiten Bande des trefflichen und klassischen Werks des Verfassers über die Hautbräune mittheilen zu können, da derselbe erst später im Druck erscheinen wird.

d. H.

Beobachtungen dieser bekannt machte; nachdem *Lentin* einen vorzüglich grofsen Werth auf seine äufsere Anwendung setzte, und man in Deutschland mehrere Versuche damit anstellte, wurde man so enthusiastisch dafür eingenommen, dafs *Girtanner*, dem es auf ein paar Worte mehr oder weniger nicht ankam, behauptete: Es heile den Croup so sicher, als China das Wechselfieber. (Kinder-Krankheiten p. 299), und dafs es jetzt kaum Aerzte giebt, die nicht Gebrauch davon machten. Wir wollen zuerst das Urtheil der Beobachter selbst hören:

Kuhn, einer der ersten Aerzte in Philadelphia, dessen Zeugnifs also sehr wichtig ist, hält weder viel von Blutausleerungen, noch von Vesicatorien und Brechmitteln, er verläfst sich fast allein auf Calomel, und hat von seiner Wirksamkeit die häufigsten und glänzendsten Beweise. Vorher verlor er viele Kranke, seitdem er aber Calomel gab, sehr wenig, und wenn er es früh geben konnte, keinen. — Nur bei dringender Vollblütigkeit läfst er vorher zur Ader.

Bard in Neuyork, gebrauchte es, nach *Michaelis* dann, wenn die meisten Kranken schon durch andere Mittel gerettet waren,

chters Chir. Bibl. 6 *B. p.* 165) dies
och aber wenigstens bei dem Kinde
ler Fall, dem man Calomel reichlich
eil man eine brandige Bräune zu se-
aubte, es wurde ohne Blutausleerung
ırch Quecksilber geheilt.

'dmann in Philadelphia versicherte *Mi-*
, viele damit gerettet zu haben, wo
ankheit schon einige Tage vernach-
war. (*Michaelis* Med. Bibl. 1 B. p. 112.)

ish gebrauchte den Merkur, ebenda-
Dobson in Liverpool, *Archer* in Ma-
, und auch *Anderson* bediente sich
ıen mit gutem Erfolg. Letzterer be-
: diesen Nutzen 1802 aufs neue, und
keinen von *sieben* Kranken, die er in
Ionaten damit behandelte.

n hier nicht Wiederholungen nöthig
en, will ich die deutschen Beobachter
r

, worin man den Quecksilber giebt,

ıführen. — Schon 1668 sagte *J. G.*
'hius (De salivatione mercuriali):
wir nicht so furchtsam wegen der Sa-
n wären, würden wir mehr wichtige
heiten heilen. Man hat sie auch bei

Säuglingen manchmal mit Vortheil angewandt.

Hamilton gab *2 jährigen* Kindern in *12 Stunden* 36 *Gran* Calomel, und einem *sieben Monat alten* in 3 Tagen 81 Gran (*Michaelis* Vorrede zu *Home* p. IX) folglich die starke Dose *von 27 Gran auf den Tag.*

Bard gab Kindern *von* 3 *bis* 4 *Jahren* in 5 — 6 Tagen 30 — 40 Gran (also circa 7 *Gran auf den Tag.* (*Richter* Chir. Bibl. V B. p. 745.

Kuhn dagegen giebt *einem 2 jährigen Kinde* 3—4 mal täglich 5—6 Gran (18 *Gran auf den Tag*) und wenn dadurch nicht in sechs, höchstens 12 Stunden, ganz augenscheinlich Besserung bewirkt wird, hält er die Kranken für verloren. (*Michaelis* Med. Bibl. 1 B. p. 112.)

Anderson gab einem Kinde *von* 3 *Jahren* in 24 Stunden 18 *Gran; einem Kinde von* 4 *Jahren* binnen 50 *Stunden* 45 *Gran.* Einem schon agonisirenden Kinde *von* 18 *Monaten*, wo die Krankheit ohne alle Ordnung, zuerst mit einem Brechmittel, dann mit warmen Bädern, dann mit Vesicatorien, dann erst mit Blutigeln behandelt war, gab er den Abend des 3ten Tages *drei Gran*

alomel, darauf erfolgte Nachlafs. Den 4ten
ag gab er Morgens und Abends wieder 3
ran (*in 24 Stunden also 9 Gran*). Den
en Tag war das Kind munter. Der Merkur
urde noch in gleicher Dose zwei Tage fort-
setzt, nachher noch 2 Gran Abends mit Ja-
ppe gegeben, und der Kranke war gene-
a. (l. c. Journal. p. 235—37.)

Michaelis d. j. rettete ein 3jähriges Kind
irch 44 Gran *Mercurius dulcis*, welche er
nerhalb dreier Tage gegeben, und versi-
ert, dafs es ganz unnütz sei, ihn in klei-
rn Gaben zu reichen. (l. c. p. 58—61.)

John Archer setzte zuerst auf die Sene-
(s. oben) sein Vertrauen, wenn aber die
ankheit schon zu sehr avancirt, die Respi-
tion schon pfeiffend, die Stimme scharf
worden war, und der obere Theil des Un-
rleibes unter die Rippenknorpel zurückge-
gen wurde, gab er den versüfsten Queck-
ber in so grofsen, und so oft wiederholten
sen, dafs Hals- und Munddrüsen möglichst
ld davon, und durch die gleichzeitigen
nreibungen, angegriffen wurden. (l. c.
155.)

Redmann gab den kleinsten Kindern
e 3 Stunden 3 Gran, *bis sie* 15 *Gran be-*

kommen hatten und stark laxirten (*Michaelis* Med. Bibl. p. 112.)

Rademacher empfiehlt dagegen im 10ten Bande dieses Journals *in 24 Stunden nur* 8 *Gran*,

Thilenius gab einem 6 jährigen Mädchen täglich 3mal einen Scrupel Quecksilber-Zukker trocken in den Mund, am 4ten und 6ten Tage ein Vomitiv und sie genas. (l. c. p. 52.) In der neuen Ausgabe seiner Schrift sagt er p. 59: Seitdem er durch *Michaelis*, *Lentin*, *Wichmann* von dieser Krankheit besser unterrichtet geworden, und durch eigne Beobachtungen belehrt, den Merkur dreister angewandt habe, sei er doppelt glücklich gewesen, und habe zuletzt 3 von 4 gerettet. Er giebt *einjährigen* Kindern *alle Stunden* 1 Gran, *zweijährigen* 1 ½ bis 2 *Gran*, älteren etwas mehr, Zugleich läſst er Salbe einreiben p. 61. Das *Redmann*'sche Verfahren tadelt er, weil der Merkur zu bald durchpassire, ohne auf den Sitz des Uebels hinlänglich gewirkt zu haben, p. 62.

Maerker gab alle 2 Stunden ein bis zwei Gran Calomel (ohne Erfolg.)

Mahon gebrauchte es nach den Blutigeln, Brechmitteln und Blasenpflastern in

starken Dosen. Einem Knaben von 5 Jahren gab er *in 3 Tagen 59 Gran* Calomel *und* 10 *Quentchen* von der starken *Quecksilber-Salbe* zum Einreiben, (also blos innerlich 19 *Gran auf den Tag.*) Ein Mädchen von 4 Jahren bekam 7 Gran und ℨj Salbe weniger. (Allg. med. Annalen 1802. Mai.)

Hecker gab einem 9jährigen Mädchen Morgens und Abends 3 Gran, gemischt mit ½ Gran Bilsenkraut-Extract, später, des Abends 6 Gran und *hinterher Manna zum Abführen.* Neue Erkältung verhinderte die Heilung. — Dem 5jährigen Bruder gab er *alle 2 Stunden einen Gran*, liefs *zugleich Quecksilber-Salbe* einreiben, und 32 Gran waren zur ganzen Wiederherstellung erforderlich. Zugleich wurden Brechmittel, Hyoscyamus und Ipecacuanha in kleinen Dosen angewandt, (l. c. S. 11—13.)

Rumsey gab einem, *kaum ein Jahr alten*, sehr schwer kranken Säugling, *alle 2—3 Stunden ½ Gran Calomel*, er besserte sich schon den folgenden Morgen, *bekam Auswurf* und *purgirte*, nachdem er 4 Dosen genommen. *Nach 12 Gran* war er den 10ten Tag besser. (l. c. p. 174. 75.) — Ein ande-

rer Knabe, dessen Alter nicht angegeben ist, der den Croup 4 Tage gehabt hatte, ehe er allgemeine Zufälle bekam, muſste vom 4ten Tage an, *alle 4 Stunden* ein Pulver aus 2½ *Gran* Calomel, und eben so viel Kreide nehmen. Der *Merkur lösete* die Pseudomembran und bewirkte die Genesung. Im Ganzen wurden 40 Gran Calomel und ℨiij Salbe in sieben Tagen verbraucht. — Ein 14 monatlicher Säugling, dem gleich den 2ten Tag Calomel gegeben wurde, hatte bis zur Genesung am 5ten Tage, 14 Gran und ℨij Salbe nöthig. (p. 178.) — Ein anderer Säugling wurde nach 2 Gran besser. — Hier muſs ich aber bemerken, daſs die meisten Fälle, die *Rumsey* beobachtete, nur leicht waren, und daſs er mit edler Freimüthigkeit bekennt, daſs damals, als er angefangen den Quecksilber zu geben, die epidemische Constitution der Krankheit schon zu Ende gewesen, und es wäre daher noch nicht zu folgern, daſs er die Wirksamkeit im Anfange der Epidemie auch gehabt haben würde. (p. 179. 80.)

Winkler in Altenburg rettete ein Kind mit 4 Dosen versüſsten Quecksilbers, jede zu 2 Gran. (Med. Annalen Sept. 1802.)

Neumann in Halberstadt rettete eins von 2½ Jahren mit einer Auflösung von einem Gran Sublimat in 10 Quentchen Wasser und 10 Gran Thebaischer Tinctur, alle 3 Stunden zu 20 Tropfen gegeben. (l. c. p. 440.)

Most sah mehrere Kinder, wie er meint, nach der *Lentin*'schen Methode behandelt, sterben, (sie wich aber sehr wesentlich von dieser ab!) Er gab daher gleich nach der Blutausleerung, einem 4jährigen, 40 Stunden kranken Mädchen, alle 2 Stunden einen Gran vom *Hahnemann*'schen Quecksilber mit ⅛ Gran Opium und verordnete dabei ein diaphoretisches Verhalten. Schon nach der 3ten Gabe war die Besserung merklich, und nach der 4ten war die Lebensgefahr gehoben. Ein Brechmittel und auflösende mit stärkenden Arzneien machten den Beschluſs der Kur. — Ein zweijähriger Knabe wurde auf eben die Art behandelt, und genaſs bald, so ängstlich auch schon seine Zufälle waren. Herr Dr. *Most* räth daher, mit *Lentins* Methode noch Quecksilber zu verbinden.

Boehmer gebrauchte den Quecksilber äuſserlich und innerlich mit ausgezeichnetem Nutzen. (*Michaelis* Med. Bibl. 1 B. p. 113.)

Ein Recensent in der Salzburger Zeitung 1796. 2 B. behandelte den Croup einigemal eben so glücklich damit, gab ihn in möglichst starken Dosen und kurz hinter einander; zwischendurch liefs er Brechmittel nehmen und ein warmes Verhalten beobachten.

Hr. Dr. *Albers* hat schon in *Duncans Annals of medicine f. th. Y.* 1800 *Vol. V.* p. 384 eine Beobachtung mitgetheilt, die von der guten Wirkung des Quecksilbers zeugt, selbst wenn man spät gerufen wird; er zieht den *Hahnemann*schen allen übrigen vor, und giebt alle 2 Stunden einen Gran mit Opium um Diarrhöe zu vermeiden, welche die beabsichtigste Wirkung des Merkurs stöhrt.

Harles wandte in den ersten 24 Stunden die *Lentin*sche Methode im Wesentlichen vergebens an, deswegen gab er dem zweijährigen Kinde ⅓ Gran Calomel mit eben so viel Kermes. Nach 24 Stunden war die Gefahr schon gehoben, und nach abermals 24 Stunden, während dem 8 Dosen der Pulver eingenommen waren, wurden mehrere Stücken einer wahren Schleimhaut ausgehustet. (Journ. d. ausl. m. Lit. März 1802. p. 337.)

Augustin theilt nun auch eine Beobachtung mit, die zur Bestätigung der Heilkräfte des Quecksilbers und des Opiums dienen soll, die mir aber das nicht zu beweisen scheinet. Nach der Vorschrift sollte freilich die Kranke *alle 2 Stunden einen halben Gran* Calomel und ¼ Gran Opium haben; aber sie bekam, (vielleicht weil sie soporös wurde?) den Tag *nur eins* von diesen Pulvern. Den 3ten Tag ist wieder nur *von einem* die Rede. Den 4ten war das Kind (*nach einer Ausleerung*) viel besser; (unmöglich kann man diese Besserung und die Beförderung des Auswurfs der geringen Gabe des Quecksilbers zuschreiben, und man sieht sich gern nach Nebenmitteln um, die dies effectuiren konnten; sicher waren auch der Brechweinstein und der Riverische Trank wirksamer, als der geschickte Beobachter glaubt!) — Den 5ten war alles wieder schlimmer, es wurde aufs neue *nur ein Pulver* gegeben, und Quecksilber-Salbe eingerieben. Dies geschah auch den 6ten. *Ein Lavement erleichterte.* Den 7ten wurde Ammoniak-Gummi und *alle* 3 *Stunden* ⅓ *Gran* Merkur mit eben so viel Opium gegeben, worauf ein

Auswurf dicker membranöser Klumpen und Sprache erfolgte. (l. c. p. 16. 17. etc.)

Loeffler sagt in seinem Wissenswürdigsten für Aerzte 2 B. p. 725: Ehe ich mit mehrerer Kühnheit das Quecksilber anwandte, hatte ich das Unglück, mehrere an der häutigen Bräune sterben zu sehen, aber durch dieses Mittel wurden meine Bemühungen mit einem bessern Erfolg gekrönt. Er räth daher vor allem, innerlich das Calomel und äufserlich das *Unguentum neapolitanum* mit *Camphor* zu gebrauchen, und zwar um so reichlicher, je länger die Krankheit schon gedauert hat, und je heftiger die Anfälle sind.

Herr Geh. R. *Schäffer in Regensburg* löfste durch Quecksilber, in- und äufserlich, die Membran in der Luftröhre auf, und leerte sie durch dann gegebene Ipecacuanha und Plummers Pulver aus. (Ueber Zeit- und Volkskrankheiten der Jahre 1806 und 7 in und um Regensburg).

Unter den neuesten Aerzten, welche dem Quecksilber-Lobreden halten, steht der, wahrscheinlich schon in Amerika für dies Mittel gewonnene, Hr. Professor *Autenrieth*, wie schon erwähnt ist, oben an. Er gab es sogleich, wenn ein kleiner Frost den Ausbruch

verkündigte. (Vielleicht also oft ohne mit Gewiſsheit die Gegenwart des Croups bestimmen zu können.) — Einem etwan 5—6*jährigen* Kinde gab er *alle Stunden einen Gran* mit zwei Gran Magnesia um das Erbrechen zu verhüten, (was andere, und ich selbst sehr gern haben, ja durch Zusätze von Goldschwefel, dem der Vf. sehr abhold ist, zu befördern suchen, sobald das Geprässel Lösung der Pseudomembran anzeigt, — die Schwere des Quecksilbers macht, daſs er selbst nicht wieder ausgebrochen wird. —). Erforderte es die Stärke des Fiebers, so gab er *alle halbe Stunden, ja alle 20 Minuten ein* solches *Pulver*, in seltnen Fällen *zwei auf einmal.* — Zwölf bis 18 Gran waren meistens hinreichend in ein oder anderthalb Tagen die günstige Revolution (Versetzung des Krankheits-Materials nach dem Unterleib) hervor zu bringen. — Kleinere Kinder bekamen nur ein halbes, nur ein Drittel vom Pulver. — Je früher, je geringer die Dosis (l. c. p. 35.) — Er giebt lieber öfter, als zu viel auf einmal (p. 37.) — Vom zuviel sah er nie Schaden, selbst von 40 Gran bei einen 5½jährigen Knaben, in 24 Stunden gegeben, nicht. (p. 30. 31.) *Es kam weder Bauchentzündung*, noch Sali-

vation, keine Diarrhöe (die doch der Vf. nach S. 28, für so wesentlich kritisch hält.) keine nachherige Verletzung der Constitution (deuten aber nicht (p. 37.) das blasse Gesicht, der sehr gesunkene Puls, die Bewustlosigkeit, das Geräusch im Unterleibe ohne Oeffnung, weswegen der Vf. nach gehobener Krankheit, eine tödliche Paralysis fürchtete, dahin?) — Man könne aufhören den Quecksilber zu geben, wenn der Ton des Hustens jedesmaliges Schleim-Aufbringen anzeige. (p. 38.) — Eine 24 stündige ernstliche Anwendung des Quecksilbers war hinreichend, den Tod zu entfernen, selbst wenn Hr. A. erst nach 2 Tagen gerufen wurde, bei 2 Kindern waren schon 3 Tage verstrichen, und dennoch genasen alle. Gerade diese allgemeine Wirksamkeit macht es glaublich, daſs Hr. Prof. *Autenrieth* den wahren Croup nicht immer gesehen, daſs er ihn zuweilen mit dem, oben beschriebenen, falschen verwechselt habe, wie wäre es sonst möglich, daſs andere Aerzte, die den Quecksilber in nicht weniger groſsen Dosen gaben, nicht auch so glücklich hätten seyn sollen? — Der verdienstvolle *Jahn* versichert, daſs er öfter unglücklich, als glücklich in Behandlung des

Croups gewesen, obgleich er mit dem Gebrauch des Quecksilbers nicht sparsam war, (praktische *Materia Medica* 2 B. p. 32.) — Der Vf. meint zwar, die Aerzte hätten nicht darauf gesehen, ob die Quantität der Stärke des Uebels auch angemessen gewesen. Eine Beschuldigung, die viele Aerzte gewiſs nicht trifft! man sehe nur die interessanten Beobachtungen der Hrn. Professoren *Grapengieſser* (im Hornschen Archiv l. c.) und *Horsch* l. c. p. 128. 29. deren Kranke, fruchtlos alle halbe, ja alle Viertelstunden $\frac{1}{2}$ bis 1 Gran Quecksilber bekamen. — Auch mir scheint es, daſs ich die Dosen, geleitet von den englischen Beobachtern, ehe der Vf. seine Versuche für die praktische Heilkunde schrieb, dem Grade der Krankheit gemäſs eingerichtet hatte, und dennoch starben mir Kranke beim reichlichsten Gebrauch des Quecksilbers.

Hier nun *einige Krankheitsgeschichten*, zur Bestätigung:

Des Cantor *Bergners* Tochter, *meine 14te Kranke*, ein gesundes, blondes, corpulentes Mädchen, hatte den Croup schon über 48 Stunden gehabt als ich gerufen wurde,

weil man die Krankheit für einen Catarrhal-Husten gehalten hatte, welchen sich die Patientinn nach einer Erhitzung und darauf folgenden Erkältung im Kreuzgange, in dessen Nähe sie wohnte, zugezogen hatte; der langsame Athemzug war schon anhaltend pfeiffend und sehr beschwerlich, ein bellender trockner Husten plagte sie ungemein, das Gesicht war roth, die Haut mäfsig heifs und trocken, als ich sie den 25sten November 1804 Mittags sah. Der Urin war sparsam; der Leib verstopft, das Schlingen ohne Beschwerde. Im Schlunde war nichts zu sehen, die Halsdrüsen nicht geschwollen. — Der Vater des Kindes hatte stets die fliefsende güldne Ader gehabt, die Mutter oft Nasenbluten, ein Bruder hatte schon als Knabe die Hämorrhoiden. Das bestimmte mich um so mehr gleich 3 Blutigel an den Kehlkopf zu setzen, und die *Lentin*sche Methode anzuwenden, obgleich die Krankheit schon weit gediehen war. Zwei Gran Brechweinstein und ℥ij *Oxymel squilliticum* machten kaum Uebelkeit.

Den 26sten früh war das Uebel um nichts gemindert, das Vesicatorium gleich unter den Blutigel-Wunden, hatte gehörig ge-

gezogen, die Mercurial-Salbe war am Halse eingerieben, die Beine mit Flanel-Tüchern gebähet. Die Lavements hatten wenig gewirkt. Nur die hohe Röthe des Gesichts, und die Hitze waren gemindert. Ich liefs dem Senega- und Ammoniac-Saft heute 2 *mal* 3 *Gran Calomel* beimischen, absichtlich in diesen gröfseren Dosen, um damit zugleich Erbrechen hervor zu bringen, aber das geschah nicht. Der Leib blieb verstopft und ich war gezwungen reizendere Lavements zu geben, welche verhärtete Massen wegschafften.

Den 27*sten*, (am 5ten Tage der Krankheit), mehr Verschlimmerung, der Athem war so hell klingend, als würde er durch eine Metallröhre gezogen, blieb immer pfeifend, selbst in der wenigen Zeit, worin in der Nacht ein leichter Schlummer kam. Jetzt konnte das arme Geschöpf kaum 4 Minuten Ruhe finden. Wenn der Husten (zwar seltner, aber heftiger, mehr keichhustenartig,) kommen wollte, sprang sie hoch in die Höhe, umklammerte mit heiserem Angstgeschrei ihre Mutter, und sank ermattet und mit Schweifs bedeckt nieder. Das Gesicht war wieder rothblau geworden, der Puls jetzt kaum zu zählen. An der weiteren Hülfe verzweifelnd,

wollte ich blos die Strangulations-Zufälle mindern, setzte noch einmal 3 Blutigel, und gab *alle 2 Stunden 2 Gran Quecksilber.*

Den 28sten, (am 6ten Krankheits-Tage) fand ich den Husten röchelnd; die immer in stärkern Quantitäten gegebenen *Lentin*schen Säfte und Kitzelungen des Gaumens mit einer weichen Feder, schafften würgend mehrere breite Streifen einer Pseudomembran weg, noch mehr ein Brechmittel, die einzelnen ausgewürgten Stücke waren so zähe, daſs ich sie ausbreiten konnte. *Mittags* fing die Brust so an zu röcheln, als ob der Tod jeden Augenblick erfolgen wollte, nach einer Stunde stellte sich aber ein convulsivisches Erbrechen ein, und sie brach jene im Kapitel von der häutigen Expectoration beschriebene, feste Röhre aus, die der Form nach aus den Bronchien gekommen und aus einer so zähen Haut gebildet war, daſs ich, ohne sie zu zerreiſsen, ein dickes Barometer-Glas durchschieben und so ihre Canal-Form zeigen konnte. — Hienach wurde alles so gebessert, daſs ich die gröſste Hoffnung schöpfte; der Athem blieb zwar pfeifend, aber ungleich sanfter, ja es erfolgte ein erquickender Schlaf; ich lieſs, durch

öftere Intermissionen bei andern Kranken getäuscht, dennoch den Merkur in obiger Menge innerlich und äufserlich fortsetzen, und jenes Krampfs beim Brechen wegen, jedem Pulver ⅛ Gran Moschus zusetzen. *Den Abend* 8 *Uhr* fand ich aber das Uebel wieder im alten Gleise. Es schien, als habe ein Aufspringen aus dem Bette, und das Laufen in blofsen Füfsen, während die Mutter das Zimmer einige Augenblicke verlassen hatte, die Verschlimmerung veranlafst. *Um* 10 *Uhr* hing schon an jedem Haare, die sich das Kind zerraufte, ein Schweifstropfen, die Hände, womit sie sich die Luftröhre zerreissen wollte, waren eiskalt. — Ich liefs nun *alle halbe Stunden ein Pulver* nehmen, fügte jedem 2 Gran Kermes hinzu, suchte mit Brechmitteln und Federn vergebens zum Brechen zu reizen. Das Gesicht wurde kirschbraun, die Lippen wie in der Blausucht. Der Leib schnellte bei jedem Athmen krampfhaft gegen den Rücken, der Urin ging unwillkührlich ab, ich konnte den Jammer nicht ohne Thränen ansehn, und freuete mich, als ich *den* 29*ten* hörte, sie habe vollendet. —

Den 30*sten* Nachmittags verrichtete ich

die Section. Die Leiche hatte sehr tief liegende, mit einem bleifarbenen Ringe umgebene Augen. Die Adern am Halse enthielten dünnflüssiges Blut. Der Körper war an vielen Stellen blau, nicht blos da, wohin das Blut vermöge seiner Schwere im todten Körper immer sinkt. Die Zunge war wenig belegt. Geschwulst im hinteren Munde war nicht da, so wenig als am Halse. Das Uebel schien die ganze Luftröhre allein eingenommen zu haben. Der Kehldeckel war natürlich, die *Rima glottis* aber so eng, daſs man kein Kartenblatt hätte durchbringen können. Ich schnitt den Kehlkopf und die ganze Luftröhre an der vordern Fläche aus einander, und fand in jenem so viel von einer weiſsgelblichen Pseudomembran, daſs von den Erhabenheiten und Vertiefungen dieses Knorpelgebäudes nichts zu sehen war. Diese Haut erstreckte sich in ganz gleichförmiger Dicke bis zur Brusthöhle herab, die ich, weil die Section heimlich geschah, nicht öffnen durfte. Ihre innere Fläche hatte gerade das unebne Ansehn, als wenn der Papiermacher seine Form mit roher Masse angefüllt und zum Bogen zurecht geschüttelt hat. Der Kanal, den sie bildete, war weder mit Schleim,

noch mit einer schäumichten Masse angefüllt. Sie war so zähe, dafs ich sie, zur Verwunderung der Anwesenden, von der innern glatten Luftröhren-Fläche ohne alle Schwierigkeiten abtrennen konnte. Diese hatte eine weifsröthliche Farbe, die ich jedoch nicht Entzündung nennen möchte, zwischen ihr und der Pseudomembran war nichts eiterartiges zu entdecken. Von Blutgefäfsen war in der Schleimhaut keine Spur, obgleich sie an Dicke und Festigkeit einem organischen Körper vollkommen glich. Ohnstreitig sind auch die Bronchien eben so angefüllt gewesen, weil die Pseudomembran in der Nähe des Thorax noch nichts von ihrer Dicke verlor, welches doch sonst zu geschehen pflegt, je tiefer sie sich herab senkt, und weil sich keine Stelle fand, die von dem früher, wahrscheinlich aus den Bronchien, ausgeworfnen häutigen Kanal bedeckt gewesen seyn konnte. Sich völlig organisiren (s. das Kap. vom Ausgange der Krankheit) und mit der Luftröhre völlig verwachsen, hätte diese Haut wohl können, aber zum Auswerfen war sie viel zu dick, und zum Ausziehen nach gemachter Bronchotomie, viel zu allgemein und gleichförmig verbreitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Merkwürdige Geschichte eines in dem Unterleibe eines Knaben vorgefundenen Foetus,

nebst zwei Abbildungen.

Von

G. W. Young,
zu London.

Uebersetzt

vom Dr. Osann,
zu Berlin. *)

John Hare, das Kind, in welchem dieser seltsame Fall sich ereignete, wurde den achtzehnten Mai 1808 geboren. Vollkommen ge-

*) Es ist merkwürdig, dass wir in wenig Jahren zweimal dieses höchst seltene Naturphänomen erlebt haben, einmal in Frankreich, das andremal in England. Ich habe die Nachricht von dem erstern in diesem Journal XX. B. 2. St. S. 154. mitgetheilt, und halte mich um so mehr verpflichtet auch die Beschrei-

sund und wohlgebildet schien er bei seiner Geburt, wurde indessen kurze Zeit nach derselben von einem heftigen, öfter wiederkehrenden Erbrechen ergriffen, wobei viel Wasser bald von gelblicher, bald von grünlicher Farbe ausgeleert wurde. Bemerkenswerth schien gleich im Anfange eine Eigenthümlichkeit in dem Baue seines Unterleibes, nämlich eine leicht wahrnehmbare Erhabenheit in der obern Seite der Wölbung der Herzgrube nach dem linken Hypochondrium zugekehrt. Die unverkennbare Zunahme des Umfanges dieser Geschwulst und das periodisch wiederkehrende Erbrechen, bewog die Mutter endlich, mich in Betreff seiner um Rath zu fragen. Den dritten September sah ich ihn zum erstenmale, und fand sein Aeusseres unverändert und ganz natürlich; noch schien er gesund und wohlgenährt zu seyn.

bung des letztern aus den trefflichen *Medical et chirurg. Transactions publifhed of the medical and chirurgical society of London*. Vol. I. 1809. pag. 234. ausführlich mitzutheilen, da, es das erstemal ist, wo dieser Fall mit anatomischer Genauigkeit untersucht und in trefflichen Abbildungen vollständig dargestellt ist. — Ich hoffe den Dank der Leser zu verdienen, daſs ich die vorzüglichsten derselben, durch die Meisterhand unsers Hrn. Director *Berger* nachgebildet, beilege. d. H.

Dafs er noch von der Brust lebe, erzählte mir seine Mutter; die Milch, welche er einsöge, sölle er bei sich behalten, aufser wenn das gallichte Erbrechen, welches nach Zwischenräumen von einer Woche oder zehn Tagen zurückzukehren pflegte, einträte. Seine Stühle waren dabei grün, und der sehr unruhige Schlaf des Nachts liefs viel Schmerzen vermuthen.

Bei der Untersuchung des Unterleibes fand ich eine weiche runde Geschwulst genau in dem obern vordern Theil der Höhlung liegend, welche sich am Rande des Brustbeines befindet. Sie nahm einen Raum ein, der durch eine eingebildete, perpendikuläre Linie von der Spitze der dritten falschen Rippe der linken Seite gezogen, und von einer, dieser begegnenden Transversallinie vom Nabel aus beschrieben wurde; so dafs dieselbe auf die linke Seite geneigt in der *regio umbilicalis* und *regio epigastrica* lag. Die Ausdehnung derselben nach der rechten Seite zu liefs sich nicht so genau bestimmen, da das Kind bei dem Druck dieses Theiles immer bedeutende Schmerzen zu empfinden schien, und die Spannung des

Unterleibes beim Schreien des Kindes, die Schwierigkeit der Untersuchung noch vermehrte. Mehr gespannt als beweglich war die ganze Geschwulst, jedoch konnte man an ihrer erhabensten Stelle, welche durch den *musculus rectus abdominis* bedeckt wurde, deutlich Fluctuation fühlen.

Aus dieser Untersuchung leuchtete mir hervor, daſs die Krankheit nicht in der Milz ihren Sitz habe; auch schien es unwahrscheinlich, daſs es eine Krankheit der Leber sey. Es blieb mir daher nichts weiter übrig, als einen besondern organischen Fehler anzunehmen; wahrscheinlich eine an dem Mesenterium, oder an den Wirbeln hängende, von einer Flüssigkeit ausgedehnte Balggeschwulst, welche vielleicht auch Hydatiden enthielt. Bei dieser mir sehr wahrscheinlichen Ansicht von der Krankheit, hatte ich freilich nichts, was der Mutter Trost und Hoffnung zur Wiederherstellung ihres Kindes hätte gewähren können, auſser was den guten Zustand der übrigen Eingeweide betraf. Fast ohne alle Hoffnung, je ihr Kind wiederhergestellt zu sehen, verlieſs mich die Mutter, und seit dieser Zeit sah ich sie

lange nicht wieder. Es war erst der siebente Januar dieses Jahres, als sie das Kind von neuem zu mir brachte, damals ein wahres, blos in Haut gehülltes Gerippe, mit einem schon ältlichen und sehr ängstlichen Gesichte. Höchst merkwürdig war mir über das Befinden des Kindes in der Zwischenzeit folgende von der Mutter mitgetheilte Nachricht: Das Kind hatte, als die Geschwulst im Unterleibe schnell an Gröſse und Umfang zunahm, und zuletzt einen Umfang von sechs und dreiſsig Zoll erreichte, sich sehr abgezehrt; mit dem Wachsthum derselben schienen sich aber die Schmerzen vermindert zu haben, wiewohl es dennoch selten schlief, und fast immer, bald schwächer, bald stärker schrie. Wenn man ihm die Brust reichen wollte, so zwang der durch den Druck der Geschwulst entstandene Schmerz ihn, sie zu verlassen, und jede andere Nahrung wurde von ihm verschmähet. Der Vergröſserung der Geschwulst ohngeachtet hatte dieselbe doch immer noch die besondere Gestalt behalten, den Unterleib nicht gleichförmig ausgedehnt, und eine Erhabenheit nach vorn gebildet, während die regiones hypogastricae weich blieben. Am drei und zwan-

zigsten December ereignete sich indefs eine in dieser Rücksicht bemerkenswerthe Veränderung, welcher wichtige Erscheinungen folgten.

Sieben Tage und sieben Nächte vor dieser Zeit waren die Leiden dieses armen Kindes unbeschreiblich. Nur allgemeine Erschöpfung, Abspannung unterbrach sein Geschrei, und jeden Augenblick hoffte man auf sein Ende. Als an dem eben genannten Tage seine Mutter ihm die Kleider wechseln wollte, zum letztenmale, wie sie glaubte, erstaunte sie, den Unterleib an der erhabenen harten Stelle nicht mehr so hart, sondern überall gleich weich zu finden. Auch bemerkte sie eine auffallende Veränderung an der Form der Geschwulst, die vordere Hervorragung war vermindert, und die Seiten des Unterleibes zwischen den letzten Rippen und der crista ossis ilium schienen mehr hervorgetrieben. Ruhe und sichtbare Erleichterung für zwei Tage und Nächte folgten. In dieser Zeit liefs er eine aufserordentliche Menge Urin, und diese übermäfsige Exkretion dauerte länger als eine Woche, und wurde mit einer ihr entsprechenden Verkleinerung des Unterleibes begleitet.

Mit Wahrscheinlichkeit liefs sich aus dieser Erzählung schließen, daſs die Geschwulst aus einem viel Flüssigkeit enthaltenden Sacke bestanden habe, daſs dieser am dreiundzwanzigsten December geplatzt, ihr flüssiger Gehalt in die Höhle des Peritonäums geflossen, und von den absorbirenden Gefäſsen dieser ausgebreiteten Membran aufgesogen worden sey.

Das Erbrechen, was vor diesem Ereigniſs täglich wiederholt hatte, hörte nun gänzlich auf, er bekam viel Appetit, lieſs sich nur mit Mühe von der Brust entfernen, nahm an Stärke zu und erhielt ein besseres Aussehen. Doch dieser glückliche Wechsel war nur von kurzer Dauer. Bald fing sich der Sack von neuem mit Wasser zu füllen an, und als ich ihn den siebenten Januar, also funfzehn Tage nach dem Platzen desselben, wieder sah, versicherte mir die Mutter, er hätte bereits beträchtlich an Gröſse zugenommen. Achtzehn und einen halben Zoll betrug damals der Umfang des Unterleibes. Die nicht gespannte Geschwulst fluctuirte, und man entdeckte deutlich durch das Gefühl einen in ihr flottirenden harten Körper, der leicht

der Hand entschlüpfte, und der, wenn man sich bemühete, ihn zu fassen, dem Kinde viel Schmerzen zu verursachen schien.

Bis zur Periode seines Todes hatte ich nun Gelegenheit genug ihn ununterbrochen zu beobachten. Die allmählig entstandene Geschwulst und die Zunahme derselben schien von einer gröfsern, mehr hervorragenden Stelle abzuhängen, wie der Augenschein und das Gefühl deutlich zeigte. Appetit und Schlaf waren gänzlich von dem Kinde gewichen. Abgezehrt wie ich den Kranken fand, verschlimmerte sich sein Aussehen täglich, und das einige Zeit ausgebliebene Erbrechen kehrte wieder zurück. In Hinsicht dieses letzten Symptomes darf ein Umstand nicht übergangen werden, welchen die Mutter schon öfters beobachtet hatte und welchen man jetzt sehr gut sehen konnte. Kurze Zeit vor jedem Erbrechen schien nämlich in der Herzgrube sich ein kleiner Sack mit einer Flüssigkeit zu füllen, wider die Geschwulst von den Knorpeln der Rippen gedrückt zu werden und auf ihr liegen zu bleiben, so dafs die Mutter bei dieser Bewegung jedesmal mit Gewifsheit die Annäherung eines Erbre-

chens voraussagen konnte. In welcher Verbindung diese Bewegungen mit dem Erbrechen des Kindes standen, blieb uns ein Räthsel, doch die nach des Kindes Tode unternommene Oeffnung erklärte dieses wunderbare Phänomen vollkommen.

Den fünf und zwanzigsten Februar starb er endlich, und zwölf Stunden darnach öffnete und untersuchte ich den Körper in Beiseyn meines Freundes, des Doctors *Birkbeck*, dessen Vorliebe für dergleichen Untersuchungen mich zu begleiten bewog.

Leichenöffnung des Kindes.

Im Umfange betrug der Unterleib genau gemessen zwei und zwanzig und einen halben Zoll. Als ich ihn aufgeschnitten hatte, kam keine Flüssigkeit aus demselben, sondern enthielt eine grofse, fast ganz runde Geschwulst, welche theilweise durchscheinend war, und von einer Flüssigkeit ausgedehnt zu werden schien. Ueber derselben im rechten hypochondrium sah man die Leber sehr verkleinert, den fundus der Gallenblase einwärts und vorwärts nach der linea alba zugekehrt. In der Herzgrube fand ich den *pylorus* auf dem obern Theil der Geschwulst

liegen, wodurch die während seines Lebens, jedem Erbrechen vorhergehende Erscheinung erklärt wurde. Der *pylorus* war so verbildet, daſs man ihn kaum wieder erkannt haben würde. Welches Mittel wäre daher auch wohl im Stande gewesen, diesen organischen Fehler zu beseitigen und zwischen dem Magen und dem Zwölffingerdarm eine ungestörte und dauernde Verbindung zu bewirken? — In bogenförmigen Windungen stieg der Zwölffingerdarm an der obern und rechten Seite der Geschwulst herab, und nahm dann hinter derselben seinen natürlichen Verlauf. Nicht wesentlich in seiner Lage war der Blinddarm verändert, das *colon ascendens* und *transversum* aber ging queer über die Geschwulst herüber etwas unter der Mitte derselben, und war fast ganz mit ihr verwachsen; die Geschwulst lag daher deutlich zwischen der Haut des mesocolon transversum; zwischen der groſsen Krümmung des Magens und dem Bogen, welchen das colon transversum beschreibt, war das durchscheinende Netz über die Geschwulst ausgebreitet; die dünnen Därme dagegen waren in das Becken und die *regio hypogastrica* hinabgedrängt worden, wo man sie, als das Kind

noch lebte, schon genau fühlen konnte. Nah am Mesenterium lag der dichte untere Theil der Geschwulst. Bevor ich aber diese Theile weglegte, bemühete ich mich, die an der Stelle zurückgebliebene Narbe zu entdecken, durch welche die Flüssigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach damals durchgeflossen seyn mufste, als alle Umstehenden einen Rifs der Blase vermutheten, doch mein Nachsuchen blieb fruchtlos.

Wo die Blase mit dem Netze bedeckt war, fand ich sie dünn und durchsichtig; dick und ganz undurchsichtig aber unter dem Bogen des Colons. Als ich den Magen aus seiner Lage aufhob, erblickte ich das Pancreas auf derselben ausgebreitet liegen, und sein durchsichtiger, sehr in die Länge gezogener Gang, der gemessen neun Zoll betrug, endigte an dem vordern und obern Theil des Duodenum und schien sich da in dasselbe zu öffnen. Ein kleiner Theil der drüsigten Substanz des Pancreas, lag weit von dem eigentlichen Körper desselben entfernt am Ende des ductus pancreaticus, nahe beim Zwölffingerdarm. Eine solche Verbildung hatte die drüsigte Substanz des Pancreas durch

den

en Umfang der Geschwulst und das diese umschliefsende Mesocolon transversum erlitten! Wer würde nicht bei einem blos flüchtigen Ueberblick diese Verbildung unbeachtet übergangen haben? —

Der Ramus spleneticus venae portarum nahm seinen Lauf an der Oberfläche der Geschwulst nach der capsula Glissoni zu, und glich mit seinen vielen Gefäfsen einem festen Bande, an welchem die ganze Geschwulst zu hängen schien. Die hintere Fläche der Geschwulst lag vorzüglich auf der Aorta, und war mit dem linken Schenkel des Zwerchfelles verwachsen. Die Arteria coeliaca schickte Zweige nach unten und vorn, um den obern Theil der Geschwulst zu erreichen, wo ihre drei Aeste sich, wie gewöhnlich, verbreiteten. Die Arteria mesenterica superior flofs abwärts nach den dünnen Gedärmen, nur mit der hintern Seite der Geschwulst verwachsen, und hinter ihr kreuzte sich, wie im natürlichen Zustande, das Rückgrat mit dem Duodenum. An der rechten Seite lag die Vena cava, jedoch in keiner Verbindung mit der Geschwulst.

Nachdem ich so genau die Lage und das Verhältnifs der Geschwulst zu den be-

nachbarten Theilen betrachtet hatte, nahm ich dieselbe aus ihrer Lage heraus, durchbohrte sie und acht und siebzig Unzen einer lymphähnlichen Feuchtigkeit, von der Farbe eines Aufgusses von grünem Thee, mit wenig Blut gefärbt, flossen heraus. Die Oeffnung wurde erweitert, um die fleischige Masse, die man beim Leben des Kindes gefühlt hatte, bloszulegen, und wie groſs war unser Erstaunen, als wir fanden, daſs dieser Körper die Gestalt und den Karacter eines menschlichen Foetus hatte.

Die vorhergegangene Beschreibung von der Lage und dem Verhältnisse dieser Geschwulst zu den natürlichen Eingeweiden des Unterleibes, wird durch die hier beigefügte erste Platte noch deutlicher werden. Man darf jedoch diese nicht als eine vollkommen genaue Darstellung der Theile betrachten, welche man bei Oeffnung des Unterleibes erblickte. Hr. *Klift*, unser talentvoller und fleiſsiger Künstler, hatte nicht Gelegenheit, die einzelnen Eingeweide in der Lage, wie sie hier vorgestellt sind, selbst zu sehen, sondern konnte, da man aus dem Unterleib schon mehrere der Haupteingeweide genommen hatte, nur die Hauptumrisse flüchtig, und unvollkommen entwerfen.

Der obere Theil der Brust stellt den Rand der Brust mit dem Carthilago xiphoidea dar (A); unmittelbar darunter sieht man die Leber mit ihrem Ligamento rotundo (B), und die Gallenblase (C); ihr Fundus ist einwärts und vorwärts nach der Linea alba zugekehrt. Unter der Leber und dem Diaphrag-

ma bis zu den Hüftbeinen ausgedehnt, sieht man die kugelichte Geschwulst liegen, während die dünnen Därme (D D D) in das Bekken und die Regio hypogastrica hinabgedrängt sind. Auf dem obern Theil der Geschwulst liegt der Magen (E); das Duodenum läuft über dieselbe schief herunter nach der rechten Seite zu. Das Pancreas hatte eine sehr spitz zulaufende Gestalt. Die kleinen drüsigen Theile desselben wurden gleich anfangs so in die Länge gezogen, dafs man sie jetzt, ganz verändert nur mit Mühe wiedererkannte; sein durchscheinender sehr langer Gang läuft nach dem Duodenum zu. Das Colon ascendens und sein Bogen liegen queer auf, doch unter der Mitte der Geschwulst, und sind mit ihr verwachsen; die Haut des Mesocolon transversum wurden bei dem allmähligen Wachsen der Geschwulst von einander getrennt, und bis zu so einem Grad ausgedehnt. Der obere Theil dieser Haut ist mit dem obern, breiten Ende der Geschwulst verwachsen (K); und der untere ist auf ähnliche Weise mit dem untern, weniger ausgedehnten Theile verbunden (L), und endigt beim Anfange des Mesenterii. Zwischen den Bogen des Colons und dem Magen war das Netz über die Geschwulst ausgebreitet, welches ihm eine andere, doch nicht fest hängende Bedeckung gewährte, und so einen losen Sack bildete, der als Duplicatur des Bauchfelles von dem Magen nach dem Colon transversum lief.

Weitläuftig noch zu entwickeln, wie durch das allmählige Wachsen der Geschwulst diese Verbildung der verschiedenen Eingeweide des Unterleibes entstand,

scheint mir ganz überflüssig. Jeder Anatom wird sich, selbst mit Leichtigkeit erklären können, wie die einzelnen, von dem Peritonaeum umkleideten Organe, aus ihrer natürlichen Lage verschoben, wie dabei ihre Bildung so verändert, und wie die im Anfange kleine Ausdehnung des Mesocolon allmählig gröfser werden mufste, bis endlich die Oberfläche desselben den ungeheuern Umfang der Geschwulst vollkommen umschlofs.

Aeufsere Gestalt des Foetus.

Mit einer Menge fettiger Materie, wie man dies oft bei neugebornen Kindern findet, war auch die Oberfläche dieses sonderbaren Geschöpfes überzogen. Man reinigte den Körper davon, und fand ihn dann so roth und gesund aussehend, dafs man ihn noch für lebend hätte halten können. Die frischen und kurzen Glieder desselben waren gedrungen und feist, und noch ganz in der natürlichen Lage, in welcher man gewöhnlich den Fötus in der Mutter findet. Durch das sehr gebogene Rückgrat hatte der Rücken eine ungewöhnliche Rundung erhalten. An jeder Seite dicht am Rumpf lagen die beiden obern Extremitäten; die untern, im Verhältnifs zu ihrer Masse kleiner, waren aufwärts nach dem vordern Theil des Körpers zugekehrt, und die Testikel mit den Zeugungstheilen lagen unter denselben versteckt

Ueber und zwischen den Schultern, auf dem obern Theil des Rumpfes, ganz an der Stelle, wo sonst der Kopf zu liegen pflegt, sah man blos eine dichte rothfleischichte

Masse liegen, und sonst nichts. Dieser Körper war ohne bestimmte Form, weich anzufühlen, und mit Vorsicht geführte Durchschnitte zeigten, dass das Gewebe desselben der pia mater glich. Mit Blutgefässen von beträchtlicher Grösse war er reichlich durchwebt, aber nirgends konnte ich eine Substanz, welche dem Gehirne oder Nervenfäden ähnlich gewesen wäre, entdecken. Um diese Masse selbst lief ein dünner, zwei und einen halben Zoll langer, weisser Faden, welcher sich bis zu dem, den ganzen Körper einhüllenden, häutigen Sack fortsetzte und an denselben befestiget war; aller Wahrscheinlichkeit nach blos eine Fortsetzung der dura mater. Ein anderer Theil dieser Haut bedeckte die vordere Fläche der Substanz der pia mater, und war damit verwachsen.

Die Hauptverbindung aber zwischen dem Foetus selbst, und der aus dem Mesocolon gebildeten häutigen Bedeckung, welche den ganzen Foetus umschloss, geschah gewiss durch den Nabel. Mit dem letztern nämlich war die Spitze einer kegelartig gestalteten, fleischigen Masse verwachsen, deren Basis an den untern Theil der häutigen, ihn umschliessenden Bedeckung festsass, unmittelbar an der Stelle, wo im Unterleibe des Knaben der Anfang des Intestinum jejunum an das Mesenterium befestigt war. Dieser kegelartige Anhang war von dunkelrother Farbe, breit, glatt und dem Gefühl nach von fleischiger Consistenz. Die Basis dieses Kegels im Umkreis gemessen betrug einen Zoll sieben Linien, seine Fortsetzung nach dem Nabel zu einen halben Zoll, und seine Aus-

dehnung nach den Seiten einen Zoll drei Linien.

Bei einem schiefen Einschnitt in seine runde Basis kam eine Menge von schwarzer, zäher Masse herausgequollen, welche sehr dem gewöhnlichen Meconium der Kinder glich. Von dem letztern fand man in den übrigen verschiedenen Windungen der Eingeweide noch mehr, da der Theil derselben, welcher zunächst lag, durch den geführten Schnitt auch eine Oeffnung erhalten hatte. Nach aller Wahrscheinlichkeit war dieser fleischige Auswuchs nicht nur ein einfacher, bedeutungsloser Nabelbruch, sondern gewährte zugleich ein wichtiges Verbindungsmittel zwischen dem Knaben und dem in seinem Unterleibe eingeschlossenen Foetus, wie sich deutlicher in der Folge zeigen wird.

Was noch von den äuſsern Eigenthümlichkeiten des Foetus bemerkt zu werden verdient, wird durch das Vergleichen der zweiten Kupfertafel einleuchtender werden.

Die erste Platte muſs, wie bereits erinnert worden, mehr als eine idealische Darstellung betrachtet werden, die drei folgenden aber sind durchaus getreue Nachbildungen und geben eine sehr richtige Ansicht von der Gröſse, Gestalt und den übrigen einzelnen bemerkenswerthen Theilen des Foetus.

Auf der zweiten Platte nämlich erblickt man den Foetus selbst, und zwar die vordere Seite desselben.

An dem obern Theil zwischen den Schultern sah man den dunkelrothen Körper der pia mater (A), welcher die Stelle des Kopfes einnahm, und den weiſsen Faden der dun

mater (B), mit dem den ganzen Foetus umschliefsenden, häutigen Sack zusammenhängend. An der Basis dieses Auswuchses waren zwei Locken von feinen, langen, hellbraunen Haar (C. C.) und unter diesen auf der Brust zwei Erhabenheiten (D. E.) Die eine an der rechten Seite hatte eine knopfähnliche Gestalt, eine runde Oberfläche, und das Ganze bestand blos aus den allgemeinen mit Fett gefüllten Bedeckungen. Die zweite kleinere Erhabenheit an der linken Seite (E.) durch seinen Stiel mit dem Körper des Foetus verbunden, enthielt Ueberreste von einigen Knochen und verdichteter Zellhaut, welche auch die allgemeinen Bedeckungen umschlossen.

An dem Nabel (G) sah man einen stark hervorgetretenen Bauch, Die noch gröfseren Fortsätze und Anhängsel desselben mufsten weggenommen werden, da man sonst von der vordern Seite des Foetus keine deutliche Ansicht hätte liefern können.

Das männliche Glied desselben hatte eine lockere und fettige Vorhaut; die Eichel von ihr unbedeckt, war schon vollkommen ausgebildet; die Urethra hatte eine deutliche Oeffnung; doch liefs ihr Kanal sich nicht weiter als eine Linie tief verfolgen. — So vollkommen ausgebildet fand ich schon diese Theile, und es blieb mir kein Zweifel übrig, dafs dieser Foetus männlichen Geschlechts sey.

Durch eine Naht in zwei gleiche Theile gespalten, liefen die Hoden nach dem After zu (K. K.), und es war keine Spur von Schaamlefzen vorhanden. Hob man das männliche Glied ein wenig in die Höhe, so fand man

unter demselben eine Abnormität, welche beim ersten Anblick das schon bestimmt ausgesprochene Geschlecht zweifelhaft zu machen schien. Man bemerkte nämlich eine weichere, röthere Stelle, mit einem kleinen Kanal an der obern Seite, der aber doch nicht tiefer, als eine Linie führte.

Die rechte untere Extremität bestand aus einem sehr kurzen Schenkel (L), einem deutlich ausgebildeten Kniegelenk (M), einem sehr kurzen Unterfuſs, natürlichem Knöchel, aber fehlerhaften Zehen. Der Rücken des Fuſses lag auf der Schulter derselben Seite, und die Fuſssohle nach vorn gekehrt. Ferse, Rücken und Höhlung des Fuſses hatten ganz die natürliche Gestalt und Richtung, nur die Menge der Zehen war ungewöhnlich. Vier sehr dünne mit Nägeln bedeckte Phalangen nahmen die Stelle des kleinen und darauf folgenden Zehe ein. Zwei, fast gestaltlose, Auswüchse standen neben diesen, von denen der eine mit einem Nagel bekleidet, und zuletzt die groſse Zehe, welche in zwei kleinere natürlich geformte, mit Nägeln versehene, gespalten war. Alle diese kleinen mitgerechnet, hatte daher der rechte Fuſs eigentlich acht Zehen.

So wie die rechte, war auch die linke Extremität abnorm gebildet. Die Schenkel, das Kniegelenk und die Schienbeine, waren ganz natürlich, und auf dem ersten Blick kenntlich; der eigentliche Fuſs aber glich einem Klumpfuſse. Die Fuſssohle lag nach auſsen dem Körper und der linken Schulter zugekehrt, die Ferse (P) und der Rücken des Fuſses (Q) dagegen einwärts gekehrt. Von dem natürlichen bekannten Bau wichen

e Zehen merklich ab. Drei kleine mit
ägeln bedeckte, gleich gebildete Zehen
cht neben einander, waren alle dem
ücken des Fußes zugekehrt. So wie der
aum an der Hand, ragte die große Zehe
abei weiter, als alle andere hervor, und
vischen dieser war ein unförmlicher Aus-
uchs (P) mit einem Nagel bekleidet. An
iesem Fuße waren also der Zahl nach fünf
ägel.

Die obere rechte Extremität war natür-
ch gebildet, nur die Gestalt und die Zahl
er Finger waren abnorm. Die ganze Hand
atte nämlich nur einen regelmäßig gebau-
en, mit einem Nagel bekleideten Finger,
am zur Seite standen zwei andere finger-
hnliche Auswüchse.

An der linken obern Extremität unter-
chied man deutlich den Ellenbogen mit sei-
em tiefen Grübchen, Oberarm, Vorderarm,
iit dem Handgelenk, die Hand und die Fin-
er. Letztere waren breit, mit Nägeln be-
eckt, und standen alle in paralleler Rich-
ung neben einander.

Eine merkwürdige Erscheinung war die
ngewöhnlich gebogene Wirbelsäule, welche
en ganzen hintern Theil des Körpers ein-
ahm. Auf jeder Seite neben ihr schien ein
heil der allgemeinen Bedeckungen abge-
treift zu seyn, und man sah statt derselben
ine circumscripte dunkelrothe Stelle, wel-
he breit an den Schultern, je näher dem
Ieiligenbein immer spitzer zulief, und end-
ich ganz verschwand. Da wo sie aufhörte
nd mit der allgemeinen Bedeckung des Foe-
us verbunden wurde, standen kurze Här-
hen, deren Anzahl sich, je näher sie dem

Becken kamen, vermehrte. In der Mitte dieser dunkelrothen Stelle, der Wirbelsäule entlang lief eine Linie, oder vielmehr eine Naht, welcher zur Seite in transverseller Richtung ebenfalls Härchen entsprangen. Alle standen unter einander in Verbindung, und wurden kürzer, je näher sie dem spitz zulaufenden Ende der rothen Stelle kamen. Zwischen ihnen und den allgemeinen Bedekkungen lag eine weiche Haut ausgebreitet, die Oberfläche war indeſs doch rauh anzufühlen, da die Härchen nicht alle gleich gebaut waren, und auch nicht alle gleiche Richtung hatten.

Bei der Oeffnung des Foetus versprachen wir uns über diese noch unentwickelten, räthselhaften Theile vielen Aufschluſs. Wir untersuchten daher mit der gröſsten Aufmerksamkeit, und fanden an den unvollkommen ausgebildeten Wirbelbeinen weder Fortsätze, noch einen knöchernen Kanal, noch eine dem Rückenmark ähnliche Substanz, dagegen diese dunkelrothe Haut mit vielen Blutgefäſsen durchwebt auf der hintern Fläche des Körpers da liegen, wo im natürlichen Zustande das Rückenmark zu liegen pflegt.

Leuchtet hieraus nicht hervor, daſs das Rückenmark noch in seiner frühesten Entwickelung begriffen war, und daſs die vorhandenen zahlreichen Gefäſse und Membranen als Stoffe zu betrachten sind, aus denen eine höher gesteigerte Bildung noch hervortreten sollte?

Da wir überzeugt waren, bei der Oeffnung des Foetus groſse Abweichungen von dem natürlichen Bau und der gewöhnlichen

Lage der einzelnen Organe zu finden, waren wir bemüht, unsere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verdoppeln.

Alle Eingeweide desselben waren in einem kleinen Raume eingeschlossen und lagen ziemlich tief. Da der ganze Körper ungewöhnlich gebogen, kurz und dabei sehr starke Glieder hatte, wurde auch dadurch die Untersuchung sehr erschwert. Niemand hatte die Entdeckung eines so merkwürdigen Foetus geahndet, man war daher nicht vorbereitet Injectionen zu machen, und selbst die Wegnahme der Eingeweide des Knaben geschah, ohne daſs man sie hätte aufbewahren können. Viele Gefäſse, deren Zweige leicht mit Wachs hätten können gefüllt werden, wurden daher durchschnitten; der häutige Sack, in welchem der Foetus lag, wurde aufgeschlitzt, und die Basis des Nabels, um seinen Inhalt zu untersuchen, zerschnitten.

Die Untersuchung begann mit einem mit der Länge des Körpers gleichlaufenden Schnitt durch die Wände des Unterleibes zur linken Seite von dem Nabel, und ein zweiter, der mit der Breite des Körpers durch den Nabel lief, vereinigte sich mit dem ersten in einem rechten Winkel. Ein häutiger Sack, der den ganzen Unterleib auszufüllen schien, kam hierauf zum Vorschein. Eine Fortsetzung desselben sah man bis durch den Nabel laufen, konnte aber diese, wegen des geführten Schnitts, nicht weiter verfolgen. Um die tiefer liegenden Theile noch genauer untersuchen zu können, machten wir einen Vertikalschnitt durch die Brust, das Rückgrat und das Becken, und nun war man im Stande, durch die Gröſse des Schnittes das Ganze

zu übersehen und ohne Schwierigkeit die Verästelung der Gefäſse zu verfolgen.

Statt des Rückgrats fanden wir blos die unvollkommen gebildeten Körper der Wirbelbeine. Die kleine Höhlung zwischen diesen und der vordern Wand des Körpers enthielt wenig, und auch diese wenigen Theile hatten nur entfernte Aehnlichkeit mit denen, welche der Rumpf gewöhnlich zu enthalten pflegt. Da war kein Zwerchfell, was die Höhle der Brust von der des Unterleibes schied, weder Herz noch Nieren, noch deutliche Zeugungsorgane. An der obern und hintern Seite dieser Höhle lag ein gefäſsreicher Körper von hellrother Farbe, welcher der Lage und dem Baue nach ein abnormes Gebilde der Lungen zu seyn schien.

Von allen innern Organen war der Speisekanal sehr deutlich ausgebildet, und der Theil der Eingeweide, welcher in dem Nabel lag, ganz natürlich.

Der Anfang desselben nahm den vordern und untern Theil des Körpers ein, füllte das ganze Becken und bildete einen häutigen Sack. Dieser verengerte sich allmählig, je näher er dem After kam, endigte mit einer Spitze, welche verwachsen war, und verschloſs so den Ausgang des Speisekanales. Etwas höher erhielt derselbe mehrere transverselle Windungen, bildete einen tief laufenden Kanal, erweiterte sich immer mehr, wurde jedoch, je näher er dem Nabel kam, immer enger und enger, und hatte endlich da ganz das Ansehen einer gewundenen Schnecke. Die Basis derselben lag in der Höhle des Unterleibes, die Spitze an dem Nabel. So beschrieb der Speisekanal drei

Krümmungen bis zum Nabel, trat in den Nabelbruch, erweiterte sich, stieg dem Nabelbruch entlang bis an die Basis desselben und war da angewachsen. Von da machte er nach dem Körper zu eine rückgängige Bewegung, doch frei, ohne angewachsen zu seyn; die concave Seite desselben war an das Mesenterium befestiget, in welchem man die natürliche Verbreitung der Gefäſse sehr gut sah. Unweit davon wurde der Durchmesser der Speiseröhre enger, bildete einen dünnern, in Hinsicht seiner Häute nach gleich starken Kanal, der sich in einen besondern dreiseitigen, frei liegenden Körper endigte. Letzterer war von dichter fleischiger Substanz und die Basis desselben genau mit dem schmälern Kanale verbunden. Eine zweite Krümmung des Darms entsprang von der andern Seite des Kanals, zwar von weniger Volumen und Gröſse, als die erste schon beschriebene, aber doch so, daſs man zwischen beiden und dem dreiseitigen Körper eine communizirende Oeffnung sehen konnte. Von dieser Krümmung, vom Mesenterium umschlungen, setzte sich der Darmkanal weiter fort und befestigte sich an die Basis des Nabelbruches, erweiterte sich sehr, hatte viel Falten und da wo er mit der Basis des Nabelbruches verwachsen, aufhörte, entdeckte man eine kleine nach auſsen führende Oeffnung, in welche man sehr gut eine Sonde einbringen konnte. Sollte man diesen kleinen Ausgang an der rechten Seite des Nabelbruches nicht vor den verbildeten After halten?

Statt mich in kleinliche, zu nichts führende Beschreibungen der einzelnen Knochen des Foetus zu verlieren, theile ich kurz

das Merkwürdigste, was ich hiervon fand, mit. An dem obern Theile des Rumpfes sah man eine unregelmäſsig gebildete knöcherne Substanz, aller Wahrscheinlichkeit nach die im ersten Entstehen begriffene Basis des Schädels. Das Rückgrat, wie schon gesagt, bestand blos aus den Körpern der Wirbelbeine. Rippen fanden wir zwar, doch wenig nur, und von unbedeutender Länge. Das Heiligenbein, die ossa inominata und Ilium auch das Os pubis waren schon ganz verknöchert. Die Körper aller Röhrenknochen waren gleichfalls verknöchert, ihre Apophyse noch knorplicht, so wie der Carpus, Tarsus und die Phalangen. Einige von den Gelenken der Knochen waren schon sehr schön ausgebildet, ihre Enden hatten Gelenkknorpel, Gelenkbänder und sie schlüpfrig erhaltenden Gelenksaft.

Muskelsubstanz fand man an dem ganzen Körper nur wenig; keine Spur davon an der hintern Fläche des Rumpfes und die vorderen Wände des Unterleibes bestanden blos aus den allgemeinen Bedeckungen, Fett und dem Peritonaeum. Um die Hüften lagen zwar einige dünne Lagen von Muskelfasern, aber kaum als solche kenntlich, sonst nichts als fettartige Masse.

Eine der interessantesten Erscheinungen in dem Bau dieses Wesens war der gänzliche Mangel an Hirnsubstanz, Rückenmark, Gefühls - und Bewegungsnerven, ein Büschel von feinen Nervenfasern ausgenommen, welches man am Nabel erblickte und welche sich in zahllose Aestchen vertheilten.

Ein Herz konnte man nicht entdecken,

gegen aber zwei Hauptstämme, aus wel-
en alle Blutgefäſse entsprangen.

Der erste gab viel Zweige an die Ex-
emitäten, und von der Mitte des Nabel-
uches aus auch an die häutige, den Foetus
nhüllende Substanz, welche an der einen
ite mit dem Nabelbruch verwachsen war.
on dem besondern Bau und den einzelnen
rzweigungen der Gefäſse, welche einen
oſsen Theil derselben bildeten, wird wei-
r unten bei genauerer Untersuchung der-
lben gesprochen werden. Derselbe zwi-
nen den Windungen der Eingeweide des
ibes fortlaufende Stamm, verbreitete viele
veige in dieselben, trat durch den Nabel,
eg zuletzt in die Lungen, wo er die Ar-
e, das Becken und die häutige Substanz der
a mater, der Stellvertreterin des fehlenden
ehirnes, mitAesten versorgte.

Der andere Hauptstamm lag an der vor-
rn rechten Seite der Lunge, wo er Zwei-
aus der pia mater, dem Rückgrat, dem
ecken und den Armen erhielt. So wie er
s dem Nabel heraustrat, entfernte er sich
lmählig von dem ersten genannten Haupt-
mme, und nahm seinen Lauf zwischen dem
rm nach den Rand desselben, und der in-
rn Oberfläche des Nabelbruchs nach der
sis desselben in gerader Richtung. An
rselben machte er eine Biegung, lief dann
ch der innern Fläche des häutigen Sak-
s, verband sich mit den obern schmalen
esenterischen Gefäſsen und verlor sich.
s ganze Gefäſs, dessen bedeutende Länge
rch das allmählige Wachsen der Blase ent-
nden war, war so mit coagulirtem Blute
füllt, daſs selbst Quecksilber keinen Durch-

gang erzwang. Man verfolgte es bis in die Nähe der mesenterischen Gefäfse, konnte aber, aller Mühe und Anstrengung ohngeachtet, nicht das eigentliche Ende desselben entdecken.

Schon aus dem frühern leuchtet ein, dafs diese Blase in ihrer Function ganz einer Placenta entsprach, und ich hielt es daher für interessant ihrem Bau eine genauere Untersuchung zu widmen.

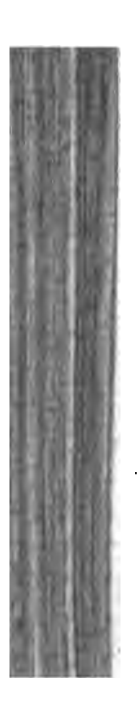
Sehr verschieden war die Stärke ihrer Häute; die dünnste Stelle davon war an dem vordern obern Theile, wo sie das Netz bedeckte und wo sie ausgedehnt durchscheinend war. Hier entdeckten wir einen Umstand, der über frühere, während des Lebens des Foetus statt habende, Ansammlung und Entleerung der Flüssigkeiten der Blase einige Aufklärung geben konnte. Zwischen den häutigen Lagen welche die Blase bildeten, entdeckten wir nemlich durch Maceration an der innern Oberfläche einen Rifs, der über einen halben Zoll lang eine beträchtliche Oeffnung hatte, und am Ende dieser gröfsern bemerkten wir eine kleinere in der äufsern Haut. Ich erkläre mir diese Oeffnung ganz einfach so. Bei der täglich wachsenden, die Häute täglich mehr spannenden Anhäufung von Flüssigkeiten in der Blase, bekam zuerst die innere Haut eine kleine Oeffnung, welche beim Abflufs der Flüssigkeiten allmählig erweitert wurde; die äufsere, gerade diesem Theile gegenüberliegende Haut, wurde durch den Druck der Flüssigkeit so sehr ausgedehnt und angespannt, bis zuletzt in derselben auch eine kleine Oeffnung entstand und dadurch ein Durchbruch

uch der Flüssigkeit in die hintere Höhle
s Peritonaeums geschah, und von da unter
r Glissonischen Kapsel in die vordere Höh-
Da die Blase von so lockerem Gewebe
ır, würden die Gefäfse derselben bald die-
n, durch partielle Entleerung entstandenen
ſs wieder verheilet haben, und dadurch ei-
r spätern Anhäufung von Wasser der Aus-
ng versperrt worden seyn.

Am dicksten waren die Häute der Bla-
an ihrer untern Seite, wovon ein Theil
e Basis des Nabelbruches bildete. Bedeckt
ırde sie von dem Peritonaeum, zwischen
m Bogen des Colon und dem Mesenterium
rch die untere Haut des Colon transver-
n und durch die obere Haut desselben,
elche auch den obern Theil der Blase be-
eidete.

Die innere Oberfläche der Blase ist mit
ner weichen Schleimmembran überzogen,
elche an der Seite des Nabelbruches zu-
ckgeschlagen war und wie abgerissen an
m Nabel des Fötus, da wo, wenn die Lage
sselben regelmäſsig ist, der Nabelstrang
ıfzuhören pflegt. An einigen Theilen der
nern Oberfläche waren einige häutige
hhuppen, welche einer abgefallenen Haut
ichen.

Aus mehreren Hautlagen von beträcht-
cher Stärke, nach Zahl und Festigkeit ver-
hieden, wurde eigentlich die Substanz der
ase gebildet. Dicker und zahlreicher wa-
n diese Häute um den Nabelbruch herum,
ıd ihm gegenüber, und ich konnte alle,
ıchdem ich sie vertikal durchschnitten hatte,
eutlich entfalten. Blut erhielten diese Häute



Worte über die Cirkulation des
Fötus zu sagen, so viel sich nemlicl
früher gesagten schlieſsen läſst. D
hatte, wie bekannt, zwei Hauptgef
kürzeres, dessen Verzweigungen sic
Extremitäten verbreiteten und mit za
Arterienästen des Knaben in der
der Blase zusammentrafen; das and
längere Gefäſs, lief die innere C
der Blase entlang und endigte a
an den hintern Theil nahe an d
mesenterischen Gefäſsen des Knabe

Betrachtet man nun die Blase
centa, so entsteht in so fern eine S
keit, da zur Bestätigung dieser
durchaus nöthig ist, daſs alle Gefäſs
sich in ihr verästeln, auch unter eina
bunden seyn müssen. Deutlich na
läſst sich dies freilich nicht, aber
doch immer noch wahrscheinlich. D
esten Untersuchung ohngeachtet, ko
nicht entdecken, wie und wo der lan

beträchtlich stark, und von demselben Bau, wie die Theile, in welchen sich die vielen andern Gefäſse verästeln. Es können daher auch mehrere Zweige davon in diesen Theil gegangen seyn. Dennoch aber, glaube ich, ist es deutlich, daſs dies Gefäſs das venöse Blut aus dem Körper des Foetus in die Blase führte, und daſs der Foetus arertielles Blut aus der Blase durch das andere doppelt verästelt, kleinere Gefäſse erhielt; wie aber diese Gefäſse ihr Blut von den äuſsersten Verästelungen des langen Venenstammes, oder von dem groſsen Zweig der Arteria colica sinistra erhielt, läſst sich nicht sinnlich darstellen.

Alle angestellten Versuche, um sich zu überzeugen, ob zwischen den Aesten der Colica sinistra und den Zweigen des kurzen Blutgefäſses in der Blase eine directe Communication vorhanden sey, blieben leider ohne glücklichen Erfolg, da der durch die Blase, an der Basis des Nabelbruches geführte Schnitt die beträchtlichsten Gefäſse verletzt hatte, und dem Quecksilber Gelegenheit verschaffte, zu schnell durchzulaufen und nicht vermöge seines Druckes in die feinern Oeffnungen einzudringen.

Zusatz des Uebersetzers.

Höchst interessant ist es gewiſs, mit der vorliegenden Geschichte des in England gefundenen Foetus und den früher in Frankreich beschriebenen Fall, welcher schon in diesem Journal mitgetheilt wurde, seltene ähnliche von älteren Aerzten und Anatomen beobachtete Fälle zu vergleichen. In dieser Hinsicht verdient ohnstreitig folgende von *Thomas Batholin* (*Th. Bartholini*

Historiarum anatomicarum rarior. centur. I. histor. 66. *pag.* 105.) erzählte Geschichte hier einen Platz:

Lazarus Colloredo, gebürtig aus Genua, sah ich zuerst in Koppenhagen, später in einem Alter von acht und zwanzig Jahren zu Basel, und immer mit großer Verwunderung. Diesem Lazarus war nämlich, wenn ich nicht irre, am osse xiphoideo ein kleiner Bruder angewachsen. Der linke Fuſs desselben und zwei Arme hingen frei herab, jede Hand hatte drei Finger; Spuren von Geschlechtstheilen waren auch vorhanden, und Ohren, Hände und Lippen konnte er bewegen. In der Brust fühlte man einen Pulsschlag, und seine Exkremente verlor der Kleine nur durch Mund, Nase und Ohren. Zu den vitalen und animalischen Funktionen schien er besondere Organe zu haben, denn er schlief, schwitzte oder bewegte sich wohl, wenn sein älterer Bruder wachte, schlief oder nicht schwitzte. In der Taufe erhielt der ältere den Namen *Lazarus*, der jüngere den Namen *Johannes Baptista*. Leber, Milz und andere natürliche Eingeweide hatten beide gemeinschaftlich. Schloſs Johannes Baptista seine Augen, so wurden auch seine Athemzüge schwächer; hielt man eine Feder vor den Mund, so bewegte sie sich kaum, eine vorgehaltene Hand aber unterschied deutlich durch das Gefühl den warmen ausgehauchten Athem. Der gewöhnlich offen stehende Mund war voller Speichel, und die Zähne standen aus demselben etwas hervor. Die meiste Nahrung von allen Theilen des Körpers, schien der Kopf zu erhalten, welcher ungleich gröſser als der des Lazarus, unförmlich und mit gerade herabhängenden Haaren bewachsen war. Sowohl Lazarus, als Johannes hatte einen Bart, bei dem ersten war er gekämmt, bei dem zweiten stand er unordentlich. Lazarus, von mäſsiger Statur, sonst wohlgebildetem Körper, und fei-

nen Sitten, ging in Hoftracht, hatte den Körper seines Bruders in einen Mantel gehüllt, so dafs man nichts davon beim ersten Gespräch mit ihm bemerkte. Ueber den Tod seines Bruders war er sehr besorgt, er fürchtete nämlich, dafs wenn dieser absterben, er auch durch den üblen Geruch, wenn er verfaule, mit umkommen werde, und schien daher mehr um das Wohlseyn seines Bruders, als um sein eigenes, besorgt. —

Ein ähnlicher merkwürdiger Mensch liefs sich 1741 zu Neapel sehen. Der Marquis *de l'Hopital*, damahls französischer Ambassadeur daselbst, sah ihn in seinem dreifsigsten Jahre und fand ihn ganz wohlgestaltet, bis auf den Bau seines Unterleibes, an welchen nämlich unter dem Brustbein in der *regio epigastrica* ein kleiner vollkommen ausgebildeter Knabe angewachsen war. (*Les ecarts de la nature, ou recueil des principales monstruosités de la nature. Paris* 1775. *No.* 21.)

Später im Jahre 1764 lebte in der Schweiz zu Ondervilliers eine Person mit ähnlicher Deformität, von welcher sie ein Chirurg durch Unterbindung der herausgewachsenen Theile befreiet haben soll.

Je seltener indessen diese Misgestaltungen bei vollkommen ausgebildeten Menschen vorkommen mögen, je häufiger findet man dergleichen auf einer niedern Stufe in der thierischen und organischen Natur. So fand man nicht selten in einem Ey ein zweites vollkommen ausgebildetes liegen. (*De ovo in ovo anseris in Commerc. noric. ann.* 1742. *pag.* 72. *Sur un ouef dans lequel on en a trouvé un autre petit formé et fort regulier* in *Journ. des scavans* 1698. *pag.* 780). *Thunberg* bekam während seines Aufenthaltes auf dem Cap der guten Hoffnung, eine Citrone, welche eine zweite in sich enthielt und von beiden hatte jede besondere Schaalen, besondere Häu-

te, besondere Kerne; (*Resa uti Europa, Africa, Asia af Thunberg Andre Delen. Upsala.* 1788. *pag.* 157) und sollten sich nicht noch viele Beispiele dieser Art an andern Baumfrüchten nachweisen lassen, welche den erzählten, bei Menschen vorkommenden Fällen vollkommen gleich, leider aber nur zu wenig beachtet werden? —

Mit dem Verwachsen eines Foetus mit dem Körper eines Knaben, scheint sein eigenthümliches Leben aufzuhören, er läfst sich dann blos als Theil dieses Organismus betrachten: und auf die niedrigste Stufe des thierischen Lebens gestellt, geht auch so die Ausbildung seiner einzelnen noch unentwickelten Organe von statten. Die Ernährung des Fötus geschah durch Gefäfse des Knaben; Nerven, Herz und Muskeln fehlten fast gänzlich, und deutet das Fehlen dieser zur Bewegung und zum Gefühl unumgänglich nothwendigen Theile, welche man in dieser Hinsicht als Repräsentanten einer gewissen Selbstständigkeit betrachten könnte, auf ein rein vegetatives Leben? — Dagegen fand man die Theile des reproductiven Systems ungleich stärker ausgebildet, Knochen, Fett, Nägel, statt der Nerven, Häute und Ligamente, statt der Muskeln Fett, und es fragt sich, ob dieser Foetus in der Zukunft nicht ganz verknöchert wäre? — So fand man schon bei dem in Frankreich entdeckten Foetus weit mehr Knochen, und *Morand (Histoire de l'Academie royal. des scienc. année* 1742. *Paris* 1752. *p.* 108) sah einmal bei einem Kinde, was 31 Jahr im Mutterleibe gelegen hatte, sogar auch die Häute, welche dasselbe im natürlichen Zustand umgaben, halb verknöchert.

Merkwürdig ist die Lage der Eingeweide des Foetus, von denen ein grofser Theil derselben noch ganz aufser dem Unterleibe liegt, und spricht sehr für die Meinung, dafs beim Embryo die Eingeweide des Unterleibes noch

nicht in der Höhle desselben liegen. Wie ließen sich ohne Annahme dieser Meinung die abnorme Lage und Versetzungen der einzelnen Eingeweide im Unterleibe, von welchen schon ältere Schriftsteller soviel merkwürdige Beispiele erwähnen, erklären? — So fand man bei der Geburt eines Kindes nicht nur Leber, Magen, Milz und die übrigen Eingeweide noch außerhalb dem Unterleibe liegend, sondern auch das Herz an dem Zwerchfell ohne Herzbeutel in einer besondern Oeffnung unter den Knorpeln. (*Martinez observatio de corde in monstroso infantulo.* 1793. *Büttner in Vaubounois memoir. de Pat.* 1713. *p.* 39.) *Lund* beschrieb ebenfalls ein neugebornes Kind, dessen Nabelbruch von außerordentlichem Umfang, beinah alle Eingeweide des Unterleibes enthielt. (*Kongl. Wetenskaps Acad. Handlinger. pag.* 240.) Sehr wichtig ist vorzüglich in dieser Hinsicht auch die Preisschrift des Hrn. Prof. *Oken über Nabelbrüche.* (Landshut. 1810.)

Ganz deutlich sieht man bei den zum Theil nach außerhalb der Unterleibshöhle gelegenen Eingeweiden dieses Foetus, wie sie nach und nach hereingezogen werden sollten, und daher diese abnorme Lage erhielten. Nach der Beschreibung liegt der unvollkommen ausgebildete After und mit diesem noch ein Theil der dicken Därme außer demselben und nur die dünnen Därme, nebst dem unvollkommen gebildeten Magen, sind in die Höhle des Unterleibes zurückgezogen worden. Gäbe dieser Umstand nicht einen lehrreichen Wink, welche Eingeweide zuerst bei den Embryonen in die Höhle des Unterleibes treten? Sollte diese Hypothese nicht auch dadurch mehr Wahrscheinlichkeit erhalten, da sie in Hinsicht ihrer Organisation, ihrer höher gesteigerten Function, auch einen höhern Platz einnehmen als die dicken und deshalb schon wahrscheinlich früher gebildet werden.

Der Umstand, daſs beide, sowohl der in Frankreich, als in England gefundene Foetus, immer im Mesocolo lagen, und die Ursach, wie sie dahin gekommen, läſst sich dann leicht erklären. Die Mutter von beiden trug nemlich ein Zwillingspaar, von welchem der eine als Embryo besser, als der andre genährt wurde. Letzterer lag sehr nahe an dem andern, verwuchs mit dessen noch außer dem Unterleibe liegenden Eingeweiden und wurde mit denselben in den Unterleib zurückgezogen. Da er aber mit der diese Eingeweide umkleidenden Haut, dem Peritonäum verwachsen war, muſste er natürlich in die Duplicatur desselben, in das Mesocolon zu liegen kommen. Auf welche andere Weise lieſs es sich erklären, daſs in beiden Fällen der Foetus gerade da lag, wohin er ohne Annahme dieser Hypothese nicht gelangen konnte?

IV.

Kurze Nachrichten und Auszüge.

1.

Ueber das Leuchten und die flüchtigen Bestandtheile des Seewassers, als Auszeichnung der Seebäder.

Ich habe in meiner Betrachtung des Seebades (Journal B. XXVIII. St. 5. S. 49.) auch der nicht nach dem Gewicht zu bestimmenden Eigenschaften des Seewassers, z. B. des Leuchtens, der wahrscheinlichen (durch Wellenschlag und organisches Leben darin erzeugten) elektrischen und magnetischen Strömungen, der riechbaren flüchtigen Bestandtheile, als wichtiger Momente für die medizinische Wirkung desselben Erwähnung gethan, und darauf den Schlufs gegründet, dafs die Seebäder nicht für identisch mit gewöhnlichen Salzbädern zu halten sind.

Es hat dagegen jemand eingewendet: das Seewasser sey in seiner absoluten Reinheit völlig geruchlos; es gebe keine nasse Elektrizitat oder elektrische Strömung; das Leuchten der See sey [illegible] die Wirkung der Elektrizität, sondern der Pho[illegible]escenz, und es

sey daher nichts Wahres an den flüchtigen Bestandtheilen des Seewassers, selbst die Wirkung des Wellenschlages gehöre unter die eingebildeten Kräfte, und ein künstliches Salzbad in der Wanne sey dem Seebad völlig gleich.

Hierauf aber dient zur Antwort:

1. Ich sprach nicht vom Seewasser in seiner absoluten Reinheit, wie es nirgends existirt, sondern von dem Seewasser, so wie wir es in der See finden, und zum Baden brauchen, welches allerdings mit vielen animalischen und fremdartigen Stoffen erfüllt ist.

2. Was die vermeintliche Nichtexistenz einer nassen Elektricität betrifft, so scheint der Kritiker dabei nicht an die galvanische Elektricität gedacht zu haben, bei der aber die Nässe wesentliche Bedingung ist, nicht an den *Torpedo* und *Gymnotus electricus*, die im Wasser Elektricität sammeln, sich damit laden, und nicht blos Ausströmungen, sondern die heftigsten Erschütterungen hervorbringen. — Dies zeigt doch wohl zur Genüge, dafs der Begriff von Nässe und Elektricität kein Widerspruch ist.

3. Sollte das Leuchten des Seewassers auch wirklich nur Wirkung der Phosphorescenz seyn, (worüber ich jedoch, wenn Männer wie *Humboldt* noch ungewifs sind, nicht geradezu entscheiden möchte), so hebt dies meines Erachtens dieses Argument für die feinere flüchtigere Wirksamkeit des Seewassers gar nicht auf, da eben diese Phosphorescenz, sie mag nun entstehen woher sie wolle, Beweis einer höchst feinen höheren Naturthätigkeit, eines innern Lebens dieses Elements, ist, was durchaus nicht ohne Einwirkung auf den hinein getauchten Organismus seyn kann.

4. Die Wirkung des Wellenschlags, diese mächtige innere Bewegung der Masse, kann doch wohl nie-

mand bezweifeln, der den Unterschied der Wirkung des bewegten Wassers (der Douche) von ruhendem, und bewegter Luft (des Windes) von ruhender kennt.

Ich finde also in allen diesen Einwendungen durchaus keinen Grund, von meiner Meinung abzugehn, und bleibe der festen Ueberzeugung, daſs das Seewasser wesentliche Eigenthümlichkeiten, und folglich das Seebad wesentliche Vorzüge vor gewöhnlichen Salzbädern habe.

Und damit sey es genug, was die Sache betrifft. — Persönlichkeiten übergehe ich, wie immer, da sie nur den Urheber und die Würde der Wissenschaft herabsetzen, und daher am besten mit Stillschweigen übergangen werden. Nur das Interesse, was ich an der Sache nahm, und einige achtbare Aufforderungen konnten mich diesmal bewegen, von meinem fest gefaſsten und durch mein ganzes literarisches Leben heilig beobachteten Grundsatz abzugehen, *mich nie zu vertheidigen.*

Ueber diesen Grundsatz, der, wie ich leider sehe, von vielen noch nicht begriffen wird, und der doch gerade jetzt, wenn wir uns je zur Höhe eines liberalen und rein wissenschaftlichen Lebens erheben wollen, so sehr beherzigt zu werden verdient, werde ich bei einer nächstens sich darbietenden Gelegenheit mehr sagen.

d. H.

2.

Der Stickstoff in allen Vegetabilien.

Bisher hatte man den Stickstoff nur in einigen Vegetalien, z. B. in den Cryptogamisten, Tetradynamisten, so auch in einigen nähern Bestandtheilen, als Eiweiſs, Kleber etc. gefunden, und im Allgemeinen den Vegetabilien keinen Stickstoff zugeschrieben. *Sausure* d. j. fand schon öfters in der Asche der Vegetabilien phosphorsau-

re Mischungen; viele Extracte verriethen das Ammonium deutlich, wenn man sie mit Kali rieb; ja selbst die Asche, welche aus *allen Vegetabilien* bei vollendetem Verbrennungsprocefs erhalten wird, zeigte mehr als zu deutlich den Stickstoff, so dafs namentlich *Saussure* eine gröfsere und geringere Vorbereitung zur Aschenbildung, während des Gasaustausches im Leben vermuthet u. s. w. jedoch der frühern Meinung zu Liebe, hielt man es für überflüssig, die Versuche über diesen Gegenstand zu wiederholen.

Für die Medizin ist es allerdings sehr wichtig stickstoffreiche Vegetabilien, von stickstoffarmen zu unterscheiden, wenn sie alle den Stickstoff enthalten. Letzteres glaube ich durch vielfältige Versuche, mit lauter phänogamischen Gewächsen, erwiesen zu haben und dadurch eine ganz neue Ansicht zu geben. Diese Versuche werde ich im 2. Hefte meines Jahrbuches der Chemie und Pharmacie, welches erst zu Ende dieses Jahres erscheinen wird, bekannt machen; aber in meinem Werke: „Die organischen Körper chemisch betrachtet," welches bald erscheint, werde ich sie schon benutzen.

Hier nur soviel, wie dem ärztlichen Publicum ganz besonders interessant seyn könnte.

Diese so wichtige Entdeckung machte ich besonders auf die Veranlassung, dafs es einigen Chemikern gelungen war, in den Producten, durchs Feuer zerstörter thierischer Körper, Säure zu finden, welche durch das prädominirende Ammonium versteckt war. Gerade so wie hier fand ich in dem sauern Wasser, welches durch die trockene Destillation der Pflanzenkörper erhalten wird, verstecktes gleichsam durch die Säure verhülltes Ammonium, — also mit demselben *den Stickstoff*.

Man nehme Kraut, Wurzel, Blumen, Frucht, Holz, Rinde von welchem Gewächse man will und verbren-

ne es in einer Retorte, oder setze es der trocknen Destillation aus. Augenblicklich wird man das Ammonium entdecken, wenn man in das saure Destillat Kali in Ueberfluſs schüttet und stark umrührt. Ein darüber gehaltenes Glasröhrchen, das mit Salzsäure befeuchtet ist, wird nicht nur durch Dämpfe das Ammonium zu erkennen geben, sondern man wird auch ohnedies das Ammonium durch den Geruch erkennen. Noch kürzlich verbrannte ich in Gegenwart meiner Zuhörer die Blätter zarter Pflanzen und zeigte ihnen das Ammonium.

Hiernach ist also bei der chemischen Unterscheidung des Pflanzenkörpers von dem Thierkörper zu sagen:

a) Die thierischen Körper sind geneigt bei der Zerstörung durch das Feuer *freies* Ammonium zu geben, *welches aber eine (dem Essig genäherte) Säure verhüllt.*

b) Die Pflanzen (wenige ausgenommen) sind geneigt bei der Verbrennung *freie* (dem Essig genäherte) Säure zu geben, *welche aber etwas Ammonium verhüllt.*

Alle organisirten Körper enthalten nun Stickstoff, und zwar die vegetabilischen weniger als die thierischen, wenn wir von Quantitäten sprechen dürfen. Mehr aber den thierischen Körpern genähert erscheinen solche Pflanzenkörper, welche unter den angeführten Umständen freies Ammonium wie die thierischen Körper geben, z. B. die obengenannten Cryptogamisten, Tetradynamisten, der *Succus caricae papayne*, das Eiweiſs, Kleber, Kautschau etc. (Vom Hrn. Prof. *Grindler* zu Dorpat.)

Inhalt.

Inhalt

des ein und dreifsigsten Bandes.

Erstes Stück.

Zweites Stück.

Drittes Stück.

Viertes Stück.

II. Ueber

Fünftes Stück.

Sechstes Stück.

Namenregister.

Sachregister.

A.

B.

C.

G.

H.

stan-

L.

W.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Bibliothek der practischen Heilkunde. Vier und zwanzigster Band. Sechstes Stück.

Inhalt.

Literarischer Anzeiger.

losenmüllers anatomisch-chirurgische Abbildungen. Mit lateinischem und deutschem Text. gr. Fol.

Bei der Beurtheilung äuſserer und innerer Krank-
eiten und bei der Vorbereitung auf irgend eine chi-
urgische Operation sowohl als bei gerichtlichen Unter-
uchungen, fühlt der praktische Arzt und Wundarzt oft
as Bedürfniſs, sich die Lage der Theile recht anschau-
ch zu machen. Meistens ist es aber hier an einer schnel-
en Aufklärung gelegen, die sich wegen der seltneren
ielegenheit, und der damit verbundenen Umständlich-
eit die wenigsten praktischen Heilkünstler durch Zer-
liederung von Leichnamen sogleich verschaffen können.
)ie meisten der jetzt vorhandenen anatomischen Abbil-
ungen haben den Zweck, die Form und Strucktur der
inzelnen mühsam von den übrigen gesonderten Theile
u erklären, aber auf die eigenthümliche Lage derselben
onnte, jedoch wegen der Zergliederung nicht immer Rück-
icht genommen werden. Dieſs veranlaſste vor mehrern
ahren in mir die Idee eine Zergliederungsmethode aus-
ndig zu machen, durch welche die wichtigsten Theile
es menschlichen Körpers mit beständiger Rücksicht auf
ıre Lage und Verbindung blosgelegt werden könnten.
Iach einer Menge von theils versuchten, theils gelun-
enen Zergliederungen, glückte es mir endlich, eine Sui-
e von anatomischen Abbildungen, die durchaus neu und
ach der Natur gefertigt sind, auszuarbeiten. Ich nahm
abei vorzüglich auf diejenigen Theile Rücksicht, welche
äufiger örtlichen Krankheiten unterworfen sind und
uchte sie so darzustellen, daſs sie mit ihren Umgebun-
en und Verbindungen auf einmal ins Auge fallen, und
ur so weit zergliedert erscheinen, als es nöthig war,
m sie sichtbar zu machen. Der Deutlichkeit wegen
vurde überall die natürliche Gröſse beibehalten, und
ie Ueberladung der Gegenstände durch die Darstellung
er äuſsersten Gefäſse und Nervenzweige vermieden;
afür aber der Lauf der gröſsern Gefäſs- und Nerven-
weige so bezeichnet, wie er im Verhältniſs zu den Mus-
eln, Häuten und andern Theilen sich darstellt. Durch
eun Durchschnitte sind die Höhlen des Körpers ihre
orm und Beschaffenheit anschaulich gemacht, und alle
heile, schichtenweise von der Oberfläche bis zu den

Knochen in ihrer Verbindung miteinander blosgelegt worden.

Nun da sich meine anatomischen Abbildungen ihrer Vollendung immer mehr nähern, so dafs sie eine möglichst vollständige Topographie der Theile des menschlichen Körpers ausmachen werden, glaube ich auf die Einrichtung des ganzen Werkes das Publikum aufmerksam machen und auf die Unterstützung desselben um so mehr rechnen zu müssen, da die Verlagshandlung diese Unternehmung bei den ungünstigsten Zeiten mit der gröfsten Uneigennützigkeit ausgeführt.

Das ganze Werk besteht aus drei Theilen und jeder Theil aus mehrern Lieferungen. Um den Ankauf zu erleichtern wird die Verlagshandlung sowohl die Theile, als die Lieferungen einzeln ablassen.

Der erste Theil enthält die Theile des Kopfes und Halses und von demselben sind bereits erschienen:

1. Lieferung, schwarz 4 Rthl. oder 7 Fl. 12 Kr.
mit ganz nach der Natur ausgemalten Kupfern 7 Rthl. od. 12 Fl. 36 Kr.

2. Lieferung, schwarz 2 Rthl. 18 Gr. od. 4 Fl. 57 Kr.
mit ganz nach der Natur ausgemalten Tafeln 5 Rthl. 6 Gr. oder 9 Fl. 27 Kr.

Der zweite Theil enthält die Theile der Brustglieder und von demselben sind bereits erschienen:

1. Lieferung, schwarz 3 Rthl. 12 Gr. od. 6 Fl. 18 Kr.
mit ganz nach der Natur ausgemalten Tafeln 6 Rthl. od. 10 Fl. 48 Kr.

2. Lieferung, schwarz 4 Rthl. od. 7 Fl. 12 Kr.
mit ganz nach der Natur ausgemalten Tafeln 7 Rthl. 12 Gr. od. 13 Fl. 30 Kr.

3. Lieferung, schwarz 4 Rthl. oder 7 Fl. 12 Kr.
mit ganz nach der Natur ausgemalten Tafeln 7 Rthl. oder 12 Fl. 36. Kr.

4. Lieferung, welche in letzter Ostermesse ausgegeben worden, und mit welcher der 2te Theil geschlossen ist.
schwarz 4 Rthl. od. 7 Fl. 12 Kr.
mit ganz nach der Natur ausgemalten Tafeln 7 Rthl. od. 12 Fl. 36 Kr.

Der dritte Theil enthält die Theile des Unterleibes und die Bauchglieder und von demselben ist erschienen.

1. Lieferung, schwarz 3 Rthl. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.
mit ganz nach der Natur ausgemalten Tafeln 5 Rthl. 12 Gr. od. 9 Fl. 54 Kr.

Ein *vollständiges Exemplar* aller bis jetzt erschienenen 7 Lieferungen kostet mit *schwarzen* Kupfern 25 *Rthl.* 18 *Gr.* oder 46 Fl. 21 Kr. mit ganz nach der *Natur ausgemalten Kupfern* auf Engl. Velin 45 *Rthl.* 6 *Gr.* oder 81 Fl. 27 Kr.

Leipzig den 1. Juli 1810.

Dr. *I. G. Rosenmüller Anat. et Chirurg. Prof. ordin.*

So eben ist bey *Karl Franz Köhler*, Buchhändler in Leipzig, erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Medicinisch - pharmacevtische Receptirkunst für angehende Aerzte, Wundärzte und Apotheker, von Christian August Brückner.

Jeder junge Arzt, insbesondere der, welcher nicht vorher, ehe er sich der Heilkunde widmete, selbst Apotheker war, weiſs, wie schwer es ist, gute, d. i. solche Arzneyformeln zu verfertigen, die weder in ärztlicher, noch in chemischer, noch endlich in pharmacevtischer Hinsicht Tadel verdienen. Auch der Apotheker befindet sich bisweilen in einer Verlegenheit, wenn er eine Form bereiten soll, in welcher Arzneykörper mit einander verbunden werden sollen, welche sich dem ersten Anschein nach nicht wohl vereinigen lassen, die aber, gehörig behandelt, ein zweckmäſsiges Ganze liefern, z. B. wenn natürliche Balsame in groſsen Quantitäten unter Pillenmassen gebracht werden sollen.

Sowohl dem Einen, als dem Andern glauben wir diese Schrift mit Recht empfehlen zu können. Beide werden sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Der Verfasser, ein Mann, der sich seit langer Zeit dem gründlichen Studium der Chemie und der Heilkunst widmete, hat nicht, wie so viele Andere, die alten schon so oft wiederholten Regeln abermals blos wiederholt, sondern ihnen auch neue hinzugefügt, und nie unterlassen, das *Warum* anzugeben, nicht etwa lauter bekannte Recepte aus den Schriften anderer Aerzte mechanisch ausgeschrieben, sondern alle Formeln, deren gegen 850 darin aufgeführt sind, sind von ihm selbst zusammengesetzt, so daſs dieses Buch als ein selbstständiges Werk zu betrachten ist.

Der Verfasser hat nicht allein vor Fehlern gegen Chemie und Pharmacie gewarnt, sondern sie auch selbst

